This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

SA 7178.25

SA 7178.25

HARVARD COLLEGE LIBRARY
SOUTH AMERICAN COLLECTION

THE GIFT OF ARCHIBALD CARY COOLIDGE, '87
AND CLARENCE LEONARD HAY, '08
IN REMEMBRANCE OF THE PAN-AMERICAN SCIENTIFIC CONGRESS
SANTIAGO DE CHILE DECEMBER MDCCCCVIII

MUSEUM IN ESSLINGEN

Reise in Columbien

in den Jahren 1825 und 1826

von

Carl August Gosselmann,
Lieutenant bei Sr. Königl. Majestät Flotte.

Aus dem Schwedischen

übersetzt

von

A. G. F. Freese,
Königl. Schwedischem Hofprediger, Adjunkten bei der Deutschen Gemeine und Rector des Deutschen Nationallyceums in Stockholm.

Zweiter Theil.

Mit einem Kupfer.

Stralsund,
in der Löfflerschen Buchhandlung.
1831.

8A7178.25

Harvard College Library
Gift of
Archibald Parv Coolidge
and
Clarence Leonard Hay
26 Jan 1910

„I am neither Your Minotaure, nor Your Centaure, nor Your Satyr, nor Your Hyæna, nor Your Babion, but Your mere Traveller — believe me!“

JOHNSON.

Reise in Columbien.

MUSEUM
ESSLINGEN

Capitel XI.

Reise auf den Andes.

Ein stiller schöner Abend ruhete in der romantischen Natur, von der die abgeschiedene Bodega bei Juntas umgeben ist. Die eilende Sonne hatte schon die Wipfel der Bäume berührt, welche den hohen Bergrücken bedecken, der das linke Ufer des Rio Verde bildet, und ein blafferer Schein am östlichen Horizonte verkündigte die Ankunft des Mondes, der bald in seinem vollen Glanze über die steilen Felsenwände emporgestiegen, sich in dem unten befindlichen Race spiegelte, dessen unruhige von Strömen und Wirbeln bewegte Wassermasse nun wie durchtriebene Silberarbeit lag, eingefaßt mit den dunkeln, holzbewachsenen Bergen. Kein Laut ließ sich in dieser einsamen Gegend hören, und kein Blatt rührte sich auf den umherstehenden Bäumen; nur das stille, dumpfe Gemurmel der tief unter den Füßen liegenden Flüsse drang in das lauschende Ohr, aber so gleichmäßig und ununterbrochen, daß es sich bald daran gewöhnte, und es als das betrachtete, was es auch wirklich an diesem Orte war — die tiefste Stille der Natur.

Die unter mir liegende schöne Aussicht betrachtend, und im Genusse der angenehmen Kühle der mich umgebenden Natur, saß ich, versunken in frohe Gefühle, unter der Halle der hoch auf dem Berge liegenden Bodega, und wünschte mir selbst Glück nun die beschwerliche Wasserreise geendigt zu haben, und mich bereits in einem gemäßigten Clima zu befinden. Auf einmal wurde das allgemeine Schweigen und meine Betrachtungen durch ein von unten her emporbringendes singendes Rufen gestört, und bald konnte ich das gewöhnliche Abschiedslied der Bogas unterscheiden, welches so viel angenehmer bei dem feierlichen, stillen Abende wiederhallte, da es bewies, daß die lange Gemeinschaft mit ihnen nun gänzlich abgebrochen war. Kurz nachher erschien auch der kleine Canot auf dem Flusse, auf welchem er mit Schnelligkeit dahineilte, wie ein kleiner dunkler Fleck auf seiner vom Monde schimmernden Oberfläche. Aber bald verschwand er hinter einer hervorragenden Landspitze, und nun hörte man allein den sich immer mehr und mehr entfernenden Gesang, der in einem beständig matteren und schwächeren Echo zwischen den hohen Bergen wiederhallend, zuletzt ganz aufhörte, und dem gleichmäßigen leisen Geräusche auf dem einsamen Flusse Platz machte.

Unterdessen war es spät Abends geworden, und es war nothwendig Anstalten zum Nachtlager zu machen, zu welchem Ende ich meinen Indianischen Bedienten nöthig hatte, der den ganzen Abend nicht sichtbar gewesen war. Nachdem ich ihn eine Weile vergebens gesucht und gerufen hatte, kam endlich der Knecht des Bodeguere, und fragte mich, wen ich suchte. Nachdem ich ihm hierauf Bescheid gegeben, antwortete er ganz kalt: „Se fue con la piraguita“! — Er

ging mit dem Canot davon. Dies wunderte mich um so mehr, da er einen solchen Entschluß auf der Reise nicht verrathen, sondern im Gegentheil sehr zufrieden geschienen hatte mir zu folgen. Indessen erfuhr ich bald, was ihn zu dieser Trennung veranlaßt hatte, da derselbe Knecht mir sagte, daß der Bursche ihm mehrere Fragen über die Art in der Provinz zu reisen gethan, und dabei große Bangigkeit vor den hohen Bergen, und der daselbst herrschenden Kälte geäußert habe. Vermuthlich hatte die Beschreibung davon ihn abgeschreckt, da er an dem niedrigen, glühend heißen Ufer des Magdalenaflusses geboren und aufgewachsen war, und er fand es deshalb für gut sich heimlich zu entfernen, um nach seiner ihm lieberen Heimath mit ihrer Hitze und ihren Musquitos zurückzukehren.

Ich war also auf einmal meiner ganzen vorigen Gesellschaft beraubt, und mußte mich deswegen um so viel enger an die schließen, welche die Bodega bewohnte. Diese bestand aus dem Bodeguere und zwei Indianern. Der erstere war ein älterer Creol, und ein ganz angenehmer Mann, mit einem reputirlichen Magen und einem vergnügten Gesichte, — zwei hier weniger allgemeinen Dingen. Sobald er gehört, daß mein Bedienter davon gegangen sey, machte er mir sogleich das Anerbieten, bei ihm die Zeit, die ich mich hier aufhalten müßte, zu leben; und nachdem er erfahren, daß ich ein Schwede war, wurden wir bald sehr gute Freunde, weil er alle Landsleute kannte, die vor einiger Zeit hier gereiset waren, und sich jetzt in der Provinz aufhielten. Er war sehr vergnügt und munter, schwatzte und lachte beständig, und da er außerdem sehr wißbegierig war, so fehlte es nie an Gegenständen zur Unterhaltung, wenig-

stens war er unerschöpflich in Fragen über die Art zu leben bei uns. Das Lieblingsstudium des Alten war indessen die Geographie, worin er doch, im Vorbeigehen gesagt, nicht so besonders zu Hause war, und da er keine Charte hatte, endigten sich unsere gelehrten Disputationen hierüber damit, auf dem Fußboden in der Bodega die Umrisse der Welttheile mit der Spitze eines Machets zu beschreiben. Was hierbei die lebhaftesten Debatten erweckte, war die Lage von Nordamerika, denn der Alte wollte durchaus, daß es dem zur Rechten liegen sollte, der von Cartagena nach Europa segelte, und ich ließ mir keine Mühe verdrießen ihn dahin zu bringen, das Gegentheil anzunehmen. Zuletzt ließ er Amerika auf seiner alten Stelle, wiewohl mit der Bedingung, daß ich auf ein Papier mit Feder und Tinte alle unsere Figuren vom Sande transportirte, damit er künftig wenigstens nicht ganze Welttheile auf den entgegengesetzten Platz hinübertanzen ließe. — Darauf kamen wir auf das weitläuftige Feld der Politik, und nachdem er lange davon gesprochen, wie mächtig die Columbier nun wären, seitdem sie die „Los pendejos *) Españoles“ verjagt hätten, und und wie glücklich und frei man jetzt in „la Republica de

*) Wird Pendeko ausgesprochen, und ist einer der größten Schimpfnamen, den ein Spanier einem andern geben kann. Es entspricht vielleicht am besten dem Schwedischen Worte Galgenvogel in der höchsten Bedeutung. Ich hörte einen Franzosen, der das Spanische, wie seine Muttersprache redete, die Bedeutung dieses Wortes erklären. Nachdem er lange alle die raffinirten Scheltwörter aufgezählt hatte, woran das Französische einen so großen Ueberfluß hat, ohne eins zu finden, mit dem er zufrieden war, rief er endlich ganz treffend aus: Mais Pendejo, Messieurs, Pendejo, c'est un mot, qu'aucun Espagnol ne peut pas digerer! —

Columbia" lebe, bedauerte er mich herzlich, daß ich einer Nation angehöre, die nicht frei sey. Nachdem ich ihm versichert hatte, daß er sich darin irre, und daß die Schwedische Nation nicht nur eine der freisten in Europa sey, sondern sich auch rühme, die älteste der jetzigen freien Nationen zu seyn, so rief er verwundert aus: „Como pueden Ustedes ser libres, quando no son Republicanos?" — Wie können Sie frei seyn, da Sie keine Republikaner sind? — Ich mußte ihn also mit Gründen und Thatsachen überzeugen, daß wir, wenn auch nicht dem Namen, sondern wenigstens der Sache selbst nach, bessere und freiere Republikaner als die Columbier wären, und es so lange bleiben würden, als die letzteren nicht aufgeklärt genug wären, die Freiheit, welche ihnen ihre Constitution giebt, recht zu genießen. Aber fügte er alsdann hinzu, was für eine Religion haben die Schweden, „No son Mahometanos?" — Sind sie nicht Muhamedaner? — Da ich ihn lachend fragte, woher er diesen Glauben bekommen hätte, antwortete er mit einer gewissen Sicherheit: „Su Rey Carlos doce estaba muy amigo de los Turcos!" — Ihr König Carl der zwölfte war ja ein sehr guter Freund der Türken. — Hierauf konnte ich nichts anders antworten als, daß, wenn Carl der zwölfte einige Zeit bei den Türken gelebt, so sey dies mehr seinem Hasse wider die Russen, als seiner Ergebenheit für die Muselmänner zuzuschreiben, und daß übrigens kein Schwede weder an Muhamed, Mecca noch den Koran glaube, und daß, wenn es jemals einen anderen gegeben haben könnte, der in gewissen Fällen den Lehren des Islams Gehör gegeben, so sey es wenigstens nicht Carl der zwölfte gewesen, der ein besserer Christ, als die meisten Katholiken gewesen

sey. Nun aber verdrängte die Geschichte von Carl dem zwölften alle weitere Unterhaltung in der Geographie und Staatswissenschaft; und so schloß sich eine Unterredung, die der Erwähnung weniger nöthig angesehen werden kann, sofern sie nicht mehr als eine Probe der Art und Weise zu raisonniren von einer Menge hiesiger, selbst vornehmer Leute, betrachtet wird, als eine Erzählung von dem, was ein wißbegieriger Zollaufseher bei dieser Gelegenheit darüber äußerte.

Den anderen Tag des Abends langte endlich eine Menge Peonen*) an, so daß ich mich für Morgen zur Abreise fertig machte. Da der Weg hierselbst so beschwerlich ist, daß er sehr oft nicht mit Mauleseln bereiset werden kann, so giebt es hier eine Menge Indianer, deren einziges Geschäft es ist, sowohl Personen als Sachen über die hohen Berge zu tragen, welche Juntas von dem Inneren der Provinz Antioquia trennen. Gewöhnt von Kindheit an mit kleinen Bürden auf den Bergen herum zu klettern, gelangen sie zuletzt zu einer Stärke und Ausdauer, über die man sich wirklich wundern muß. Die gewöhnliche Last eines solchen Peons ist die halbe Maulesellast, oder 125 Pfund, indessen es geschieht sehr oft, daß sie mehr als doppelt so viel nehmen, wenn sie Personen, Gefäße u. s. w. tragen, die nicht getheilt werden können. Mit einer solchen Carga gehen sie dann vier bis fünf Tage, beinahe unaufhörlich vom Morgen bis zum Abend, einen Weg, auf dem es sehr oft schwer, wenn nicht unmöglich für einen andern Menschen ist, ohne Last nur seinen eigenen Körper vorwärts zu schaf-

*) Peon bedeutet im allgemeinen einen Fußgänger, müßte hier aber richtiger durch Träger, Lastträger übersetzt werden.

sen. Durch diese Lebensart erhalten ihre Körper auch eine durchaus athletische Figur und Stärke und besonders würde der untere Theil desselben vollkommen zum Modell eines Hercules passen. Diese Gebirgsbewohner sind eine eigene Race, sehr verschieden von den Bewohnern der Ebenen, sowohl in Hinsicht auf ihre moralische als physische Natur. Ihre Haut ist heller oder richtiger schmutzgelb, wozu das gemäßigte Clima, in welchem sie leben, und auch der Mangel der Mischung mit Negerblut beiträgt, die man sehr oft bei den Indianern an der Küste, und an den Ufern des Magdalenaflusses trifft. In ihren länglichteren Gesichtern sind die Züge ausdrucksvoller, und auf ihrer ganzen Physiognomie ruht etwas Gutes und Schwermüthiges, das so ausgezeichnet mit dem frechen Trotze der Bewohner des niedrigen Landes im Contraste steht, und so gut ihren besseren und milderen Character andeutet, den wir weiter unten näher entwickeln werden, wenn der Umgang mit ihnen uns bessere Gelegenheit dies zu thun, giebt.

Denselben Abend miethete mein Freund, der Bodeguere, drei auserwählte Peonen, von denen er den einen, einen „muy bueno Silletero“, und die anderen, zwei „muy buenos Cargueros“ nannte, das mit Rücksicht auf ihr Gewerbe richtiger durch ein sehr gutes Reitpferd, und zwei sehr gute Packpferde übersetzt werden könnte. Unter Silletero wird nämlich ein Peon, der Menschen, und unter Carguero einer, der Waaren trägt, verstanden. Die erstere Benennung kommt von dem Worte Silla — Stuhl oder Sattel — und die letztere von Carga — Last oder Bürde. Jene gebrauch auch eine Art von Sattel, der auf den Schultern festgebunden wird: er ist aus drei Fuß langen,

flachen Bambusstöcken gemacht, mit Weidenzweigen an einander festgebunden, zu einer Breite von beinahe zwei Fuß; am unteren Ende wird, winkelrecht gegen dasselbe, eine eben so breite, aber halb so kurze Scheibe von denselben Materialien befestigt. Die ganze Maschine gleicht dann vollkommen einem Stuhle ohne Füße, bei welchem der erstgenannte Theil das Rückstück ausmacht, und der letzte den Sitz selbst. Zwei starke Bänder zwischen den äußersten Ecken der beiden platten Stücke halten diese im Winkel, und dienen außerdem wie die Arme des Stuhls, an denen der Reisende sich festhalten kann; und ein Bambusstück von der Länge eines Fußes, an zwei anderen Bändern von der äußersten Kante des Sitzes herabhängend, dient ihm zur Fußstütze, oder wenn er sich als Kavallerist betrachten will, zum Steigbügel. Die ganze Maschine hängt alsdann auf dem Peon in drei starken Sattelgurten von Pita, von welchen zwei, am unteren Ende befestigt, über die Schultern gehen, ins Kreuz über die Brust und zurück unter die Arme, und die dritte, auf der Mitte des Rückstückes befestigt, über die Stirne des Peons geht. In dieser letzteren ruhet auch die größte Schwere, da sie meistens mit dem Kopfe, oder richtiger mit der Nackensehne tragen. Zwischen den Rücken und Sattel legen sie ein zusammen gelegtes Stück von wollenem Zeuge, und sind übrigens ganz nackt, mit Ausnahme von ein Paar kleinen kurzen leinenen Unterkleidern, die doch bis hoch über die Kniee aufgestreift werden, so daß nichts den freien Gebrauch ihrer Füße verhindern kann. Den ganzen Abend wandten meine drei Peonen an ihre Tragestühle zu verfertigen, die jedes Mal neu gemacht werden, weil sie selten mit einer Last hieherkommen, und sich also

nicht die Mühe machen sie leer mitzunehmen. Die Maschinen, welche die Carqueros gebrauchen, sind weit einfacher als die beschriebene, und bestehen gewöhnlich blos aus einem Rückstücke, dessen Länge und Breite nach der Beschaffenheit der Last verschieden sind. Sehr oft besteht sie in einer der vorher beschriebenen cubusförmigen Tercios, deren Gewicht 125 Pfund nicht übersteigen muß; es wird aber mehr oder weniger Fracht dafür bezahlt, je nachdem sie leichter oder schwerer sind. Die gewöhnliche Fracht für eine solche Ladung von Juntas nach Zeja, ein Weg von drei bis vier Tagereisen*) für einen Peon, besteht in fünf bis acht Piastern. Bei Zeja, wo der Weg grade, gebahnt und besser wird, werden die Sachen oft auf Mauleſel umgeladen; aber häufig ist es der Fall, daß die Peonen sich noch weiter in die Provinz, nach den Städten Medellin, Santa-Rosa und Antioquia tragen, von denen die letzte weit entfernt am Ufer des Caucaflusses liegt. Nachdem sowohl die Koffer als auch meine Person gewogen waren, kamen wir über die Bezahlung überein, die fünf Piaster für jeden der ersteren, und neun Piaster für die letztern betrug. Hierbei kann man nicht unterlassen, den Menschen zu bedauern, der von Natur mit einem zu großen physischen Gewichte belastet ist, wenn er den Einfall bekommen sollte in der Provinz Antioquia zu reisen, denn alsdann wäre er genöthigt entwe-

*) Dies immer unbestimmte Längenmaaß wird es besonders in den Cordilleras, wo der Weg sich so sehr schlängelt und krümmt. Da es noch keine zuverlässige Specialcharte über die Provinz giebt, so ist die Entfernung genau zu bestimmen sehr schwer, doch wird man sich wohl nur wenig irren, wenn man den Abstand zwischen Juntas und Zeja zu ungefähr 20 Englischen Meilen angiebt.

der selbst auf den Bergen herum zu klettern, oder auch sein Gewicht auf mehrere Peonen zu vertheilen, welche beide Fälle, wenn sie auch nicht ganz unmöglich wären, doch wenigstens schwer und kostbar seyn würden, besonders da gewisse Pässe nicht erlauben, daß mehr als eine Person auf einmal durchkommen kann.

Den anderen Morgen um sieben Uhr, oder den 23. Februar, waren meine drei Peonen gesattelt, und Alles in Ordnung zur Abreise; und da mein Wirth, der Bodeguere, mich durchaus von der Bodega abreiten sehen wollte, so stieg ich denn auch zum ersten Male zu Pferde auf einen Menschen, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf. Man setzt sich zu dem Ende rücklings in den Stuhl, oder mit dem Rücken gegen den des Peons, worauf man die Füße in den Steigbügel hält. Kaum war ich aufgestiegen, und hatte meinem Freunde die Hand gegeben, so begann mein Indianischer Klepper auch sogleich die Reise, nicht mit einem sachten abgemessenen Gange, sondern mit einem rasch vorwärts gehenden Schritte, wodurch wir bald die Bodega und ihren munteren Aufseher aus den Augen verloren, der mir lachend nachrief: „Cuidado Cabellero! Usted olvidio el freno y las espuelas". — Vorsichtig Reuter! Sie haben den Zaum und die Spornen vergessen.

Nachdem ich also versucht hatte, wie es ginge auf diese sonderbare Art zu reisen, stieg ich ab, und fing an hinter meinem Peon zu gehen, mit dem festen Vorsatze, nicht eher, als ganz ermattet, wieder aufzusitzen, und von nun an mußten wir beinahe unaufhörlich bergan klettern. Der Weg ging meistens steil in die Höhe, durch enge Pässe oder Hohlwege — Cañelones — welche durch das beständige Wan-

dern und das Herabströmen des Wassers in der Regenzeit, immer mehr und mehr in dem losen rothgelben Lehm ausgehöhlt werden, womit die meisten von diesen Bergen bekleidet sind. Daher kommt es, daß man sehr oft Stellen passirt, die so tief und schmal sind, daß sie oben mit Büschen bewachsen sind, und die beinahe senkrechten Seiten erlauben kaum, daß ein Mensch mit seiner Last hindurch kommen kann. Selten ging der Weg horizontal, und beinahe nie bergab; im ersteren Falle lief er immer auf dem Gipfel eines Bergrückens, der alsdann zwei hohe Berge mit einander vereinigte, und von welchem man eine eingeschränkte Aussicht über die auf beiden Seiten zwischen den sich durchkreuzenden Bergketten zusammengedrängten Thäler hatte, deren überall mit Holz bewachsener Abhang das Auge verhinderte ihre sonst schwindelnden Abgründe zu messen. Oft mußte man sich die steilen Höhen hinauf arbeiten, wo das Aufsteigen auf den schlüpfrigen Lehm nur durch Hülfe der Löcher möglich war, die die Füße der ununterbrochen wandernden Peonen verursacht hatten: auf einer andern Stelle dagegen hatte das Regenwasser, welches oft kleine Ströme bildet, den Lehm ganz fortgespühlt, und eine steile Leiter von größeren und kleineren Kieselsteinen zurückgelassen, zwischen denen man nur vermittelst der Hände und durch den beständigen Zickzack hinaufzuklettern vermochte, den man in dieser Steinsammlung ausgesucht hatte, deren ganze Fläche oft über fünf und vierzig Grade sich gegen den Horizont neigt. Es ist auch merkwürdig zu sehen, wie die Peonen bei ähnlichen schwierigen Stellen mit einer unbegreiflichen Stärke, vorsichtig und abgemessen, von dem einen Steine auf den andern steigen und mit ihrer großen und schweren

Last balanciren, ohne einen Augenblick das Gleichgewicht zu verlieren. In solchen Fällen pflegen sie sehr häufig mit einem sonderbaren Pfeifen auszuruhen und wieder Athem zu holen, und bisweilen bei einem größeren Steine oder einer passenden Stelle in der Lehmwand ihre Last nieder zu setzen, bei welcher sie stehen bleiben und sich in derselben Stellung ausruhen, ohne das Sielenzeug abzunehmen. Für das längere Rasten haben sie ihre bestimmten Plätze, wo gewöhnlich eine passende Erhöhung auf dem Grase oder einigen Steinen einen bequemen Ort zum Ab- und Aufladen gewähret. Nach einem solchen Orte kamen wir zwischen neun und zehn Uhr Vormittags, wo wir auch frühstückten. Da Alles, was man mitnimmt, auf den Rücken eines Menschen gelegt, und nach dem Gewichte bezahlt wird, kann man sich vorstellen, daß weder der Mundvorrath überflüssig, noch die Zubereitungsanstalten zahlreich seyn können. Ein kleiner Beutel mit hartem, getrockneten Maisbrote — Bizcocho — ein wenig Käse, ein Stück rohen Zuckers — Panela — und einige Chocoladkugeln, machen den gewöhnlichen Peonenproviant aus, welcher, in ein Taschentuch eingewickelt, oben auf die Bürde gebunden wird. Zuweilen fügt man eine kleine Chocoladpfanne von Thon — Olita — hinzu, die man öfters, als ein gemeinschaftliches Eigenthum, an den Plätzen findet, wo gewöhnlich gekocht wird. Der, welcher sich auf eine solche Peonendiät nicht einschränken kann, ist sehr schlimm daran; denn kann man auch weiter vorwärts auf diesem Wege, wo ein Dorf ist, den Eßzettel für den folgenden Tag mit einigen hart gekochten Eiern und einem kalten Hühnlein vermehren, so ist dies den ersten Tag ganz unmöglich, weil das Proviantmagazin des Bodeguero in

Juntas sich fast nie in dem Zustande befindet, daß es dem Reisenden eine Lieferung zugestände, und zwar um so weniger, da der knappe und nicht für Gäste berechnete Vorrath auf Requisition des Eigners entweder mit einem Peon hieherkömmen, oder auch, noch seltener, auf dem Nareflus versandt werden muß. Der einzige außerordentliche Artikel, den ich bei mir hatte, war eine Bouteille Cognac, die um so nützlicher war, da es gefährlich für die Gesundheit seyn würde, sogleich, vom Marsche erhizt, das unvermischte Wasser in diesen kalten und feuchten Bergen zu trinken, besonders für denjenigen, der von dem niedrigen, warmen Magdalenaflusse hieher kommt. Da die Glaswaaren weiter in der Provinz ziemlich theuer sind, so nimmt der Peon gerne die genannte mit, unter der Bedingung die leere Bouteille zu behalten, eine Fracht, die eben so billig als passend ist.

Nachdem wir hier unser Frühstück verzehrt hatten, das nur aus Maisbrod, Käse und Zucker bestand, welchen lezztern die Peonen in großer Menge verzehren, sezten wir unsere Reise bis Mittag fort, da wir in einer so genannten Rancho einsprachen. Mit diesem Worte benennt man eine kleine Hütte, aus Zweigen und Palmblättern errichtet, in der Gestalt eines spizigen Daches mit offenen Giebeln, und hinlänglich zur Behausung einer kleinen Anzahl Peonen mit ihrer Last. Solche Ranchos werden von den Peonen, als Ruheſtellen und Zufluchtsörter vor dem Regen wegen der weit von einander entfernten Häuser, errichtet. An einigen Stellen findet man mehrere derselben bei einander, immer auf einem trockenen erhöhten Grasplatze. Sie werden natürlich als gemeinschaftliches Eigenthum angesehen, und oft findet man

dort auch einen Grapen und eine Art Wassergefäß — Aguaderito — bestehend aus einem Schusse des größten Bambusrohrs, durch welches man vermittelst eines Loches am oberen Ende Wasser einfüllen oder abzapfen kann. Nachdem wir uns hier wieder mit Zucker, Brot und Wasser, mit Cognac versetzt, gestärkt, auch eine Weile ausgeruhet hatten, setzten wir unsere Wanderung fort, um vor Sonnenuntergang nach der ersten bewohnten Stelle von Juntas, einem kleinen Dorfe, Namens Canoas, zu gelangen, wo das Nachtquartier genommen werden sollte. Der Mangel an Gewohnheit zu marschiren, verursacht durch das lange Liegen im Canot auf dem Magdalenafluſſe, machte, daß ich nicht so geschwinde auf den Gebirgen klettern konnte, als mein Indianischer Fußgänger wünschte, der auch beständig ausrief: „Monta a hora, Senor! Su Merced*) no me pagara por nada“ — Steigen Sie auf, mein Herr! Sie sollen mir nicht für nichts bezahlen. Endlich mußte ich seinen Wunsch erfüllen, und stieg in den Sattel, so widerlich es auch war, gestehen zu müssen, daß zwei Menschen, jeder auf seinen Füßen, nicht so schnell vorwärts kommen konnten, als wenn sie zusammen auf den Füßen eines Einzigen fortgeschafft wurden. Indessen tröstete es mich etwas, daß die Peonen darin einstimmten, noch keinen Reisenden gehabt zu haben, der den ersten Tag so viel wie ich gegangen sey.

*) Su Merced, welches eigentlich Seiner Gnaden bedeutet, wird von den Geringeren in Antioquia oft gebraucht, wenn sie einen Vornehmeren anreden, und das von den Spaniern sonst beinahe immer gebrauchte Usted — Sie — ist wahrscheinlich nichts anders als Contraction davon.

Ich hatte mich zum Klettern auch mit ein Paar Indianischen Schuhen, Alpargatos genannt, ausgerüstet, die eine Art Sandalen sind, und aus Pita und Baumwolle bestehen. Aus den zusammen geflochtenen Fäden des ersteren Gewächses wird die Sohle gemacht, und oben auf derselben eine Art kurzes Oberstück von baumwollenen Fäden eingewebt, in welches die Zehen eingesteckt werden, worauf man ein aus demselben Zeuge bestehendes schmales Hinterstück über die Ferse zieht, auf der es vermittelst eines Bandes festgehalten wird, das am Vorderstücke befestigt, ins Kreuz über den Obertheil des Plattfußes geht, so daß diese ganze Fußbekleidung dem oberen Theile eines Schrittschuhes nicht unähnlich ist. Da diese Beschuhung im höchsten Grade leicht und stark ist, auch wenn sie naß geworden, bald wieder trocknet, so ist sie zu Reisen auf diesen Gebirgen um so passender, da die Sohle bald eine Festigkeit annimmt, die das Fallen und Ausgleiten auf den mit nassem Lehm oder schlüpfrigen Steinen bedeckten Stellen verhindert. Gewöhnlich trägt man hierbei keine Strümpfe, sondern nur ein Paar leinene Unterkleider, die nebst einer leichten Jacke und einem Hute aus Wurzeln, das ganze Reisecostüm ausmachen. Die Peonen indessen tragen nie Alpargaten, sondern begnügen sich mit der natürlichen Sohle, die auch für die, welche sich daran gewöhnt haben, in Absicht auf Stärke und Nutzen die beste ist, und gewiß würden sie mit keiner anderen Beschuhung auf den Gebirgen so behende und sicher klettern können, als sie es mit ihren bloßen Füßen thun, die auch dadurch eher die Eigenschaft und das Aussehen einer zubereiteten Ochsenhaut, als einer gewöhnlichen Menschenhaut angenommen haben.

Nachdem wir uns den ganzen Nachmittag schlüpfrige Lehmberge hinauf gearbeitet hatten, durch steile Steinwege und tiefe Tabelonen, öffnete sich endlich die Aussicht ein wenig, und um 6 Uhr Abends erblickten wir das Dorf Tamoas, das auf einem mit frischem Grase bekleideten Bergrücken liegt, an dessen Fusse sich ein klar rinnender Bergstrom schlängelt, und sich den bis hieher von Bergen und Wäldern gefesselten Blicken angenehm darstellt. Es lag auf einmal etwas Ungewöhnliches und Schönes in der Betrachtung des frischen Grüns, das dieses aus netten, weiß angestrichenen Hütten bestehende Gebirgsdorf umgab, welches man doch vergeblich bei den niedrigeren, am Ufer des Magdalenaflusses liegenden Wohnplätzen gesucht hatte, und das man vielleicht noch besser wegen der angenehmen kälteren Luft fühlte, welche man nun einathmete, die so entschieden mit der heißen Atmosphäre im Contraste stand, wovon die Wohnungen in den Ebenen umgeben sind. Man fühlt deutlich, daß man sich in ein anderes Clima emporgearbeitet hat, und das wegen seiner frischen gemäßigten Natur freundlich einladende Dorf liegt vor den Augen des Reisenden, wie eine Belohnung für alle die Schritte, die er die Berge hinangeklettert ist, welche dasselbe von den niedrigeren heißen Regionen trennten. Dies wird jeder Reisende wahrscheinlich fühlen bei der Ankunft in dem kleinen, hübschen Dorfe Tamoas, auch wenn er am Ufer des Magdalenaflusses geboren wäre; aber um wie viel lebhafter werden nicht diese Gefühle für den Europäer seyn, und besonders für den, der von unserem schönen bergigten Schweden kommt, für welchen dieses Dorf einen erhöhten Reiz durch die Erinnerung erhält, die es bei ihm durch die so oft schöne und

lachende Natur der Heimath erweckt. Wenigstens legte ich den kurzen Weg, der uns noch vom Ziele unserer Tagereise übrig war, unter diesen Gedanken zurück, bei dem wir eine gute Zeit früher anlangten, als die untergehende Sonne die Gipfel des mit Wald bewachsenen Berges beröthete, mit dem es auf allen Seiten umgeben ist.

Durch die Fürsorge meines Peons wurden wir bei einer alten Frau in ein kleines reinliches und nettes Haus aufgenommen, die uns mit Bereitwilligkeit alles gab, was unseren müden und hungrigen Leib stärken konnte. Binnen kurzem waren auch einige gekochte Eier auf dem Tische, und gleich darauf ward ebenfalls ein gebratenes Hühnlein aufgetragen, das der Peon während der Zeit zubereitet hatte. — Es ist beinahe unmöglich sich vorzustellen, wie dienstfertig und bedachtsam diese Peonen sind, oder was für eine bedeutende und unentbehrliche Rolle ein solcher Mensch auf der Reise spielt. Ein Silletero ist wahrlich ein Factotum, ein sine qua non, oder vielmehr die personificirte Möglichkeit für einen Fremden in diesen Gebirgen vorwärts zu kommen, denn er ist nicht nur Pferd, Wegweiser und Begleiter des Reisenden, sondern auch sein Haushofmeister, Koch und Bedienter. Nachdem ihn ein solcher Peon vielleicht den größten Theil des Tages getragen, wobei er auf eine unterhaltende Weise die Merkwürdigkeiten des Wegs beschrieben, und mit Klugheit alle Fragen darüber beantwortet hat, ist er kaum auf dem Rastplatze angekommen, und hat seinen Sattel abgeschnallt, so eilt er gleich, um die Erfrischungen anzuschaffen, welche man an dem Orte bekommen kann, kocht die Chocolade, pflückt das Hühnlein, bereitet es zu, und innerhalb einer halben Stunde hat er den Tisch

gedeckt, und frägt mit einer zufriedenen Miene: „Quiere su Merced comer un poquito?“ — Wollen Sie ein wenig essen? — worauf er mit Aufmerksamkeit hinter dem Stuhle den Dienst eines Aufwärters vertritt. Auf dieselbe Art sieht man ihn, nachdem er später des Abends ein Bett für den Reisenden in Ordnung gebracht, früh am nächsten Morgen stille aufstehen, nach der Küche gehen, die Chocolade kochen, und erst wenn alles fertig ist, den Reisenden wecken mit einem: „Todo es listo, Señor!“ — Alles ist in Ordnung, mein Herr! — und während man sich nun ankleidet und Frühstück ißt, hat er schon die Strohmatte und den Filz eingepackt, seinen Sattel in Ordnung gebracht und festgemacht, so daß Alles zur Abreise fertig ist. Man kann nicht leugnen, daß ein solcher Mensch eine nützliche und angenehme Gesellschaft auf der Reise ist, und daß, wenn man ihm nach Beendigung derselben einige Realen mehr als die bedungene Bezahlung giebt, man eben so viel Grund dazu hat, als wenn man eben so viele Schillinge einem trotzigen Postknechte, oder einem schläfrigen Postillon bei uns giebt. Mein Peon und ich wurden auch schon den ersten Tag so gute Freunde, daß er sich erbot mein Träger bei meiner Rückkehr zu seyn, und ich versprach ihm, ihn durch den Bodeguero in Juntas wissen zu lassen, wann ich zurückzukehren gedächte. Dies geschah auch, und zwei Monate darauf hatte ich das Vergnügen meinen alten Peon mit demselben Sattel mir in Zeja entgegen kommen zu sehen, um mich wieder nach Juntas zurückzubringen. Es war ein lebhafter Mensch von mittleren Jahren, mit einer hellen, schmutzgelben Haut, schlichtem aber weichem, schwarzem Haar, großen dunkeln, aber lebhaften Augen, die in voll-

kommener Harmonie mit der Lebhaftigkeit und Behendigkeit ſtanden, die alle ſeine Bewegungen auszeichneten. Sein magerer Körper war beinahe 3 Ellen lang, breitſchulterig und ſchlank, mit Armen und Füßen, die bei einer Vorleſung in der Myologie ganz gut paſſen würden, und außerdem ein Paar Waden, welche mit vollem Rechte den Neid eines Ballhelden erwecken könnten. Da ich ihn nach ſeinem Namen fragte, antwortete er: „Fernando Lopez“ — „para servir a su Merced“ — Zu Ihren Dienſten — und niemals hat wohl Jemand mit wenigerem Rechte beſchuldigt werden können eine leere Artigkeit zu ſagen, als dieſer Indianer; wenigſtens zeigte er ſich auf die Länge conſequenter, als wenn Jemand bei uns verſichert, daß er der „ergebene Diener“ des Anderen iſt.

Nachdem ich in dieſem Dorfe eine der angenehmſten Nächte zugebracht hatte, verurſacht ſowohl durch das kältere Clima, als die ſtarke Motion am Tage, waren wir wieder des Morgens halb ſieben Uhr auf dem Wege. — Ein ſtarker Thau war dieſe Nacht gefallen, und den ſchönen Morgen begleitete eine durch Ungewohnheit ziemlich fühlbare Kälte, welche das Thermometer auf zwanzig Grade hinunter ſenkte, eine Temperatur, die gleichwohl für den Wanderer ſehr angenehm und paſſend war. Wir marſchirten auch hurtig auf dem beſchwerlichen Wege, der, wenn er auch nicht ſo ununterbrochen bergan ging, wie geſtern, doch im ganzen in die Höhe führte, bis wir um 10 Uhr an einen ſteilen Bergrücken kamen, an deſſen Fuße ein ziemlich großer Strom brauſete. Der Weg ſchlängelte ſich nur eine Weile bergab, bis eine Krümmung deſſelben uns eine große hölzerne Brücke ſehen ließ, welche die beiderſeitigen Ufer

verbindet, zwischen denen der heftige Strom dahinrauscht. Gleich den meisten hiesigen Brücken, ist sie mit hölzernen Wänden und einem Strohdache versehen, so daß sie einem langen Hause gleicht, das sich über den tief darunter liegenden Fluß erstreckt. Sie ist merkwürdig deshalb, weil sie bei ihrer Länge keine Pfeiler oder gewölbte Bogen hat, sondern das ganze Gebäude ruhet auf langen über einander vorspringenden Balken, die sich in der Mitte in einem kaum merkbaren Winkel begegnen. Diese Brücke heißt Balsadero, so wie einige benachbarte kleine Häuser, in denen ein Zollaufseher wohnt, der für alles, was vorbeigeht, eine kleine Abgabe empfängt. Eben so ist hier auch ein großer Schauer für die Peonen und ihre Sachen, und der Ort kann als eine ihrer vornehmsten Stationen zwischen Juntas und Zeja angesehen werden. Auch wir blieben hier etwas, um Frühstück zu essen und zu rasten, in Gesellschaft mit einer großen Menge Peonen, die nach der Bodega wollten, um sich beladen zu lassen.

Etwas vor Mittag wanderten wir wieder ab, und setzten unseren Marsch so viel unverdrossener fort, da der Himmel ein bald entstehendes Ungewitter anzuzeigen schien. Wir hatten nun mehrere beladene Peonen ein, die unter ihren Tercios denselben Weg machten, auch begegneten wir anderen, welche meistens ohne Ladung waren. Wenn man von einer aussichtsfreien Höhe diese unverdrossenen Geschöpfe betrachtet, die mühsam unter der schweren Last arbeitend, entweder nach einander, von einem Steine auf den andern, einen steilen Berg erklettern, oder in einer langen Reihe einen tiefen, mit Lehm vermischten, Caffelon hinabgleitend, mit Armen und Füßen unter der schweren Bürde

balanciren, oder auch bei ihrer Ankunft auf einem bessern Wege, mit den Händen, ins Kreuz über die Brust gelegt, mit unbegreiflicher Stärke einer noch übleren Stelle zuzuwandern: wenn man, sage ich, dieses sieht, und zugleich die wilde und unbewohnte Gegend, wodurch sich ihr langer Weg schlängelt, so kann man nicht unterlassen, diese Peonen mit eben so vielen Ameisen zu vergleichen, welche auf einem langen, über Bäume, Büsche und Steine gehenden Pfade Lasten mit sich schleppen, die oft eben so groß wie sie selbst sind. Nicht weniger merkwürdig ist es, die nicht beladenen Peonen zu sehen, die springend von der einen Klippe auf die andere daherkamen, wie eine Schaar Gemsen, und die mit ihren behenden und schnellen Sprüngen, eher einer Menge spielender Knaben glichen, die in einer Freistunde von der Schule sich auf den Bergen herumjagten, als einem Zuge Fußgänger mitten auf einer drei Tage langen Reise in einer so übeln und beschwerlichen Gebirgsgegend. Durch die beständige Gewohnheit mit schweren Lasten zu gehen, kommt ihnen der eben genannte Marsch ohne Bürde, wie ein leichter Spaziergang vor, den sie für nichts anders als einen nothwendigen Zeitverzug betrachten, um eine neue Ladung entgegen zu nehmen.

Das den ganzen Tag drohende Ungewitter brach endlich den Nachmittag in einen heftigen Regen aus, begleitet von starken Donnerschlägen, die in wiederholtem Wiederhall, von einer Klippe zur andern erschallten, während die leuchtenden Feuermassen des Blitzes die dazwischen liegenden tiefen Thäler gleichsam füllten. Es ist indessen Schade, daß man bei solchen Vorfällen nicht Zeit hat, das Schöne der Naturscene zu genießen, denn nähere und geringere Gegen-

stände erfordern alsdann so unbedingt die ganze Aufmerksamkeit des Wanderers, und die beschwerliche Arbeit seiner Füße entfernt die Augen ganz von dem erhabenen Schauspiele in der Luft und ziehet sie zu dem wichtigeren auf der Erde hinab, wo die herunterstürzende Wassermasse den Weg bald in einen fürchterlichen Zustand versetzt. War es vorher schwer, so wurde es nun beinahe unmöglich zu marschiren, und es schien, als wenn die Natur, erzürnt über die Klagen, die man so oft über den schlechten Weg ausstieß, durch dieses Ungewitter zeigen wollte, daß sie ihn noch schlechter machen könnte, und dadurch entweder für das ungebührende Mißvergnügen strafen, oder noch mehr Grund dazu geben wollte. Von einem solchen Regen überrascht zu werden ist auch das Einzige, was die Peonen fürchten, und oft ist es der Fall, daß sie bei einer solchen Gelegenheit gezwungen sind mitten auf dem Wege stehen zu bleiben, und eine kleine Rancho zu errichten, um sich und die Sachen zu schützen, da der vorher schlüpfrige Lehm in den Cañelonen jetzt in einen so unbetretbaren Zustand versetzt wird, daß er für den Augenblick wenigstens, sogar ihren nackten, daran gewöhnten, und in dieser Hinsicht katzenähnlichen Füßen trotzet. Außer dem Umstande, daß der bessere Theil des Wegs, oder die auf dem Rücken eines Berges befindlichen Fußsteige bald von der Art sind, daß man in ihren nun mit Wasser durchaus angefüllten Löchern, Fußsteigen und Unebenen Gelegenheit hat sich von der besondern Eigenschaft des Wassers zu überzeugen, sich auf einer horizontalen Ebene nach allen Richtungen auszubreiten, so werden zugleich die niedrigeren zwischen den Höhen liegenden kleinen Wege, in einen der Sündfluth ähnlichen Zustand versetzt,

und die zu ihren Seiten befindlichen Steine und Baumstämme erheben sich wie Wahrzeichen, zwischen welchen man hinsteuern muß, um in dem rechten Fahrwasser zu halten. Allein diese Stellen sind doch nicht so beschwerlich, denn mit Aufmerksamkeit und einiger Anstrengung kann man sie passiren, wenn nicht gehend, doch wenigstens watend, und es kommt nur auf die Länge der Füße an, ob man dabei bis ganz auf den Körper naß werden soll, was indessen nichts schadet, denn durch den von oben kommenden Regen ist der ganze Körper schon vor der Gefahr gesichert, daß das Blut wegen des kalten Fußwassers zu geschwinde in den Kopf steigen sollte. Beschwerlicher dagegen sind die hohen Steinhaufen und die steil abschüssigen Cañelonen, durch welche der Weg zur Abwechselung hindurch geht. Da das Wasser von der Höhe der ersteren herabströmt, gleich einem Bache, der von einem Steine auf den andern zurückprallt, so würde eine solche Scene bei jeder sonstigen Gelegenheit gewiß sehr angenehm seyn; man möchte sie nun als einen zwischen Klippen und Steinen lieblich hervorsprudelnden Bach, oder vielleicht besser als einen kleinen anmuthigen Wasserfall betrachten: nun aber hat man weniger Sinn für das Romantische derselben, da dasselbe Wasser dem Auge hinderlich ist die zum Klettern am besten passenden Steine zu wählen, und außerdem kann der Fuß nicht mit der Sicherheit ruhen, die dazu erfordert wird, diese eben so mahlerische als halsbrechende Leiter zu ersteigen. Am schlimmsten von allem ist doch die Wanderung durch die tiefen Cañelonen, zwischen deren steilen Lehmwänden die mehr zusammengepreßte Wassermasse, so ununterbrochen und heftig herabstürzt, daß sie eher durch Ausgraben hervorgebrach-

ten Rinnen ähnlich sind, um das Wasser nach einer unterhalb liegenden Mühle zu leiten, als Fußwegen für wandernde Menschen. Ist es auch möglich auf dem schlüpfrigen Lehmboden auf Gewinn und Verlust diese Art einer Schlittenbahn hinabzugleiten, wobei man sehr oft die Hülfe der Hände, und bisweilen auch wohl den fünften größeren Schwerpunkt des Körpers nöthig hat, so ist es doch ganz unmöglich sich einen solchen Weg hinauf zu arbeiten, denn alsdann hilft weder die vierbeinigte oder sitzende Stellung, da dieselbe Schwere des Körpers, die im ersten Falle die Hinabfahrt vermehrte, jetzt natürlich nur die Unmöglichkeit vergrößert den schlüpfrigen Pfad hinauf zu kommen, auf welchem oft kein Stein oder Pflanze den geringsten Unterstützungspunkt weder für Hände noch Füße darbietet. Hier ist es besonders, wo die beinahe unglaubliche Sache bewiesen wird, daß nämlich ein Mensch nicht allein selbst auf einem Wege gehen, sondern auch einem anderen ihn hinauf helfen kann, wo weder gewöhnliche Menschen und Pferde noch Maulesel vorwärts kommen würden; denn wenn der Peon hier nicht wagt, wie gewöhnlich, seinen Reuter auf den Rücken zu nehmen, so faßt er ihn bei der Hand, und zieht ihn auf diese Art mit sich den Lehmberg hinauf, in dessen glatter Oberfläche es nur für seine von Jugend auf gewohnten Füße, durch das Einsetzen mit den Nägeln wie es die Katzen thun, möglich ist, fest zu stehen. Indessen war es ein Glück für uns, daß wir nicht viele solche Stellen zu erklettern hatten, und uns bald bei einem kleinen verlassenen Hause befanden, das auf einem hohen Berge liegt, Namens Alto de la Aguada. Nach uns kamen bald mehrere Peonen, um in dem kleinen Hause vor dem hefti-

gen Regen Schutz zu suchen, der bald darauf aufhörte, so daß wir nach Verlauf einer Stunde unseren Weg fortsetzen konnten, der nun bergab nach einigen nicht weit entfernten Häusern ging mit Namen Aguada, wo wir die Nacht bleiben mußten.

Wir kehrten hier bei guten, aber armen Leuten ein, und wenn ihre kleine Wohnung uns auch nicht so viele Bequemlichkeiten darbot, so erlaubte sie uns doch unsere Koffer zu öffnen, und das was wir selbst mitgebracht hatten, zu gebrauchen. Bald waren auch trockene Kleider herausgenommen, und die nassen um das Feuer in der Küche aufgehängt, aus der mein unschätzbarer Calefactor bald mit der kleinen, rauchenden Chocoladepfanne zurückkehrte, die um so willkommener war, da sie Hunger und Kälte stillte, die beide nach der langen amphibischen Promenade sehr fühlbar waren. Es war hier auch eine viel kältere Temperatur, als in dem letzten niedriger liegenden Nachtquartier Canoas, und das Thermometer stand nach Sonnenuntergang auf 14°, wozu theils die höhere Lage beitrug, theils auch die durch den Regen diesen Nachmittag abgekühlte Luft. Auch fing der vorher weniger nöthige Filz an, eine geschätztere Rolle zu spielen, da zu gleicher Zeit das ganz überflüssige Musquitosnetz nur aus Dankbarkeit für seine vorher geleisteten Dienste mitgenommen ward, und zum Kopfkissen zusammen gerollt, mit einem pensionirten Krieger verglichen werden konnte, für den man im Frieden einen bequemen Dienst als Belohnung für die im Kriege geleisteten Dienste erfunden hat.

Um sechs Uhr, am nächsten Morgen, waren die Peonen gesattelt, und Alles reisefertig. Wegen des kalten Mor-

gens ging es rasch vorwärts, dessen feuchte Dünste nun durch die eilende Sonne von den Berggipfeln herunter getrieben, und an ihrem mit Holz bewachsenen Abhange gleichsam zusammengerollt wurden, um in die weiter nach unten liegenden engeren Thäler eingepackt zu werden, wo ihre weißgrauen Massen sich immer dicker auf einander häuften, bis die höher kommende Sonne sie entweder in Regen auflöste, oder unvermerkt in die obere, nun erwärmte, Luft zerstreute. — Der Weg ging nun bald auf dem Rücken eines langen unbewachsenen Berges, dessen dominirende Höhe dem Wanderer einen bisher ungewöhnlichen Genuß in der Betrachtung der unter ihm weiten Aussicht darbot, obgleich sie aus nichts anderem als tiefen, abschüssigen Thälern und hohen unebenen Bergen bestand, die überall mit einem dicken, kleinen Gehölze besetzt, nur durch die stärkeren oder mattesten Farben ein Gemählde gaben, das der Schatten und die Entfernung verursachten. So sah man hier die dunkle, beinahe schwarzgrüne Farbe des tief unten liegenden Thals, unter stetem Auseinandertreiben verdünnt und heller werden, bis sie oben auf dem von der Sonne vergoldeten Gipfel sich endlich in das hellste Gelbgrün verwandelt. Auf dieselbe Weise sah man die dunkelblaue Farbe der entfernten Bergklumpen verdünnter auf den hinter ihnen gehäuften, weiter weg liegenden Bergen, die ihre hellgrauen Gipfel immer matter und luftiger über einander erhoben, bis sie endlich in den klaren hellblauen Horizont verschwanden, der, wie ein lichter Rahmen das große, dunkle und einförmige Gemählde einfaßte.

Der Weg war heute ebener und erträglicher, so daß wir eine gute Tagereise machten. Vormittags ruheten wir

in einigen ausgezeichnet netten Häusern, Tatumbu genannt, wo wir um so lieber Frühstück aßen, da wir hier ein Paar Eier und ein Küchlein zu Kaufe bekamen, welches letztere zum Mittage bestimmt wurde, weil wir nicht eher als den Abend eine bewohnte Stelle erreichen konnten. Da mein Peon den kleinen Mundvorrath einpacken sollte, sah ich mit Verwunderung, daß er von der Decke des Zimmers einen der vielen dort hängenden kleinen Beutel nahm, die mit getrocknetem Maisbrote gefüllt waren, und ohne der Wirthinn ein Wort zu sagen, ihm einen Platz in unserem Esskober anwies. Er erklärte mir indessen bald dies Betragen, da er erzählte, daß die Peonen bei ihrer Wanderung nach der Bodega sowohl in diesem Hause, als in einigen anderen auf diesem Wege einige ihrer kleinen Brotbeutel aufzuhängen pflegen, indem sie dadurch der Mühe überhoben würden alle mit sich hin und zurück zu tragen. Man kann nicht läugnen, daß dieses Verfahren sehr klug und bequem ist, indessen möchte es in den meisten anderen Ländern wohl nicht so ganz sicher seyn, wo es wohl der Fall seyn könnte, daß man seinen Brotbeutel nicht wiederfände, weil ein anderer Wanderer ihn vielleicht mitgenommen hätte, entweder aus Irrthum, oder verleitet durch die lockende Gelegenheit, und dies um so viel eher, da die Wirthsleute niemals Acht darauf geben, wann sie hingehängt oder weggenommen werden, und also für dieses Depositum noch weniger zu einer Verantwortlichkeit verpflichtet sind. So etwas geschieht indessen nie, und deswegen könnte dies, obgleich das Gestohlne nicht von sonderlichem Werthe wäre, grade eben aus dieser Ursache einen Beitrag zur Beschreibung über den guten und ehrlichen Charakter der Peonen sowohl, als auch

im allgemeinen über den dieses ganzen Bergvolks abgeben. Dies würde um so mehr dazu geeignet seyn, da gewöhnlich an anderen Orten die niedrigere, dürftigere Klasse, so gewissenhaft sie auch in wichtigeren Fällen seyn mag, oft, wenn es auf geringere Effwaaren ankommt, ihr Gewissen grade nicht zu belasten glaubt, wenn sie einmal ohne Erlaubniß ihren Magen mit dem Ueberflusse eines Anderen füllt. Aber auch in anderer Hinsicht sind diese Indianer wegen ihrer Redlichkeit merkwürdig, und die Peonen in der Provinz Antioquia sind beinahe in ganz Columbien ihrer Ehrlichkeit und der Sicherheit wegen zum Sprichworte geworden, womit man ihnen die kostbarsten Sachen überliefert, um sie von dem einen nach dem anderen Ende dieser an gewissen Stellen so öden und unbewohnten Provinz zu tragen. Mehremals habe ich Bodegueros und größere hiesige Geschäftsmänner versichern hören, daß man mit dem vollkommensten Vertrauen einem solchen Peon einen Koffer, eine Lade, oder ein Packet überliefern kann, und daß er es mit derselben Sicherheit an den Ort seiner Bestimmung bringt, dieser mag nun bloß einen Steinwurf, oder mehrere Tagereisen entfernt seyn; das Packet mag verschlossen oder unverschlossen, versiegelt oder offen, voll oder leer seyn, es mag Dublonen oder Maiskörner, gezählt oder ungezählt, enthalten. Dies hört man, wie gesagt, beständig, und hat man nur einmal diese Gebirge bereiset, so ist man geneigt zu glauben, daß dieses empfehlende Zeugniß nicht übertrieben ist, wenn auch die Erfahrung dies nicht kräftiger bestätigt hätte, welches zum Theil mit mir der Fall war, was ich weiter unten an seinem Orte erwähnen werde.

Vormittags fing der Weg an etwas bergab zu gehen, und zuletzt durch einen Strom, über welchem keine Brücke war, obgleich das Waſſer deſſelben nach dem geſtrigen Regen angeſchwollen war, ſo daß man ihn nicht gut durchwaten konnte; ſondern durch Springen auf die größeren Steine, die hier und da neben einander lagen, paſſiren mußte, wobei das Waſſer doch über die Kniee ging. Da der Peon durchaus wollte, daß ich hierbei auf ſeinem Rücken ſitzen ſollte, entweder deshalb, wie er ſagte, weil es gefährlich ſey, naß von dem kalten Flußwaſſer zu werden, oder auch deswegen, weil er einen neuen Beweis von ſeiner equilibriſtiſchen Stärke geben wollte, ſo ſtieg ich in den Sattel. — Bei ſolchen Strömen liegen immer einige größere Stöcke, die die Peonen beim Hinübergehen gebrauchen; und nachdem der meinige einen derſelben ergriffen hatte, ſprang er hierhin von dem einen Steine auf den anderen; Sprünge, welche um ſo gefährlicher waren, da man oft die durch das ſchäumende Waſſer verborgenen Steine nicht ſehen konnte, über welche der Strom mit einer ſolchen Kraft hinſtürzte, daß die mitgenommene Stange unentbehrlich war, wie ein drittes Bein, das zur Seite niedergeſteckt, die beiden anderen verhinderte, von den glatten Steinen durch den Strom hinabgeriſſen zu werden. Nachdem wir vermittelſt dieſer, wenn grade nicht gefährlichen, doch wenigſtens abentheuerlichen Cavalcade, an das jenſeitige Ufer gekommen waren, warf der Peon ſogleich ſeinen Stock weg, der hernach von einem anderen gebraucht werden konnte; denn bei keiner anderen Gelegenheit ſieht man die Peonen dieſe Stütze anwenden, die man doch im allgemeinen ſo unentbehrlich für eine weitwandernde Perſon betrachtet; außer wenn

ſie in den engeren Päſſen ſich auf ihre bloßen Hände ſtützen, ſieht man ſie auf dem Marſche immer mit den Armen ins Kreuz über die Bruſt gelegt.

Kurz nachdem wir dieſen Ort paſſirt waren, und wie gewöhnlich unſeren Weg fortſetzten, der Peon voraus, und ich hinter ihm, blieb er plötzlich ſtehen, zeigte ſeitwärts auf einen Fußſteig und rief aus: „Vea el Tigre!“ — Sehen Sie den Tiger! — Zu gleicher Zeit ſahen wir auch einen ziemlich großen Tiger, der gemächlich vom Wege ab, nach dem Gebüſche und den dicht bei einander ſtehenden Bäumen wanderte, die ihn bald unſeren Augen verbargen. Solche Ueberraſchungen ſind hier nicht ungewöhnlich, obgleich dieſe Thiere des Tages nicht ſo gefährlich ſind. Des Nachts hört man ſie dagegen ihre heulenden Serenaden, dicht beim Nachtquartiere anſtellen, beſonders wenn dies in einer Rancho iſt, die ſie freilich nicht anfallen, aber ſo viel näher umlagern; und oft geſchieht es, daß ſie dann Hunde, oder andere mitgenommene kleinere Thiere tödten. Außer Affen ſieht man keine andere vierfüßige Thiere. Von Vögeln aber giebt es außer Papagoien, Faſanen und Störchen, eine ungewöhnliche Menge Honigvögel, die meiſtens ihre Neſter in den Büſchen haben, welche über die Lehmwände der tiefen Cañelonen hängen, und es geben dieſe kleinen, unglaublich ſchönen Vögel eine angenehme Augenweide für den kletternden Wanderer, wenn ſie aufgeſchreckt durch ſeine Ankunft, wie Käfer, von einem Buſche nach dem anderen in der Nachbarſchaft ihres Neſtes ſumſen. Ich ſuchte mehrere ſolche kleine aus trockenen Grashalmen und feinem Moos beſtehende Neſter auf, in denen zwei kleine

ganz runde Eier liegen, welche nicht größer als eine gewöhnliche Erbse sind.

Nachmittags mußten wir über einen anderen kleinen Strom, und um vier Uhr machten wir Halt, um Mittag zu essen, bei einem dritten ähnlichen, der uns wenigstens frisches und gutes Wasser bei der Mahlzeit darbot. Nachdem diese beendigt war, fing der Marsch sogleich wieder an, um in guter Zeit nach dem Nachtquartiere zu gelangen, das in einigen einsam gelegenen Häusern, mit Namen Bijagual genommen werden sollte. Hieraus wurde indessen nichts, denn kurze Zeit darauf überfiel uns aufs neue ein Regen, der zwar nicht so heftig wie der gestrige, den Weg doch bald genug in einen so übeln Zustand versetzte, daß wir uns sehr glücklich schätzten unsere Zuflucht in eine elende, unbewohnte Hütte nehmen zu können, Namens Falditas, die zur Seite des Wegs auf einem niedrigen und feuchten Grasplatze lag. So schlecht auch diese Hütte war, verschaffte sie uns doch zwei gute Dinge, ein Dach über unserem Kopfe vor dem Regen, und einige trockene Zweige, Feuer gegen die Kälte anzumachen. Wir setzten uns auch sogleich in Besitz derselben, und bald flammte in der Mitte des Hauses eine prasselnde Flamme auf, welcher der Wind so viel besser aufhelfen konnte, da er weder durch Thüren noch durch Wände abgehalten ward; denn die ersteren fehlten schon seit langer Zeit, vermuthlich aus dem Grunde, weil sie überflüssig waren, nachdem die Oeffnungen der letzteren ihre Wirkung fruchtlos gemacht hatten. Später am Abende kamen mehrere Peonen an, so daß wir zuletzt elf Personen in der engen Hütte waren. Nachdem sie alle ihre Tercios an den Wänden aufgestapelt hatten, und auf diese

Art die Baufälligkeit derselben verbesserten, sammelten sie sich alle um das Feuer, auf dem nun ein großer Grapen aus Thon, das einzige Inventarium der Hütte mit der gemeinschaftlichen Chocolade kochte, wozu jeder mit seiner Portion beigetragen hatte. Nachdem diese gut aufgekocht und umgerührt war, ward sie vom Feuer genommen, und in einer großen Tutumba servirt, die darauf unaufhörlich im Kreise umherging, bis sie nach dem beständigen Trinken endlich leer zum Grapen zurückkehrte, um eine neue Ladung einzunehmen. Dies war wirklich eine Scene, werth des Pinsels eines Niederländischen Malers, diese starken, halbnackten Bergbewohner, in einem engen Kreise um das Feuer liegen oder sitzen zu sehen, und die rauchende hölzerne Schaale von Mund zu Mund circuliren zu lassen, während sie zuweilen aus den neben ihnen liegenden kleinen Beuteln die bei der Mahlzeit mehr sättigenden Artikel hervorholten, bestehend in Maisbrot und Käse, wodurch ihre Zähne in der Zwischenzeit beschäftigt wurden, welche zur Absendung und Rückkehr des erwärmenden Getränks erfordert ward. Eine so ausgezeichnete Reinlichkeit herrschte bei dieser Mahlzeit, und der vertrauliche Kreis war so einladend, daß, wenn ich nicht kurz vorher mein Abendbrot gegessen, ich mit Vergnügen ihre Einladung angenommen, und den Zirkel enger gemacht hätte; nun begnügte ich mich damit von einem naheliegenden Ballen denselben zu betrachten, bis die umhergehende Tutumba, durch ihren Zuspruch bei dem Grapen, zuletzt den ganzen Vorrath ausgeleert, und darauf die letzte Reise vollendet hatte, womit die Mahlzeit auch ein Ende nahm. Während der Zeit hatte ich einige Cigarren hervorgenommen, und nachdem ich jedem eine

gegeben, nahm ich meinen Platz vor dem vertraulichen Feuer. Dies war eine um so höher geschätzte Artigkeit gegen sie, da der Taback in der Provinz theurer als anderswo ist, und er also von den armen Peonen, wie eine Ueberflußwaare angesehen werden kann, die so wie alle andere ähnliche, im Verhältnisse ihres höheren Preises gesuchter sind. Bald waren sie auch angezündet, und die muntere Unterhaltung in vollem Gange, welche besonders ihre beschwerlichen Reisen und Abentheuer in den Gebirgen betraf, und nicht eher unterbrochen wurde, bis das mehr und mehr zusammenfallende Feuer mit seinem schwächeren Scheine an die Nothwendigkeit erinnerte, den Rest desselben zu benutzen, um eine Schlafstelle für die Nacht auszusuchen. Mein vorsichtiger Peon hatte schon die beste gewählt, indem er meine Strohmatte und meinen Filz auf einige Stücke Bambusrohr gelegt hatte, die auf den Dachbalken ruhend, eine Art von Dach in der niedrigen Hütte bildeten, auf welches man vermittelst der unten liegenden Wallen kletterte. Hier schlief ich auch recht gut, obgleich die Kälte beinahe zu fühlbar war, um angenehm seyn zu können.

Sonntags Morgen waren wir bei Sonnenaufgang zur Abreise fertig, und da seit dem gestrigen Schmause kein Holz mehr da war, so mußten wir sogleich mit nüchternem Magen auswandern, was indessen nicht so viel ausmachte, da wir bald nach Bijagual kommen mußten, und überdies alle Beschwerlichkeiten durch den Gedanken, daß es die letzte Tagereise war, erleichtert werden, indem wir heute aus den Gebirgen nach Jeja gelangen sollten, wo der Weg und die Art zu reisen sich verändern. Nach-

dem wir mehrere große Ströme passirt waren, kamen wir um sieben Uhr nach Bijagual, wo eine bemittelte, freundliche Wirthin uns ein Küchlein, Eier und Chocolade verkaufte, welches bald das entbehrte Frühstück ersetzte. Es war auch nothwendig sich hier ordentlich für den kommenden Theil des Weges zu stärken, den beschwerlichsten der ganzen Gegend zwischen Juntas und Zeja, nämlich die höchste Gebirgsgegend, Namens la Cuesta del Paramo. Mein Peon hatte mich beständig darauf vorbereitet, mit dem Wunsche, daß das Wetter so seyn möchte, daß wir sie passiren könnten. Da wir heute einen schönen Tag mit hell scheinender Sonne hatten, so fingen wir gleich nach dem Frühstücke das langsame Berganklettern an. Es war auch einer der schrecklichsten Wege, die man sich denken kann, und gleichsam eine Quintessenz der vorher marschirten, und erheischte einen so regenfreien Tag wie den heutigen, um betreten werden zu können. Enge und tiefe Cañelonen, hohe und steile Steinwege, abschüssige und glatte Lehmhügel, mit allen ihren Abwechslungen, lösten einander in einer beständigen Verschiedenheit ab, während sie gleichwohl in einem Falle einander glichen, dem nämlich, immer steil abschüssig bergan zu gehen. Endlich, nachdem wir mehrere Male unter der schweren und langwierigen Arbeit ausgeruht hatten, kamen wir zuletzt um eilf Uhr Vormittags auf den höchsten Punkt des Bergs, von dem wir eine freie Aussicht auf den zurückgelegten Weg und die Gegend um Bijagual hatten. Wir hielten uns indessen nicht lange bei dieser weniger lachenden Aussicht auf, sondern setzten unseren Marsch fort, um bald nach der zu kommen, welche der Berg auf seiner anderen Seite gewährte,

und die der Peon als „la vista la mas bonita en el mundo“ — die schönste Aussicht von der Welt — beschrieben hatte. Nachdem wir eine Strecke auf dem nun horizontalen Rücken des mit kleinem Holze bewachsenen Berges gegangen, und um eine Krümmung des Weges gekommen waren, lag auch auf einmal eine Aussicht vor unseren Augen, die, wenn sie gleich nicht nach der Aussage des Peons, die schönste von der Welt genannt, doch mit Recht als eine derjenigen betrachtet werden kann, die dem Auge ihrer weiten Ausdehnung und ihres Reichthums wegen, den angenehmsten Genuß gewähren. Es wäre vielleicht möglich, daß der, welcher nicht nur vier Tage in diesen öden, engen und mit Wald bewachsenen Gebirgen gewandert, sondern auch eine längere Zeit an die einförmigen Laubwände des Magdalenastroms gefesselt gewesen ist, vielleicht nicht unparteiisch genug seyn mag, eine solche lange entbehrte freie Aussicht zu beurtheilen; oder daß es ihm wie den Spaniern geht, da sie durch die wilden mit Wald und Gebüsch bewachsenen Gebirge auf der Landenge von Panama sich hindurchgearbeitet hatten, und zum ersten Male die große vor ihnen liegende Südsee erblickten, bei deren Anblicke sie von einer Art Entzücken ergriffen wurden, welches bewirkte, daß sie alle ausgestandenen Beschwerden dahin zu gelangen, vergaßen, sobald er die weite einförmige Wassermasse in ihren Augen in die lachendste Aussicht von der Welt verwandelte. Dies könnte freilich möglich seyn, allein die Aussicht vom Gipfel des Gebirges bei Zeja bedarf doch nicht eines solchen Entzückens, um immer eine der interessantesten zu seyn. Auf einmal zeigt sich hier dem bergab wandernden

Reisenden ein Gemählde, das wegen des Unerwarteten seiner Erscheinung und der Höhe, von der man es betrachtet, einem schönen Bilde gleicht, von dem die Decke plötzlich abgezogen wird. Ein großes, beinahe unermeßliches Feld, beschränkt auf allen Seiten von den umgebenden blauen Bergen, öffnet sich nun den freien Blicken, die, nachdem sie erst mit reißender Begierde über dasselbe hingeeilt sind, um sich gleichsam plötzlich in Besitz des Ganzen zu setzen, hernach mit größerer Genauigkeit die darauf befindlichen Gegenstände betrachten, um so viel vollkommener diese ihre freilich unvermuthete, aber doch verdiente Eroberung zu genießen. Eine Menge niedriger, mit Gras bekleideter und mit kleinem Gehölze verzierter Hügel, durchschneiden dieses Gemählde in allen Richtungen, und der Schatten, den sie durch ihre dunkleren Thäler und helleren Gipfel hervorbringen, erhöht das frische Grün, das, gleich einem Teppich, die ganze Landschaft bedeckt. Beinahe in der Mitte derselben fließt ein ruhiger Fluß, der oben im entgegengesetzten Ende des breiten Thals anfangend, sich in unzählige Windungen schlängelt, während er eine Menge kleinerer Flüsse und Bäche aufnimmt, mit deren vereinigten Wassermasse er sich endlich stark genug fühlt, sich einen Weg durch die auf der rechten Seite liegenden Berge zu bahnen. Beinahe eben so deutliche und gekrümmte Landstraßen und Fußsteige verbreiten sich in Menge, die aus einem hellgelben Lehm bestehend, einen starken Contrast gegen das grüne Feld machen, und eben so vielen breiteren und schmäleren Bändern ähnlich, sich phantastisch zwischen den vielen geweißten Häusern und Dörfern ausdehnen, die hier und da lieblich zerstreut durch einander

liegen. Von dieſer Höhe entdeckt man außer den größeren Dörfern Zeja und Peñol, auch die Städte Rio-Negro und Marinilla, von denen die erſtere indeſſen nicht ſo deutlich ſichtbar iſt, da ſie am weiteſten entfernt im Hintergrunde am Fuße einer Bergkette liegt, welche in dieſer Gegend die Ausſicht begränzet. Weiter vorwärts auf der Scene, und etwas zur Linken, erhebt ſich dagegen bemerkbarer eine Klippe, die hoch und ſchmal wie ein Thurm, ſich grau und nackt auf der umgebenden grünen Ebene erhebt, und in ihrer wunderlichen Einſamkeit zu den Seltenheiten zu gehören ſcheint, welche die ſchaffende Natur, gleichſam müde der allgemeinen, gewöhnlichen Ordnung zu folgen, nur aus einem ſonderbaren und unerklärbaren Einfalle geſchaffen hat.

Nachdem wir uns an dieſem ſchönen Schauſpiele vollkommen geſättigt hatten, das durch die hell ſcheinende Sonne noch mehr erhöhet wurde, fingen wir an in dieſe herrliche Landſchaft hinabzuklettern, die ſich oft unſeren Augen entzog, und wieder darſtellte, je nachdem die tiefen Krümmungen der Cañelonen die Ausſicht verſperrten oder öffneten. Obgleich das Herabſteigen von dem ungewöhnlich ſteilen Berge beſonders für den nicht am leichteſten war, deſſen Kräfte ſchon von dem Emporklettern auf der anderen Seite ziemlich angegriffen waren, ſo ging es doch raſch genug, wozu der frohe Eifer am meiſten beitrug, womit man eilte ſich der immer mehr und mehr ſich entwickelnden Landſchaft zu nähern. Endlich fingen die Cañelonen an ſich mehr zu öffnen, und der enge Fußſteig weniger abſchüſſig zu ſeyn, bis er ſich endlich in einen breiteren Weg gleichſam ergoß, der ziemlich grade und

eben über eine ſich ſanft neigende grüne Bergſtrecke ging, die den Uebergang zwiſchen dem Berge und der Ebene macht, auf welcher das Dorf Zeja liegt. Es war ein unbeſchreiblich angenehmes Gefühl, das man beim Fortſchreiten auf dieſem ebenen Wege erfuhr, die Augen gerichtet auf die umgebenden frei liegenden, angenehmen Gegenſtände, während der Wohlgeruch von den naheſtehenden Blumenbüſchen und Wieſen in die laue Frühlingsluft ſich ergoß, die man nun einzuathmen fühlte. Mit anderen Worten: während die Sinne auf dieſe Art ſich ergötzen können, und man ſich dadurch überzeugt, daß man nun wirklich in die ſchöne Natur verſetzt iſt, die man ſo lange einladend hat vor ſich liegen ſehen — und bei Betrachtung nicht nur der eben beſtiegenen Berge, ſondern auch im allgemeinen bei der Vergleichung aller beſuchten Gegenden dieſes tropiſchen Landes mit ſeiner außerordentlichen Hitze und rieſenartigen Vegetation, die beide gemeinſchaftlich den Menſchen, ſo zu ſagen, erſticken wollen — kann dieſes Gefühl am beſten mit demjenigen verglichen werden, welches ein Menſch erfährt, der zum erſten Mal nach einer langwierigen Krankheit, das verſchloſſene enge Zimmer verlaſſen hat, und nun bei einem Spaziergange an einem Sommertage auf dem freien Felde die heitere, erfriſchende Natur mit Entzücken genießt, mit deren ſo lange entbehrten Schönheiten ſeine bezauberten Sinne ſich nicht genug ſättigen zu können ſcheinen: berauſcht von dieſem ſo lange vermißten Schauſpiele, und froh bald näher daran Antheil nehmen zu können, vergißt er nicht nur die überſtandene Krankheit mit ihren vielen Beſchwerlichkeiten, ſondern auch die ihm noch ankle-

bende Mattigkeit. Eben so war es nun bei uns, und der Genuß der uns umgebenden Gegend verdrängte nicht nur den Gedanken an den Magdalenafluß und die Andes, sondern verscheuchte auch das Gefühl der Müdigkeit, welche uns das Ersteigen der letzteren verursacht hatte. — Deshalb ging es also schnell und rasch den Rest des Weges bergab, und gleich den Nachmittag zog unsere wandernde Karavane in das angenehme Dorf Zeja ein.

Capitel XII.

Reise in der Provinz Antioquia.

Am östlichen Ende der flachen, großen Ebene, die hier wie eine Insel, von den hohen Andes umflossen, liegt, befindet sich das kleine Dorf Zeja, gleich einem Hafen, wo sowohl Waaren als Personen umgeladen werden, um sie auf eine zu Lande gewöhnlichere Art weiter in die Provinz zu transportiren. Die vorher gebrauchten Dinge, Peonen und eigene Füße, werden hier gewöhnlich mit Mauleseln und Pferden vertauscht, und die Reise gewinnt von hier an eine weniger sonderbare und bequemere Gestalt. Um sowohl diese Veränderung zu bewirken, als auch etwas nach dem anstrengenden Marsche dieses Vormittags auszuruhen, kehrten wir hier, auf die Anweisung des Peons, in ein Haus ein, das, ohne Wirthshaus oder Postcomptoir zu seyn, sich

doch zu diesen beiden Dingen paßte, und die Wirthin bereitete mein Mittagessen grade alsdann zu, da der Wirth Pferde holte, um mich vermittelst derselben weiter zu schaffen. Alles dieses geschah mit einer Freundlichkeit und Güte, die die Vermuthung von dem Character der Bewohner dieser Provinz so gut bestätigte, welche man bereits im Umgange mit der dürftigen Classe der Peonen gefaßt hatte. Obgleich die Bewohner dieses Dorfes im allgemeinen nicht die starke Figur und groben Gliedmaaßen der letzteren hatten, besaßen sie doch dieselben ausdrucksvollen Gesichtszüge und gute Miene, die von ihrer helleren Haut erhöht wurde, welche bei den Peonen deswegen, weil sie sich beständig der rauhen Witterung in den Gebirgen aussetzen, eine dunklere Farbe angenommen hatte. Ich hatte so viel bessere Gelegenheit diese Vergleichungen anzustellen, da gleich nach meiner Ankunft im Dorfe, der größte Theil der Bewohner desselben aus der Kirche kam, und da sie alle in ihren bunten Sonntagskleidern waren, so machte die Betrachtung dieser Volksmasse einen sehr angenehmen Eindruck, besonders da sie derjenigen so ungleich war, die ich in den niedrigeren Provinzen gesehen hatte, sowohl in Ansehung der Farbe der Personen als ihrer Kleider. Hatte man sich schon aus der angenehmen Kühle der umgebenden Luft überzeugt, daß man sich in einem anderen Clima befindet, so überzeugen einen nun auch die hier wohnenden Menschen durch ihre ungleiche Kleidertracht, daß man in einem anderen Lande ist. Sowohl Weiber als Männer unterscheiden sich hierin gleich stark von den Indianern auf der anderen Seite der Gebirge. Außer Hemden und Unterkleidern hat das männliche Geschlecht hieselbst ein Kleidungsstück, Namens Ruana,

bestehend aus einem großen viereckigten Stück Zeugs von Wolle oder Baumwolle, welches mit einem Loche in der Mitte für den Kopf versehen ist, auf den Schultern ruhet, und bis auf die Kniee herabfällt, den Meßgewändern der Priester nicht unähnlich. Da diese Mäntel häufig mit den glänzendsten Farben prahlen, als blau, gelb, roth und weiß zu breiten Streifen gewebt, so gewähren sie einen schönen Anblick, ohne das antike Aussehen zu erwähnen, welches die losen herabhängenden Falten denen geben, welche sie tragen. Die Frauenzimmer dagegen haben keine Ruanen, tragen aber Röcke von blauem Baumwollenzeuge, das zugleich mit einem gewöhnlichen Hemde, ihren Körper besser bedeckt, als die dünnen Kleider ohne Ermel, welche die Indianerinnen des niedrigeren Landes haben. Sind sie im Freien, so gebrauchen sie zugleich einen Strohhut mit einem farbigten Bande, ein Kopfputz, welcher schöner seyn würde, wenn er etwas weniger einem gewöhnlichen Mannshute gliche, denn der große hohe Kopf und der aufgestreifte schmale Rand desselben, scheinen nach dem Modelle unserer modernen Hutmacher zugeschnitten zu seyn. Die der Männer dagegen sind etwas passender für das Clima, oder mit breiterem Rande und auch aus Stroh gemacht. Diese ganze Kleidung indessen beweiset, wenn nicht grade mehr Cultur bei den Einwohnern, doch wenigstens andere Gewohnheiten und eine andere Lebensart, und man glaubt anfangs etwas mehr Aehnlichkeit mit Europa zu finden, bis die Betrachtung der überall nackten Füße uns nach Südamerika zurückführt, denn nur Leute von der vermögenderen Klasse gebrauchen hier Strümpfe und Schuhe, da sogar die gewöhnlichen Alpargaten von niemand anders als

Creolen und einigen wenigen bemittelten Indianern benutzt werden, indessen immer ohne Strümpfe.

Um drei Uhr Nachmittags kamen meine beiden Pferde an, und sogleich darauf, nachdem ich meine Peonen verabschiedet hatte, von denen mein eigener Träger nicht vergaß, mich an mein Versprechen zu erinnern, ihm von meiner Rückkehr Nachricht zu geben, setzte ich meine Reise von Zeja weiter fort. Es war nun eben so neu als angenehm wieder zu Pferde zu sitzen, welches seit meiner Ankunft in Barranca nicht der Fall gewesen war; und diese Art zu reisen war wenigstens bequemer als das lange Liegen im Canot und das mühsame Wandern in den Gebirgen. Diese Reise konnte auch als ein Luftritt angesehen werden, theils wegen des schönen Wetters und der angenehmen Luft, theils wegen des guten Weges, der auf dem Rücken der hügelichten mit Gras bekleideten Cordilleras hinlaufend, dem Auge verstattet, beständig die eben so veränderlichen als lachenden Aussichten von diesen sich durchkreuzenden Bergstrecken zu überschauen. Dies ist auch eine der schönsten, aber zugleich sonderbarsten Landschaften in der Welt, und wenige Gegenden können in dieser Hinsicht mit der zwischen Zeja und Rio = Negro verglichen werden. Obgleich sie im ganzen eine erhöhete Ebene zwischen Bergen ist, oder was die Franzosen Plateau, und die Engländer Tableland zu nennen pflegen, so wird sie beinahe überall von kleinen niedrigen, beinahe gleich hohen Bergrücken durchschnitten, freilich oft nackt, oder nur mit Gras bewachsen, die aber unter einander die lieblichsten mit Wäldern und Wiesen gezierten Abhänge und Thäler bilden, an deren Fuße häufig ein kleiner klarer Bach vor den kleinen netten Häusern,

und den neben ihnen liegenden Maisplantagen vorbeifließt. Da nun der Weg zur Vermeidung des unaufhörlichen Auf- und Niedergehens, immer oben auf diesen ebenen Bergspitzen geht, so wird er, auf Kosten der Kürze, so viel ebener und krummer, als diese Bergrücken sich oft in alle die sonderbaren Biegungen schlängeln, mit denen ein Bach sich einen Weg durch die ebene Wiese sucht. Dies macht, daß man sich oft in Hinsicht des Himmelstrichs irrt, dem man sich zuwendet, da die Richtung des Weges alle durchläuft, oder wie man sich auf der See ausdrückt, die ganze Runde des Compasses segelt. Diese Ungewißheit wird um so viel größer, da man mitten am Tage sich nicht nach der Sonne richten kann, weil sie alsdann grade über dem Kopfe des Reisenden steht. Der einzige Gegenstand, den man in dieser Hinsicht hat, und den man anfangs zum Point de vue dienlich ansieht, ist die vorher genannte schmale und hohe Klippe, welche zauberartig ihr kahles graues Haupt über die niedrigeren grünen Bergrücken erhebt. Allein bald findet man, daß sie anstatt zum Richtpunkte zu dienen, vielmehr mit einem verwirrenden Irrwische verglichen werden kann, der sich bald auf der einen, bald auf der anderen Seite zeigt, und wieder verschwindet, ohne daß man weiß, ob man ihn das nächste Mal vor oder hinter sich erblicken wird. So hat man diese Zauberklippe z. B. im Anfange des Wegs in einiger Entfernung zur Rechten, worauf sie durch eine Senkung des Weges auf einige Zeit verschwindet: nach einer Weile kommt sie näher hervor, aber anstatt zur Rechten, hat man sie nun zur Linken. Verwundert über ein solches Gaukelspiel faßt man den Entschluß sich ferner nicht so leicht überraschen zu lassen, und behält

sie deswegen beständig im Gesichte, bis sie, sich mehr und mehr nach hinten ziehend, zuletzt wegen der größeren Beschwerde nicht mehr beobachtet werden kann, besonders da die abwechselnde Aussicht dem Auge eine angenehme Beschäftigung darbietet. Bald versunken in die Betrachtung derselben, hat man die Zauberklippe und die vielen Krümmungen des Weges vergessen, bis man etwa durch eine plötzlichere Schwenkung daraus geweckt wird, und siehe — nun steht die spuckende Klippe ganz nahe mitten vor einem. Wenn man in einem solchen Falle wenigstens stille hält, um den Piloten zu fragen, ob man nicht in die Irre geritten sey, so kann eine solche Besorgniß eben so verzeihlich angesehen werden, als die verneinende Antwort überzeugt, daß der schon zurückgelegte Weg einer der krummsten seyn müsse, und daß die Entfernung der Oerter von einander nicht nach den Schritten gemessen werden kann, die man auf dem Wege zwischen ihnen macht.

So ging es nun den ganzen Nachmittag auf dem schönen Wege, worauf die Reise so viel angenehmer wurde, da wir oft Leuten begegneten oder vorbeiritten, die alle in ihren bunten Sonntagskleidern entweder zwischen den beiden Dörfern Zeja und Pawol ritten oder gingen, in welchem letzteren wir Abends, um fünf Uhr, eintrafen. Da wir diesen Tag nicht weiter reisen wollten, blieben wir um so viel lieber in diesem netten Dorfe, da mein Pilot mir hier Nachtquartier bei einem bemittelten Creolen schaffte, dessen besseres Haus größere Bequemlichkeit zum Nachtquartiere darbot, als die baufällige Hütte, in der ich die letzte Nacht zugebracht hatte. Obgleich sehr müde nach der ungleichen Reise dieses Tages, konnte ich es doch nicht unterlassen einen

Spaziergang in dem netten Dorfe zu machen, und die malerische Lage desselben lockte mich bald aus demselben heraus. Von einem der benachbarten Berge, oder richtiger mit Gras und Büschen bekleideten hohen Lehmberge, hat man eine schöne Aussicht über das Dorf, welches ziemlich regelmäßig gebaut, mit einem großen Markte in der Mitte, auf einer grünen Ebene am Ufer des sich in viele Buchten windenden Nareflusses liegt, der hier auch Rio-Negro heißt. Eine lange gebrechliche, nur aus zusammengefügtem Bambusrohr bestehende Brücke, getragen von langen Pfählen, vereinigt das beiderseitige niedrige Ufer des breiten Flusses, dessen langsam fließendes Wasser noch nicht die Hindernisse ahnet, denen es in den Gebirgen begegnet, durch die es sich oft mit schäumender Raserei hindurchbrechen muß um seinen älteren Reisekameraden, den großen, ruhigen Magdalenafluß zu erreichen. — Die nun untergehende Sonne erhöhete die Schönheit der umliegenden Landschaft, eben da der Gedanke an die plötzlich nach ihrem Untergange erfolgende Dunkelheit an die Nothwendigkeit erinnert, sich bald von der Betrachtung derselben loszureißen; denn obgleich das hiesige frischere Clima so sehr unserem Sommer im Norden ähnlich ist, daß man sich in diesem Falle dahin versetzt glaubt, so führen doch die kurze Dämmerung und die dunklen Nächte den träumenden Fremdling in die tropischen Gegenden zurück, wo er vergebens die lange Dämmerung und die hellen Sommernächte seiner Heimath sucht, die einen Theil des Jahres hindurch die Beschaffenheit derselben zu der schönsten, und vielleicht zu der angenehmsten von allen machen.

Nach dem Nachtquartiere zurückgekommen, nahm ich bald das mir angewiesene Bett ein, das hier nicht mehr aus

der Hangematte, sondern aus großen ledernen Bettstellen besteht, in denen eine dicke Strohmatte und einige Ruanen zu Betten dienen, welche in den Häusern der vermögenderen Creolen von Matratzen und Filzen verdrängt werden. Die Häuser schützen auch besser vor der nächtlichen Kälte durch die fester schließenden Thüren und mit Fensterladen versehenen kleineren Fenster, welche sparsamer in den mit dickem Lehm abgesetzten Wänden angebracht sind. Ich schlief auch so viel besser, da hier natürlicherweise nicht die Rede war von Musquitos, Fledermäusen, und allen anderen am Magdalenaflusse zurückgelassenen unruhigen Bettkameraden, und obgleich die Kälte des nächsten Morgens gewiß fühlbar war, so findet man sich doch durch den ruhigen Schlaf der vergangenen Nacht mehr gestärkt und erfrischt, als nach dem im Schweiße zugebrachten Nachtschlummer des heißen Climas.

Bei Sonnenaufgange waren wir schon unterwegs, um vor Mittag nach Rio = Negro gelangen zu können. Der Weg führt nun über ebnere Felder, oder richtiger die vorher genannten Bergrücken werden weniger hoch und seltener, bis sie endlich in der weiten Ebene auf der anderen Seite der Stadt Rio = Negro verschwinden. Nachdem wir uns etwas bei einem am Wege liegenden, einsamen Hause, um Frühstück zu essen, aufgehalten hatten, kamen wir Vormittags nach der kleinen hübschen Stadt Marinilla, durch welche wir hindurchreiseten, und also bloß Gelegenheit hatten ihre netten, weiß abgeputzten Häuser von Lehm zu bemerken, die häufig mit gemalten Thüren und Fensterladen geziert waren, so wie einige größere Häuser am Markte, deren Balkone mit verschiedenen glänzenden Farben ange-

ſtrichen waren. Eine bis jetzt ungewöhnliche Reinlichkeit und Nettigkeit ſchien in der kleinen angenehmen Stadt zu herrſchen, die ſo gut zu der ſie umgebenden klaren Luft und lachenden Natur paßten.

Nach einer der angenehmſten Tagereiſen, die ich bis jetzt gemacht hatte, kamen wir um ein Uhr Mittags nach der größeren Stadt Rio a Negro, in die man, über den Fluß deſſelben Namens, durch eine bedeckte hölzerne Brücke kommt, welche wie ein Stadtthor an dem einen Ende der Stadt liegt. Das Ausſehen dieſes Orts iſt, wo möglich, noch netter, als das von Marinilla, und die Häuſer deſſelben ſind größer und beſſer gehalten. Dies war beſonders der Fall mit demjenigen, in welches ich einkehrte, das dem vornehmſten hieſigen Kaufmann, einem Creolen, Namens Saenz, gehörte, an den ich einen Empfehlungsbrief von Herrn Hauswolff hatte. Dieſer ausgezeichnet brave Mann nahm mich auch auf eine Art auf, die vollkommen mit der Beſchreibung von ſeinem Charakter übereinſtimmte, welche ich bereits von den Landsleuten erhalten hatte, welche nun in der Provinz waren, und alle die Gaſtfreiheit und das hülfreiche Wohlwollen rühmten, womit dieſer Columbier ihnen begegnet war, und noch fortfährt ihnen zu begegnen. Dieſe Freundſchaft für die Schweden iſt um ſo ſchätzbarer, da dieſer Mann einer der reichſten Kaufleute und angeſehenſten Mitbürger iſt, nicht nur in der Provinz Antioquia, ſondern auch beinahe in der ganzen Republik Columbien, und der Name „Don Pedro Saenz" iſt dort eben ſo vortheilhaft bekannt wegen ſeiner Solidität in Geſchäften, als wegen ſeines ausgezeichneten Werthes in anderen geſellſchaftlichen Verbindungen. Nachdem mir ein

eigenes Zimmer in dem großen wohleingerichteten Hause angewiesen war, ward ich zum Mittagessen gerufen, das hier immer früher, als in dem heißeren Clima bereitet wird, da man auch zu Abend ißt, und welche beide Mahlzeiten ich weiter unten umständlicher beschreiben werde. Ich ward nun der übrigen Familie vorgestellt, welche außer der Frau, aus zwei älteren Töchtern und einigen jüngeren Kindern bestand. Diese ganze Familie, und besonders die jüngeren Mitglieder derselben, zeichneten sich wegen ihrer hellen weißen Haut und rothen Wangen aus, zwei Dinge, welche man in diesem Lande vorher nicht gefunden hatte, nicht einmal bei den aus Europa gekommenen, hier ansäßigen Fremden. Indessen ist es oft der Fall mit den in der Provinz gebornen Creolen, deren Haut wegen des frischeren Climas eine Weiße und Röthe annimmt, die man kaum bei ihren Vorvätern in Spanien trifft. Hiervon mich zu überzeugen hatte ich des Nachmittags Gelegenheit, da ich einen Spaziergang in der schönen Stadt machte, in der oft aus den nicht mit Glas versehenen Fenstern Frauenzimmer- und Kindergesichter hervorkamen, die ein Fenster in Nordeuropa nicht entstellt haben würden. — Einer der größeren Gassen folgend, befand ich mich endlich am anderen Ende der Stadt, von dem ein Weg nach dem, auf einer großen mit Gras bekleideten Höhe liegenden Begräbnißplatze führt. Eine schöne weiße Mauer umgiebt diesen Platz, und schließt auch einige kleine, dazu gehörige Häuser ein. Eine so ausgezeichnete Reinlichkeit, Ordentlichkeit und verständige Fürsorge schien an diesem abgeschiedenen, der Ruhe geheiligten Platze zu herrschen, daß, wenn man vielleicht nicht sagen darf, daß er freundlich einladend sey, man doch wenig-

stens zugeben muß, er gehöre zu den schönsten Begräbnißplätzen, die man nur sehen kann.

Bei meiner Rückkunft nach Señor Saenz Hause, fand ich seine Familie in einem großen, schön meublirten Conversationszimmer, das hier um so nothwendiger ist, da man sich des Abends nicht, wie in den niedrigeren Provinzen, vor der Thüre zu versammeln pflegt, denn das Clima ist, besonders des Nachts, zu kalt dazu. Es war indessen befremdend und unerwartet, so tief im Innern von Südamerika ein Zimmer zu finden, das beinahe mit derselben ausgesuchten Pracht angefüllt ist, die ein reich meublirtes Zimmer in Europa charakterisirt, besonders wenn man bedenkt, daß alle diese Spiegel, Glaskronen, Gemählde, Tische, Stühle und Fortepianos auf dem Rücken der Peonen hieher gebracht werden mußten, und zwar grade den fürchterlichen Weg, den man selbst zurückgelegt hat. Wenn man sich sowohl die ganze beschwerliche Reise von der Küste an, mit den elenden Wohnungen, als auch die eigene Art über die öden Berge zu reisen vorstellt, welche letztere noch meinen Sinnen und meinem Körper im frischen Andenken war, so konnte man beim Eintritte in ein so prachtvolles Zimmer nicht unterlassen, sich der Mährchen aus der Kinderstube zu erinnern, wo man so oft von Menschen hört, die von einer langen Wanderung in der wilden Einöde, oder dem dunklen, schauerlichen Walde, auf einmal nach einem bezauberten Schlosse kamen. Was mich hier insonderheit überraschte, war das große Fortepiano, theils wegen der Schwierigkeit ein solches Instrument hieher gebracht zu sehen, und theils deswegen, weil ich ein ähnliches noch nicht in Columbien gesehen hatte. Indessen ist es sehr Schade, daß

man hier bis jetzt Niemand hat, der sich recht darauf versteht, oder Unterricht geben kann, so daß ich nur eine der Töchter nach dem Gehör einen ihrer gewöhnlichen Walzer auf dem ungestimmten Instrumente spielen hörte, das auch wegen seiner Seltenheit hieselbst mehr zum kostbaren Putze zu gehören schien, und eher den Reichthum des Besitzers als seine Virtuosität anzeigte. Eine kleine deutsche Spieldose dagegen, die darauf ihr artiges Spiel anfing, schien sowohl wegen ihrer geringeren Schwierigkeit zu transportiren, als ihrer reinen Musik, wozu nicht der Beistand des Talents erfordert wurde, ihren Platz allhier besser auszufüllen, und im allgemeinen richtiger für dieses Land nach seinem jetzigen Standpunkte in den freien Künsten berechnet zu seyn. — Der angenehme Abend verstrich halb im Kreise der munteren freundlichen Familie, und da ich gute Nacht sagte, um mich auf mein Schlafzimmer zu begeben, führte mich der Wirth an einen Tisch, auf welchem ein großer, der Bibel gleichender Foliant lag, und fragte mich lächelnd, ob ich das große Buch kenne. Diese Frage verwunderte mich um so mehr, da die ausgezeichnete Bildung und die Kenntnisse des Fragenden nicht dem Verdachte Raum gaben, daß er indirecte hiermit hieselbe Frage wie der Bodeguere in Juntas thun wollte, ob wir Christen wären. Allein er befreiete mich bald von meiner Verlegenheit, da er den dicken ledernen Deckel öffnete, der ein stattliches Titelblatt bedeckte, worauf mit Zoll langen rothen Buchstaben stand: „El famoso Hidalgo Don Quixote.“ Es war nämlich eine seltene Prachtausgabe des Don Quichotte, mit einer Menge Kupfer zur Erklärung der vielen Abentheuer dieses berühmten Ritters; und da ich ihm nun lachend antwortete,

daß ich diesen weltberühmten Ritterroman zwar gelesen, aber noch nicht in der Grundsprache gelesen hätte, so bat er mich denselben mit auf mein Zimmer zu nehmen und darin zu blättern, was ich auch so lange that, bis der Schlaf mich lockte Cervantes Meisterstück mit seinen burlesken Kupfern gegen das nun anziehendere Bett mit seinen Bettlachern, seiner Matratze und seinem Filze zu vertauschen.

Um halb sieben Uhr am folgenden Morgen nahm ich Abschied von meinem achtungswerthen Wirthe, der bereits in seinem Schreibzimmer beschäftigt war, das zugleich einen in diesem Lande noch seltneren Anblick gewährte, nämlich eine ziemlich große Bibliothek, bestehend aus spanischen, französischen und englischen Büchern, welche beide letzteren Sprachen Señor Saenz sehr gut versteht und ganz erträglich spricht. Nachdem ich viele Grüße an alle Landsleute, die ich nun bald treffen sollte, mitbekommen hatte, verließ ich dieses gastfreie Haus, und befand mich bald außerhalb der Stadt Rio-Negro, von der ich beinahe anzuführen vergessen hätte, daß sie fast 6000 Einwohner zählt, mehrere Kirchen, und besonders eine große neu gebaute schöne Cathedralkirche, mehrere große Häuser hat, und in jeder Hinsicht nächst Medellin, als die vornehmste Stadt in der Provinz Antioquia angesehen werden kann. Das Clima derselben ist vielleicht das angenehmste in der Provinz, da das Thermometer um Mittag aus selten höher als auf 22 Grade geht, und um Mitternacht nicht tiefer als bis auf 12 fällt.

Der Weg geht anfangs über eine große Ebene, die einen aus Torf und Lehm bestehenden Boden hat, der bewachsen mit Gras, weitläuftige Viehweiden bildet. Die

hiesige Gegend verräth auch einen allgemeinen Wohlstand: überall sieht man abgesonderte, mit Wällen von Erde umgebene Häuser, die zunächst von ihren Gärten, Plantagen und von wohlbebautem Maisfelde umgeben sind, und weiter entfernt von den weidenden Viehheerden, so daß jedes für sich eben so viele Landstellen ausmacht, und sie zusammengenommen eine der herrlichsten Landschaften bilden, wodurch ein Reisender kommen kann. — Dann fängt der Weg allmählig an sich gegen die hohen Cordilleras zu erheben, die das Thal von Medellin von der Ebene von Rio-Negro trennen, und nachdem er sich eine Zeitlang steiler nach den Gebirgen hinauf geschlängelt hat, nehmen auch die Umgebungen nach und nach eine mehr Andische Gestalt an. Zuletzt wurden die hohen Lehmberge so beschwerlich, daß wir sie nur ganz langsam hinanreiten konnten, und eine Weile bei einem am Wege liegenden Hause ausruhen mußten. Im Anfange dieses Emporsteigens hat man eine weite Aussicht über Rio-Negro, Maninilla und die ganze Landschaft bis an die Berge bei Zeja, allein bald verhindern Wald und Gebirge dieselbe, und schränken die Aussicht nur allein auf diese letzteren ein. Endlich waren wir etwas vor Mittag auf die Höhe, oder richtiger auf die Stelle gekommen, von der der Weg etwas grader und horizontaler zu gehen anfängt, zwischen niedrigen Bäumen und Büschen, die wegen ihrer geringeren Größe und des trockenen Aussehens eine weniger üppige Vegetation verrathen, und da die Luft, obgleich zu dieser Tageszeit, ungewöhnlich kühl, und beinahe kalt war, so scheint die ganze umgebende Natur eine größere Höhe, als die bisher zurückgelegte zu verrathen. Zuletzt langten wir um Mittag beim Berge Santa Helena an, von wo

man auf einmal eine Aussicht über das tief unten liegende Thal von Medellin hat, die eben so sehr in Erstaunen als Entzücken setzt. Sie ist unvergleichlich viel schöner, als die von dem Berge bei Jeja, sowohl wegen der größeren Höhe des Standpunktes, als des größeren Reichthums des unten liegenden Gemähldes. Gleicht die Ebene von Rio-Negro einem gelobten Lande, so ist das Thal von Medellin ein Paradies, und von dieser Höhe betrachtet, bleibt es immer eine der schönsten Landschaften, worauf der Blick eines Menschen ruhen kann, so wie die Beschreibung also eben so schwer und unvollkommen, wie sie es im allgemeinen ist, wo die Feder die Stelle des Pinsels vertreten, und der unvollständige Entwurf der Erzählung das vollendete Detail des Gemähldes ergänzen muß.

Auf beiden Seiten des Beobachters, oder vom Gipfel des Berges Helena erstrecken sich wilde Massen von Bergen, Wäldern, Felsenwänden und Abgründen, die zusammen einen Halbzirkel bildend, wie ein dunkler Vordergrund liegen, im starken Contraste gegen die entferntere einere Bergkette auf der anderen Seite des Thals, das dann wie ein hellen Fond anfängt. Von den hellgrauen Gipfeln dieser Berge senkt sich das Auge über ihre abschüssigen Seiten, die anfangs mit Gehölz bekleidet und dunkel sind, weiter hinunter aber hellgrüner und angebauter werden, und zuletzt am Fuße mit Häusern, Hainen und Plantagen angefüllt, das lachende Thal, wie ein Amphitheater umgeben, das, gleich einem idealischen Garten, in der Mitte dieses entzückenden Gemähldes liegt. Wie auf einer Probecharte liegen hier Wiesen, Bäche, Haine, Alleen, Hügel, Aecker, Plantagen, Landhäuser und Hütten durcheinander in einer sol-

chen Abwechslung, daß die ungewissen Blicke nicht wissen, wo sie sich verweilen sollen, bis sie dem mitten im Thale, wie ein silbernes Band, sich schlängelnden Rechiflusse folgend, zuletzt auf der am Ufer desselben liegenden Stadt Medellin ruhen, die mit ihren rothen und weißen Häusern wie ein Geschmeide glänzt, eingefaßt in den Mittelpunkt dieser paradiesischen Gegend. — Alles dieses überrascht den Reisenden auf einmal von der großen Höhe, und nachdem man von da das Auge mit der weiten Aussicht gesättigt hat, sehnt man sich nun ihr etwas näher zu kommen, da die weite Entfernung macht, daß man der kleineren Partien des unten liegenden Thals nicht so vollkommen genießen kann. Jetzt fängt ein zweistündiges Bergabwandern an, wobei diese Partien sich immer mehr, immer näher und schöner entwickeln. Auf diese Art hat man nicht viele der steilen Zickzacke zurückgelegt, wenn man zur Rechten, nicht weit von sich, eine große Cascade, gebildet durch einen Strom, gewahr wird, der sich hier den Berg hinabstürzt, und nachdem er einige kleinere aufgenommen hat, ruhiger und breiter, unter dem Namen Bocana, das Thal durcheilt, und sich endlich in den Rechi ergießt. Angekommen bei einer Brücke weiter bergab, auf welcher man über diesen Strom passirt, ist man schon so nahe, daß man die ungleichen Bäume und Plantagen im Thale unterscheiden kann, und findet, daß die Alleen aus hohen Pappeln, die Haine oft aus Citronen- und Apfelsinenbäumen, und die angebauten Felder aus Platanen, Mais und Zuckerrohr bestehen. Die kältere Luft auf den Gebirgen hat nun eine milde Frühlingswärme angenommen, und die größeren Bäume und Gebüsche verrathen schon ein gemäßigteres

Klima. — Ungeduldig bald in das mit jedem Schritte schönere Thal hinabzukommen, hielten wir uns hier nur kurze Zeit auf, um die müden Pferde sich ausruhen zu lassen, und nach einem zweistündigen unaufhörlichen Bergabreiten, befanden wir uns endlich in der reizenden Umgebung desselben. Ein breiterer, sich etwas neigender Weg, besetzt mit hohem Cactus und wilden Blumenbüschen, fing nun an nach der nahen Stadt zu führen, vorbei einsam liegenden Häusern, beschattet von Apfelsinen- und Pomeranzenbäumen, von denen ein angenehmer Wohlgeruch in die warme, aber nicht drückende Luft ausdustete. Bald beginnen die zerstreuten Häuser häufiger zu werden, der Weg wird ebener und breiter, bis er sich endlich in eine der Gassen der Stadt Medellin verliert. Nachdem man sowohl diese, als einige andere grade und breite Gassen passirt ist, die nach dem großen Markte führen, kommt man zuletzt in eine lange, grade Gasse, die von da nach dem anderen Ende der Stadt geht, wo Herr Hauswolff damals in einem großen, gut gelegenen, abgeschiedenen Hause wohnte, in dem ich drei Uhr Nachmittags eintraf, und die Freude hatte, dort, außer Frau Hauswolff, zwei andere Landsleute, die Herren Riffer und Zimmermann, zu treffen.

Um nicht den Gang dieser Reise in der Provinz Antioquia zu stören, will ich mich hier nicht weiter aufhalten, weder bei der unbeschreiblichen Annehmlichkeit eines solchen Zusammentreffens, noch bei der gefälligen Lebensweise in dem Schwedisch-Columbischen Hause, sondern schiebe dies bis auf meinen zweiten Besuch in dieser Stadt auf, da auch ein längerer, dortiger Aufenthalt mir bessere Gelegen-

halt giebt, sowohl von der schwedischen Colonie als ihrem damaligen Hauptquartiere, der Stadt Medellin, zu reden.

Nach einem hiesigen Aufenthalte von drei Tagen ward die Reise weiter in die Provinz fortgesetzt, nach den Städten Antioquia und Santa Rosa, in Gesellschaft eines hiesigen Landsmannes. Nachmittags den vierten März waren unsere Maulesel gesattelt, und wir ritten um vier Uhr von Medellin ab, um Abends nach dem Flecken Alta-Viejo zu kommen, der am nördlichen Ende des Thals liegt. Nachdem man über eine schöne steinerne Brücke geritten, die am Ende der Stadt über den Fluß Bocana gebaut ist, folgt man dem ebenen, breiten Wege, der hier und da mit Pappeln bepflanzt, längs dem Rechi, auf der rechten Seite desselben geht. Etwas weiter von der Stadt kommt man einem großen, etwas verfallenen Gebäude von Mauersteinen vorbei, welches im Anfange der Revolution eine Pulvermühle gewesen, nun aber nicht mehr im Gange ist, weil die Regierung ihre Rechnung besser dabei gefunden hat, das Pulver zu verschreiben, und es sodann für eigene Rechnung, als Monopolium, zu verkaufen. Von hier geht der Weg über eine mit Lehm vermischte Höhe, von der man eine der schönsten Aussichten längs dem entzückenden Thale und der in der Mitte derselben liegenden Stadt Medellin hat, die von hier gesehen, sich vielleicht am besten darstellt, da der nicht so hohe Standpunkt ihre Thürme, Kirchen und Häuser mehr im Perspectiv zeigt, als der hohe Berg Santa Helena, von welchem sie mehr einem Risse gleicht, oder besser einem kleinen, von oben herab gesehenen Modell. Nachdem man wieder von dieser alles beherrschenden Höhe herabgestiegen ist, biegt sich der Weg links, und geht ver-

mittelst einer bedeckten hölzernen Brücke über den Rechifluß, der jetzt mehr nach Nordosten läuft, und sich mehr und mehr von der Landstraße trennt, welche darauf grade nach Alto-Viejo geht, wo ich auch bei Sonnenuntergange eintraf.

Dieses große Dorf liegt auf einer fruchtbaren Ebene, die, begränzt auf der einen Seite vom Rechiflusse, und auf der anderen von den Cordilleras, welche diesen Fluß vom Cauca trennen, als eine Verlängerung des Thals von Medellin angesehen werden kann. Große Viehweiden und fruchtbare Mais- und Platanenfelder umgeben das mit hübschen Häusern bebaute Dorf, durch welches ein klarer Bach seinen Weg nach dem Rechiflusse sucht. Der ganze Ort verräth außer Wohlhabenheit und Annehmlichkeit eine Gesundheit und Sauberkeit, die immer die großen Dörfer in der Provinz Antioquia auszeichnet, und welche man in den Dörfern längs dem Magdalenaflusse und auf dem niedrigen Küstenlande zu vermissen glaubt, wozu das dortige heißere Clima, und die daraus folgende Beschaffenheit der Einwohner das meiste beitragen. — Aufgenommen in eins der besseren hiesigen Creolenhäuser, verlebten wir einen angenehmen Abend unter Gespräch mit den munteren Wirthsleuten, und auch eine angenehme Nacht, obgleich das Clima nicht so kühl war, wie in Rio-Negro, oder die lederne Pritsche so weich, wie das dortige gut gemachte Bett. Bei solchen Gelegenheiten ist es gut, außer seinem Filze auch eine der vorher genannten Ruanen mitzunehmen, und für eine Reise in Antioquia, so wie in den anderen Gebirgsprovinzen, ist ein solches Stück Zeug eben so nothwendig als die Hangematte überflüssig. Da eine solche Ruane aus einem viereckigten, dicken Zeuge besteht, nur mit einer engen Oeffe

nung in der Mitte, so wird sie aufs Bette gelegt, eine eben so warme Decke, als sie über den Sattel ausgebreitet, eine vortreffliche Schabracke ist, und über die Schultern gehängt, giebt sie einen so viel besseren Reisemantel ab, da sie Reuter und Sattel bedeckt, und außerdem im Regen so stark krimpet, daß schwerlich das Wasser durchdringen kann. Man gebraucht sie auch beständig, und ein Reuter ohne seine Ruane würde hier eine eben so seltene Erscheinung seyn, als er es ohne Hangematte auf der Ebene wäre.

Den folgenden Morgen um halb sechs Uhr waren wir wieder auf der Reise, und setzten nun unseren Weg auf der Ebene fort, die zwischen Alto = Viejo und Copa = Cabana liegt, einem ausgezeichnet schönen Flecken, auf der anderen Seite des Rechiflusses, umgeben von Platanen = und Zuckerampflanzungen, die man ein gutes Stück zur Rechten liegen läßt. Mitten vor diesem Orte theilt sich der Weg nach Santa = Rosa und Antioquia, von denen der erstere beinahe gradeaus geht, aber der letztere biegt sich etwas mehr links, während er beständig die abhängigen Lehmhügel in die Höhe geht, welche eine Verlängerung des mitten vor ihnen liegenden Bergrückens sind, der hier Cantador heißt. Zuletzt wurden diese Hügel steiler, bis endlich der Weg durch beständigen Zickzack, sich den schroffen, mit Lehm bekleideten Berg in die Höhe windet. — Nachdem wir uns beinahe zwei Stunden lang in die Höhe gearbeitet hatten, kamen wir zuletzt auf den Gipfel, von dem der Weg nun über eine große mit Gras bewachsene Ebene führt, Namens Sabana de Ovejas — die Schafebene. Obgleich der Name jetzt nicht auf dieses Feld paßt, weil es dort weder Schafe noch Häuser giebt, sondern ganz öde ist; so würde

sie doch gerne so heißen können, da ihre hohe und folglich kalte Lage auf den Gebirgen sehr passend zur Anlegung einer Schäferei seyn würde. Wenigstens nahmen unsere Maulesel ganz gut das feine Gras vorlieb, da wir am anderen Ende derselben abstiegen und frühstückten, eine Mahlzeit, die wir mit so viel größerem Vergnügen verzehrten, weil das Clima hier oben zwischen den Bergen den Appetit besonders erregte.

Nachdem wir eine Stunde hierselbst gerastet hatten, setzten wir unseren Ritt fort. Der Weg fing nun bald an mehr aufwärts nach dem hohen Bergrücken Galinazo zu gehen, wo wir etwas vor Mittag ankamen. Von diesem hohen Berge hat man eine Aussicht über das untenliegende Cauca-thal bei der Stadt Antioquia, welche wegen der außerordentlichen Höhe und des Großen der untenliegenden Augenweide, vielleicht nicht ihres Gleichen in der Welt hat. Das Thal von Medellin ist vielleicht schöner, lachender und reicher, aber das von Antioquia dagegen größer, erhabener und majestätischer. Der Anblick des ersteren flößt dem Betrachter ein frohes Entzücken ein, begleitet von der Sehnsucht bald in die schöne Landschaft zu gelangen, das letztere hingegen eine feierliche Bewunderung und ein Mißvergnügen von dieser Höhe herabsteigen zu müssen, die ein so entzückendes Schauspiel gewähret. Wenn man die beiden vorhergenannten Aussichten vom Berge bei Zeja, und von Santa Helena bei Medellin mit einander vergleicht, und diese von Galinazo bei Antioquia, mit Hinsicht auf die Wirkung, welche sie hervorbringen, und die Ordnung, in der sie nach einander kommen, so ist es, als wenn die Natur es eben so mit ihnen machen wollte, wie ein schlauer Künstler mit

seinen Wunderwerken, der immer mit den unbedeutenderen anfängt, und mit den größeren endigt, um den Zuschauer beständig in gespannter Bewunderung zu erhalten. So liegt nun die gegenwärtige Aussicht des Caucathals wie ein Meisterstück vor dem Reisenden, selbst mit dem Gedanken an die schon passirten vorher gesehenen. So muß es auch seyn, wenn man sowohl die ungleiche Höhe der drei bereiseten Berge, als auch die verschiedene Tiefe der unten liegenden Thäler betrachtet. Die ersteren sind beinahe in demselben Verhältnisse höher, als die letzten tiefer sind. Auf der höher liegenden Ebene bei Zeja ist das Clima beinahe kalt, in dem niedrigeren Thale von Medellin ist es eher warm, und in dem niedrigsten Caucathale ist es heiß. Auf der ersten wächst beinahe keine Frucht der heißen tropischen Gegend, auf der zweiten gedeiht schon die Platane, und erst auf der dritten erscheint auch die Cocospalme, ein Baum, der recht eigentlich in den heißen Gegenden zu Hause ist. Wenn man also annimmt, daß die sie trennenden Berge gleich hoch waren, so wird die letzte Aussicht doch um so viel größer werden, da sie die Theile der beiden ersteren enthalten muß, aber, da nun auch ihr Standpunkt höher und freier ist, so wird sie es natürlich um so viel mehr. — Aus dieser Vergleichung sieht man wenigstens wie groß die Aussicht über das Thal von Antioquia war, wenn man dadurch keine nähere Beschreibung von der Schönheit derselben erhalten hat.

Obgleich es beinahe Mittag war, so lag doch ein dünner Morgennebel auf den Gipfeln des Gebirges, der zwar anfangs mit seinen unförmlichen weißgrauen Massen die Aussicht hinderte, allein bald darauf durch einen schwachen

Wind in verschiedene Gewölke gebildet, zuletzt mit einer ruhigen Fahrt, wie schneeweiße Wolken, in der klaren, azurblauen Luft, hinab in das tiefe Thal schwamm, auf dessen so verschiedene Landschaft diese dunkeln Schatten eben so vielen wunderbaren Bildern ähnlich, hinabeilten. Vom Fuße des Beobachters geht der Berg beinahe in einem ununterbrochenen, geringen Abhange nach dem Caucasfluß, der hier breit und ruhig das weite Thal durchfließt, dessen auf der anderen Seite liegende, entfernte Berge in derselben Form zu den höchsten Gipfeln steigen, und die wie eine dunkelgraue Wand am hellblauen Horizonte stehen. Die Gestalt dieser Berge macht, daß man hier so deutlich den verschiedenen Climaten folgen kann, welche nach Verhältniß der ungleichen Höhe in einer Reihe liegen, und ununterbrochen von dem höheren, kälteren nach dem niedrigeren, heißeren gehen. So sieht man auf dem Gipfel des Berges und neben sich die sehr oft kahlen Lehmhügel der kälteren Zone, hier und da mit dünnem und feinem Grase bedeckt, bisweilen geziert mit niedrigen auf der Erde kriechenden Dornbüschen, über welche der eine oder andere zwergartige Baum seine krummen, ungestalteten Zweige ausbreitet. Etwas weiter nach unten fängt das Gras an frischer und schöner zu werden, die Büsche größer und hübscher, die Bäume höher und grader, bis die niedriger liegende Landschaft mehr und mehr ihre kalte Eigenschaft verliert, die auf den Höhen bei Zeja mit ihren grünen Wiesen, wilden Rosenbüschen und dünne stehendem Gehölze ruhete. Hier werden auch die oben auf den Gipfeln der Berge gebildeten kleinen Rinnen schon bedeutender, und nehmen bald das Aussehen von breiten Bächen an, die eilenden Laufes oft einer einsamen Hütte vor-

heitreichen, welche mit ihren weißen Lehmwänden und kleinen Fenstern doch das kältere Bergclima verräth, das noch weiter nach unten allmählig in den milderen Luftstrich übergeht, der die Ebene bei Rio-Negro auszeichnet. Hier findet man auch die weiten mit Rindvieh angefüllten Weiden, die häufigen Maisfelder und die schönen Baumpflanzungen wieder, die die größeren und netteren Häuser umgeben, welche nun sich immer mehr einander nähern, bis sie zuletzt noch weiter unten zu kleineren Dörfern zusammenschmelzen, die man hier und da am Ufer der nunmehr größeren Flüsse entdeckt. Endlich nimmt die Natur tiefer unten das reichere Aussehen eines heißeren Climas an, und auf den niedrigeren Abhängen, die den Uebergang zwischen Berg und Thal bilden, beginnen schon die reichen Platanenfelder und Reißäcker, die beschattet von Citronen- und Apfelsinenbäumen, an das Thal von Medellin erinnern. In der Mitte dieser Gegend liegt nun auch, umgeben von Pappeln, die erste kleine Stadt, nämlich San Geronimo, welche mit ihren rothen Dächern schön gegen die sie umgebende reiche Vegetation absticht. Diese wird dann üppiger und prunkender, bis man in das tiefe Thal gekommen, endlich das brennend heiße tropische Clima mit seinen feuchten Zuckerfeldern, wiegenden Cocospalmen und riesengrtigen Cederbäumen erkennt, die das niedrige Ufer des breiten Caucaflusses besetzt halten, an dessen anderer Seite die Stadt Antioquia liegt mit ihren Kirchen und großen Häusern; deren hell scheinende Wände und Dächer die heißen Strahlen der senkrechten Sonne zurückwerfen, und die glühende Hitze zu verrathen scheinen, die sich am Boden des niedrig liegenden Thals concentrirte. Gleichsam bange zu lange auf Gegen-

ständen zu verweilen, die so lebhaft an die Gegenden des Magdalenaflusses erinnern, setzt der Blick seine frohe Entdeckungsreise weiter auf der entgegengesetzten Seite des Thals fort, wo die entfernteren Scenen ein unbedeutenderes, graueres Aussehen annehmen, sobald ihre Lage höher wird, bis sie ganz in die blauen Gebirgsketten verschwinden, die endlich nach allen Seiten dem weiteren Vordringen des ungesättigten Auges eine Gränze setzen. Gezwungen also zurückzukehren, fängt es nun einen wiederholenden Rückmarsch über die beschaute Landschaft an, bis es zu dem näheren Gebirgsgipfel mit seiner Umgebung umkehret, den Reisenden zu sich selbst und dem erhöheten Standpunkt zurückführt, von welchem er auf einmal das unten liegende weite, herrliche Gemählde genießen kann.

Wir genossen auch diese Aussicht nun um so mehr, da die Gesellschaft machte, daß wir den Ausdruck von Bewunderung, den wir beim Anblick derselben fühlten, äußern konnten; denn kein Gedanke ist wohl wahrer als der, den ein gewisser Schriftsteller angeführt hat, daß die Betrachtung einer schönen Gegend immer von dem Bedürfnisse begleitet ist, gegen einen Anderen auszurufen: Ach, welch eine schöne Landschaft! — Die Wahrheit dieses Gedankens fanden wir nun um so richtiger, da dieses Bedürfniß gestillt werden konnte, anstatt auf Spanisch gegen einen Indianer, in der Muttersprache gegen einen Landsmann oder Freund, welche beiden Wörter hier, so weit von der Heimath, gleichbedeutend sind.

Nach einigem Aufenthalte hier oben, setzten wir endlich unseren Ritt nach unten fort, und hatten dabei Gele-

heiheit, näher die verschiedenen Landschaften zu betrachten und zu genießen, die wir vorher in der Entfernung nur bemerkt hatten; sowie man nach der flüchtig mit Vergnügen durchlaufenen Inhaltsanzeige der Capitel eines interessanten Buchs, zuletzt zu dem angenehmeren Durchlesen desselben schreitet. Hatte man oben auf dem Gipfel des Berges vermittelst der Augen nur den Einfluß der verschiedenen Climate bemerken können, so wurde es nun bei dem langsamen Hinabsteigen auch für die anderen Sinne möglich, und so wie die Augen die verschiedenen Gewächse und Bäume verglichen, und ihr ungleicher Duft sich über den Reisenden verbreitete, so fühlte man auch eben so deutlich die ungleiche Temperatur der Luft. Auf dieselbe Weise ward nach und nach der schwächere Geruch des feineren Grases auf dem Gipfel des Berges durch den stärkeren Wohlgeruch der niedrigeren Wiesen und blühenden Rosenbüsche verdrängt, welcher allmählig den duftenden Citronen- und Apfelsinenbäumen Platz machen mußte; da zugleich die beinahe kalte und feuchte Luft auf den Bergen, viel zu kühl, um angenehm genannt werden zu können, nach grade milder und trockner wurde, bis sie nach und nach eine gemäßigte Sommerwärme annahm, die weiter nach unten, mehr und mehr erwärmt, zuletzt zu heiß zu werden anfing, um behaglich seyn zu können. So von der umgebenden, beständig ungleichen Natur unterhalten, ritten wir den nicht so krummen Weg des abschüssigen Berges hinab, und kamen zuletzt, nachdem wir mehrere Häuser und Dörfer passirt waren, um drei Uhr Nachmittags, in der kleinen netten Stadt San-Geronimo an, wo wir unsere Tagereise um so lieber abzubrechen beschlossen, da sie durch die Hitze beschwerlich zu

werden anfing, weshalb auch die weitere Reise nach Antioquia bis zum folgenden Morgen aufgeschoben wurde.

Wir kehrten hierselbst bei dem Priester des Ortes ein, der so wie viele seiner katholischen Amtsbrüder eine eben so zahlreiche als unerlaubte Familie hatte. Nachdem mir ein gutes Mittagessen zu uns genommen, wählten wir sogleich unsern Platz in den Hangematten, die hier wieder gebraucht werden, da die Temperatur des Orts oft auf dreißig Grade steigt. Die Gegend um San-Geronimo wird auch für eine der fruchtbarsten angesehen, und ist besonders wegen ihres vielen und guten Reißes bekannt. Die Häuser der Stadt sehen ausgezeichnet reinlich und freundlich aus, sind weiß abgesetzt, mit bunten Thüren und Fenstern, und sie wäre vielleicht eine der angenehmsten in der ganzen Provinz, wenn man nicht, schon gewöhnt an das frischere Gebirgsklima, das hiesige für etwas zu warm hielte.

Um sechs Uhr den nächsten Morgen waren wir wieder zu Pferde, und da wir hier unsere Maulesel mit Pferden vertauscht hatten, weil der Weg nicht mehr über Berge ging, trabten wir frisch über den ebenen, langen Abhang, wodurch der Berg Galinazo sich in das breite Caucathal verliert. Die Aussicht nach demselben war, wenn auch nicht so weit ausgedehnt wie die von gestern, doch sehr schön, und insonderheit fing die mitten vor uns liegende große Stadt Antioquia mit der sie umgebenden herrlichen Gegend an, mehr und mehr ihre reichen Partien zu entwickeln; allein in demselben Verhältnisse ward auch die Wärme fühlbarer, da sie nun nicht allein durch den niedriger werdenden Weg, sondern auch durch das höhere Steigen der Sonne vermehrt wurde, und die angenehme Wärme am

Morgen nahm am Vormittage bis zu einer zu fühlbaren Hitze zu. Nachdem wir eine Weile unter einer ungewöhnlich großen Ceder am Wege gerastet hatten, deren ungeheure Zweige wohl ein halbes Schwadron beschatten könnten, langten wir, neun Uhr Vormittags, beim rechten Ufer des Caucaflusses an, der hier mit einer starken, aber gleichmäßigen Fahrt seine graugelbe Wassermasse durch das niedrige Sandufer führt.

Obgleich dieser Ort Paso Real de Antioquia heißt, und der Fluß nicht breiter als ein Paar Flintenschüsse ist, so giebt es hier weder eine Brücke noch eine ordentliche Fähre, sondern nur eine Art großes Boot, das vermittelst zweier unförmlicher Ruder hinübergeschafft wird, und auf dem nur Menschen und Sachen transportirt werden, denn Pferde oder Maulesel müssen nebenher hinüberschwimmen. Zu dem Ende wurde abgesattelt, und den Pferden nur ein Halfter mit einem langen Riemen angelegt, dessen anderes Ende im Boote festgehalten, und so vom Lande abgesetzt wurde. Kaum waren wir recht in den Strom gekommen, als wir davon ergriffen, längs dem Ufer hintrieben, und zwar mit einer unvergleichbar größeren Geschwindigkeit als der, womit wir uns dem vor uns liegenden näherten, während die armen Pferde, die noch heftiger als das Boot gefaßt wurden, aus allen Kräften gegen den Strom an arbeiteten. So ging diese sonderbare Seereise eine gute Weile, bis wir endlich das andere Ufer erreichten, wenigstens fünfmal so weit von dem Landungsplatze wie die Breite des Flusses.

Nachdem wir unsere keichenden Pferde wieder gesattelt und bepackt hatten, setzten wir die Reise auf einem ebenen und breiten Wege fort, welche nun durch eine der

fruchtbarſten Gegenden, großen und herrlichen Zucker-, Platanen-, Reiß- und Maispflanzungen vorüber ging, und die dazu gehörenden größeren Häuſer wurden eben ſo oft von dickbelaubten Cedern und graden Cocospalmen, als von wohlriechenden Citronen- und Pomeranzenbäumen beſchattet. Nachdem wir eine Stunde durch dieſe reiche und heiße Landſchaft geritten waren, kamen wir, triefend von Schweiß, etwas vor Mittag in der Stadt Antioquia an, wo wir bei einem gaſtfreien Creoliſchen Kaufmanne, Namens Fermin, einkehrten.

Die Stadt Antioquia, die auch Santa Fé de Antioquia heißt, liegt auf dem linken Ufer des Caucafluſſes, etwas öſtlich von demſelben. Sie hat beinahe 4000 Einwohner, und iſt bis zum Jahre 1825 die Hauptſtadt der Provinz geweſen. Dieſe Stadt hat vier Kirchen und außerdem wird eine große, ſchöne gebaut. Es giebt hier mehrere Häuſer mit geräumigen ſchönen Höfen, auf denen oft Bäume gepflanzt ſind. Das Clima iſt heiß, und oft ſteigt das Thermometer über 35 Grade; deſſen ungeachtet iſt der Ort, ſehr geſund und geſunder als die Ufer des Magdalenafluſſes, weil die Luft hier nicht ſo feucht als dort iſt. Es giebt hier keine, oder ſehr wenige Musquitos, wenigſtens bedarf man des Musquitosnetzes nicht, wodurch der Ort, als heißes Clima betrachtet, einer der angenehmſten wird. Ein kleiner Fluß, Namens Tunuseo, fließt der Stadt vorbei, und verſorgt ſie mit Trinkwaſſer; der Strom deſſelben iſt ſo ſtark, daß man ihn mit Ochſen paſſirt, weil andere Thiere ihm nicht würden widerſtehen können. Die Stadt hat nicht unbedeutenden Handel, und alle Waaren müſſen hieher zu Lande von Zaragoſſa oder Juntas

kommen, denn der Caucafluß ist bei weitem nicht bis hieher fahrbar. Man hat deshalb den Plan gehabt von hier einen Weg nach dem Darischen Meerbusen durch Rio-Sucio zu machen, welcher weiter hinauf befahren werden kann. Dieser für den Ort wichtige Plan, wird aber wohl nicht ausgeführt werden, da der Congreß die Eröffnung einer solchen Communication nicht erlauben will, weil man dadurch einen Weg nach dem Inneren des Landes den .... Spaniern bahnen würde. In so ferne die Regierung einen solchen vorsichtigen Defensionsplan weiter ausstrecken wollte für das Uebrige des Landes, so wäre es eben so klug alle Städte und Dörfer am Magdalenafluße zu zerstören, da sie den Fluß selbst nicht abzapfen können; denn die Spanier können ja im Fall einer Invasion sich dort eben so leicht einquartieren als ihre rechtmäßigen Besitzer. — Man kann nicht läugnen, daß eine solche Vorsichtigkeit beinahe zu weit geht, und sich eigene Bequemlichkeiten bloß deshalb zu berauben, weil sie möglicherweise einmal vom Feinde benutzt werden könnten, ist beinahe eine eben so große Thorheit, als wenn ein vorsichtiger General seine Kanonen zum Treffen nicht mitnehmen wollte bloß darum, weil sie, wenn es verloren würde, gegen ihn selbst gerichtet werden könnten.

Nachdem wir in Antioquia noch einen Tag geblieben waren, reiseten wir den 8. März des Morgens ab, um über Santa-Rosa nach Medellin zurükzukehren. Nachdem wir den Caucafluß an derselben Stelle, und auf dieselbe Art wie vorher passirt waren, folgten wir anfangs demselben Wege, auf dem wir hierher gekommen waren, bis er sich in zwei theilt, von denen der zur Rechten nach

San = Geronimo, und der zur Linken nach Zopetran geht, welchen letzteren wir nun nahmen, und indem wir einer Menge Plantagen, Häusern und einem kleinen, am Ufer eines klaren Flusses schön gelegenen Dorfe vorbei passirten, kamen wir unter einem beständigen, unmerklichen Berganreiten, 9 Uhr Vormittags, in dem letztgenannten Orte an. Hier kamen unsere in San = Geronimo gelassenen Mauleſel uns entgegen und wir ließen die während der Zeit gebrauchten Pferde hierselbst zurück, welche jetzt beim Erklettern der vor uns liegenden Gebirge weniger dienlich waren. Nachdem wir hier eine Weile gerastet hatten, machten wir uns von dem kleinen Flecken Zopetran bald auf den Weg, der in Hinsicht auf Clima, Größe und Aussehen San = Geronimo sehr ähnlich ist. Der Weg fing nun sogleich an abhängig zu werden, und ging zuletzt, beinahe ganz gerade über eine Stunde, den Abhang eines überall mit Gras bekleideten Berges in die Höhe, auf dem nicht ein Baum oder Busch die weite Aussicht nach dem Thale, Antioquia und Cauca, so wie auch Zopetran, San = Geronimo und dem Berge Gallinazo hinderte. Wenn man bei diesem in die Höhe Steigen nicht so wie vor einigen Tagen beim Hinabsteigen sich mit dem Gedanken erfreuen konnte, mit jedem Schritte den unten liegenden herrlichen Landschaften sich zu nähern, so hatte man nun wenigstens den Trost, jedes Mal, wenn man den Maulesel stille stehen ließ, um sich auszuruhen, und man sich dann selbst umwandte, sich mit der Betrachtung der verlassenen Landschaft zu erquicken, und immer neue Gegenstände darauf zu entdecken. — So kamen wir zuletzt nach mehr mit Holz bewachsenen Höhen, welche bald die Aussicht verhinderten, und durch welche

wir bis Mittag zogen, da wir bei einem kleinen, hübschen, allein liegenden Hause Halt machten, wo die Hitze bedeutend gemildert war, theils durch die hohe Lage, und theils durch die uns umgebenden, schattenreichen Bäume.

Nachdem wir hier ausgeruhet und Mittag gegessen hatten, setzten wir unseren Weg wieder fort, der nun beständig steil in die Höhe ging, zwischen Biegungen, Cañelonen und engen Steinwegen, welche lebhaft an die Landstraße zwischen Juntas nnd Zeja erinnerten: an manchen Stellen mußten wir auch von den Mauleseln steigen, um zu Fuße sie vor uns her die schwierigsten Steintreppen in die Höhe zu treiben. — Dies dauerte bis um drei Uhr, da der Weg horizontaler ward, und etwas hernach ging er auch sogar unmerklich bergab, bis wir um vier Uhr bei einigen zerstreuten Häusern, Namens San-Domingo, ankamen, wo wir unser Nachtquartier nehmen mußten.

Wir kehrten hier in eine kleine enge Hütte ein, wo wir, nachdem wir etwas Mais für unsere Maulesel, und einige Eier für uns selbst gekauft hatten, Anstalt machten die kalte Nacht, so gut wie möglich, auf einer der gewöhnlichen kühlen Bettstellen hinzubringen. Obgleich wir mit unseren Ruanen und Filzen die lederne Pritsche zu einem engen Lager für uns Beide verwandelten, war die nächtliche Kälte so stark, daß sie uns zu schlafen hinderte, und da endlich der erwartete Morgen kam, lag ein kalter Nebel auf den Bergen, und die vielen Thautropfen auf dem Grase schienen nicht mehr viele Grade von Kälte zu bedürfen, um sich in einen leichten Reif zu verwandeln. Dies ist hier auch der Fall, da nicht allein das Thermometer bisweilen in der Nacht bis auf den Gefrierpunkt fällt, sondern auch eine dünne

Eiskruste manchmal früh des Morgens auf den seichten Wasserpfützen verspürt wird. Man kann nicht läugnen, daß man hier in der Provinz sich schnell genug in ungleiche Climate versetzen kann, und daß der, welcher Abwechslung von Wärme zu Kälte, oder umgekehrt, liebt, sich dieselbe ohne mehr oder weniger den Ofen zu heizen verschaffen kann; denn wünscht er z. B. sein Frühstück in einem stark geheizten Zimmer, sein Mittag in einem ordentlich warmen Eßsaale zu verzehren, und die Nacht in einem kalten Schlafzimmer hinzubringen, so braucht er nur unsere gestrige Reise zu machen, oder in Antioquia frühstücken, in dem Hause des Waldes, mitten auf dem Berge, Mittag essen, und dann in den Häusern bei San-Domingo auf dem Gipfel des Berges schlafen, und er wird dabei weder Dunst noch Zug, weder Mangel an Appetit noch an Lust zum Schlafen zu befürchten haben, denn für die beiden letzteren Dinge sorgt die ungleiche Motion und das Klettern ganz gewiß. Aus einem philosophischeren Gesichtspunkte betrachtet, würde seine Tagereise eben so interessant werden, und er kann nicht gut in kürzerer Zeit und mit wenigeren Kosten, wenn nicht grade die drei Zonen besuchen, doch sehr fühlbar den Unterschied zwischen der Temperatur des heißen, gemäßigten und kalten Climas merken.

Früh Morgens waren wir auf dem Wege, und nachdem wir einige Zeit die kalten feuchten Berge hinabgestiegen waren, befanden wir uns Vormittags beim Anfange der weitläuftigen, hoch liegenden Gebirgsebene, Namens Valle de Osos — Bärenthal — in dessen Mitte Santa-Rosa liegt. Diese ganze Ebene ist angefüllt von theils jetzt nicht mehr bearbeiteten, theils schwach bearbeiteten

Goldminen, und die kalte öde Gegend scheint nur deshalb da zu seyn, um dieses Metall zu suchen. Die schwache Vegetation zeigt sich hier nur in einem trockenen, dünnen Grase, selten geziert mit einigen niedrig kriechenden Büschen, oder einsam stehenden kurzen und krummen Bäumen, die hier in den weniger kalten, mit Heidekraut bewachsenen Thälern mit Mühe wachsen. Die höheren Rücken sind dagegen nackt, und oft durchgraben, und zeigen ihre gelbrothe Lehmerde, aus der der Goldsand gewaschen wird. Diese Grubenarbeit soll weiter unten näher beschrieben werden; hier mag nur allein im Vorbeigehen gesagt werden, daß diese Arbeit nicht so lohnend ist, wie es aussieht, und daß die, welche sich gewöhnlich damit beschäftigen, weder die reichsten noch glücklichsten Einwohner der Provinz sind, sondern vielmehr umgekehrt, und im allgemeinen kann man hier sagen, daß je mehrere Goldminen ein Ort hat, desto öder ist auch die Gegend umher, und desto elender das Aussehen des dort wohnenden Volks, oder mit Humboldt: „Le pays, le plus riche en or, est celui, ou la disette se fait continuellement sentir.“

Nachdem wir einen kleinen Strom passirt waren, mit Namen Rio-Chico, dessen schmales grünendes Thal schön gegen die umgebende rauhe Gegend abstach, erblickten wir Nachmittags Santa-Rosa, dessen Kirche und Häuser wir weit aus der Ferne sahen, da keine Wälder, Berge oder Bäume sie unseren Augen entzogen, und vier Uhr Nachmittags langten wir in derselben an. Nachdem wir den größern Theil der Stadt durchzogen waren, machten wir vor einem der besseren Häuser Halt, wo wir von einer freundlichen Wirthin bewillkommnet wurden, die uns, nachdem sie

erfahren, was wir für Leute waren; mit einem recht guten Mittage bewirthete, uns so viel angenehmer, da das lange Warten und das frische Clima unseren Appetit nicht wenig gereizt hatten.

Santa-Rosa ist eine kleine recht hübsche Stadt, mit etwas über tausend Einwohnern. Ihre Lage ist eine der höchsten in Columbien, und soll 9060 Fuß über der Wasserfläche liegen. Das Clima ist auch im Verhältniß dazu sehr kalt, da das Thermometer des Mittags nie über zwanzig Grade geht, dagegen aber des Nachts oft unter den Gefrierpunkt fällt. In der Regenzeit donnert es hier beinahe unaufhörlich, und nicht selten hat der Blitz eingeschlagen und mehrere Unglücksfälle verursacht. Umgeben auf allen Seiten von kahlen, unfruchtbaren Feldern, muß der größere Theil der Eßwaaren hieher gebracht werden, und der einzige Bezahlungsartikel dafür ist Goldsand, der um diesen Ort her gesammelt wird, und wahrscheinlich das Entstehen der Stadt veranlaßt hat.

Nach einem kurzen Aufenthalte in Santa-Rosa, setzten wir denselben Abend unsere Reise nach einigen Häusern fort, eine Stunde von ihr entfernt, dem Wege nach Medellin. Wir kehrten bei einem alten Manne ein, der allein von Goldwaschen lebte, und von nichts anderm sprach als seinen Minas, Vetas, Oro etc.: — Minen, Adern, Gold, u. s. w. Er zeigte uns auch etwas Goldsand in einem kleinen ledernen Beutel, den er in einem alten Schranke verwahrte, der nebst einem Tische, einem Stuhle und einigen Bänken die sämmtlichen Mobilien in der elenden Wohnung ausmachte. Er lebte hier auch, wie ein alter Geizhals in einer armen Einsamkeit, nur von einigen

nebenbei wohnenden Sclaven umgeben, die zur Arbeit in den Minen gebraucht wurden.

Nachdem wir hier eine kalte, unangenehme Nacht zugebracht hatten, reiseten wir des Morgens weiter in die Grubengegend nach zwei kleinen Dörfern, Namens Trinidad und la Pastora, allein bewohnt von Grubenarbeitern und deren Herren, welche letzteren sich hier eine längere oder kürzere Zeit, um nach der Arbeit zu sehen, aufhielten. — Als wir des Nachmittags mit einem Grubenbesitzer umhergingen, um die Arbeit in den Minen zu sehen, die hier nur in dem Ausgraben und Abspühlen der Erde besteht, ließ er einen Arbeiter ein solches unbedeutenderes Waschen anstellen. Zu dem Ende haben sie eine große flache Schaale von Holz, Vatea genannt, ganz in der Form eines Uhrglases, mit einem Durchmesser von 20 bis 24 Zoll, in welche sie die vorher in einem Teiche abgespühlte Erde legen. Darauf, nachdem sie Wasser aufgegossen haben, fassen sie das Gefäß mit beiden Händen an, und geben ihm eine umlaufende Bewegung, wobei die loseren und leichteren Erdtheile sich bald davon scheiden, obenauf fließen und zugleich über den Rand hinausgleiten; während sich der schwerere Goldsand in der Mitte und am Boden hält. Nachdem sie eine Weile durch oftmaliges Auffüllen der Vatea mit anderem Wasser so alle gelbe Lehmerde weggewaschen haben, ist zuletzt nur ein kleiner Theil dunkelgrauer Sanderde übrig, welche sie endlich durch eine das ganze Verfahren beschließende Neigung des Gefäßes durchaus von den kleinen glänzenden Goldkörnern absondern, die nun, klein und in geringer Zahl, auf dem Rande der Vatea liegen, wie ein unbedeutendes Produkt der mit so vieler Sorgfalt

ausgewaschenen großen Erdmasse. Der ganze Werth dieses Resultats belief sich kaum auf einen Real, und die gewaschene Erde wurde doch für eine der reichsten angesehen, da 25 Pfund derselben bisweilen vier bis fünf Piaster hatten. — Allein wir wollen weiter unten hierüber bei der allgemeinen Beschreibung der Provinz Antioquia näher reden, deren vornehmster und beinahe einziger Exportartikel Goldsand ist.

Nachdem wir in dem Dorfe Trinidad eine kalte Nacht zugebracht hatten, setzten wir früh Morgens die Reise nach Medellin fort. Der Weg ging nun bald über eine mit kleinem Gehölze bewachsene Gegend, die sich nach und nach in das bewohntere Thal neigte, durch welches der Rio-Grande fließt. Dieser Strom ist hier beim Uebergange zwischen eine Menge niedriger Klippen zusammengepreßt, und in einer derselben ist eine sehr ergiebige Salzquelle, wobei man auch eine kleine Salzsiederei angelegt hat, die den Tag über ungefähr 25 Pfd. Salz giebt. — Wir rasteten hier eine Zeitlang, worauf wir auf einer bedeckten, kurzen hölzernen Brücke über den Fluß setzten, durch deren beschädigte Wände man die heftige Wassermasse sehen konnte, die hier, aufgehalten durch die umgebenden Klippen, mit Gewalt sich über sie wegstürzet. — Man hat auch daran gedacht durch Sprengen den Fluß abzuleiten, um Herr seines jetzigen Bettes, gleich oberhalb des Falles zu werden, das gewöhnlich viel Goldsand enthält.

Vormittags ward der Weg wieder höher, und ging nun durch eine schöne Gegend, geschmückt mit Büschen und kleinem Gehölze, bis wir Nachmittags bei einigen Häusern, Namens San-Pedro auf der Höhe des Berges ankamen.

Nachdem wir hier ein wenig ausgeruhet hatten, fingen wir kurze Zeit darauf das Bergabsteigen von dem jähen Berge el Cantador an, denselben, auf den wir vor drei Tagen, etwas weiter rechts, hinaufgestiegen waren. Nach einem zweistündigen beständigen Zickzack waren wir endlich wieder auf dem vorher bereiseten Wege nach Alto-Viejo, durch welche Stadt wir etwas vor Sonnenuntergange ritten. — Obgleich einige plötzlich aufkommende Donnerwolken den Anzug eines Ungewitters verkündigten, setzten wir doch den scharfen Ritt fort, und eingehüllt in unsere uns vor dem Regen schützenden Ruanen, und bei dem Lichte des häufigen Blitzes, trabten wir sieben Uhr Abends unter einem heftigen Regen über die Straßen der Stadt Medellin.

Capitel XIII.

Medellin.

Einige Zeit nach unserer Ankunft in Medellin, langte auch Herr Hauswolff von Remedios, und gleich darauf Herr Magemann von St. Barthelemy an, so daß alle in der Provinz befindliche Schweden zuletzt in dem Hause des erstgenannten versammelt waren. So angenehm und ungewöhnlich ein solches Zusammentreffen in dem Innern von Südamerika war, erwarteten wir doch noch eine Vergrößerung durch zwei, neulich in Columbien angekommene,

und nun auf der Reise hieher begriffene Landsleute, nämlich den Capitain Greiff mit seiner Frau. Vormittags den 11ten März waren wir alle zu Pferde, um auf dem Wege nach Rio-Negro die erwarteten und willkommnen Reisenden in Empfang zu nehmen. Etwas weiter unten am Gipfel des Berges Santa-Helena konnten wir auch den, die Windungen des Berges leise hinabreitenden Zug unterscheiden, und kurz darauf begegneten wir auf der Hälfte des Berges den reisenden Herrschaften. Ein solches erwartetes Zusammentreffen von vorher unbekannten Landsleuten, so weit von der Heimath, ist in der That eins der sonderbarsten und angenehmsten, und kann in vieler Hinsicht mit einer in langer Zeit nicht gesehenen Familienzusammenkunft verglichen werden, bei der man zwar sicher ist einen nahen Verwandten zu treffen, der aber wegen der langen Entfernung zu fremde ist, um sogleich erkannt zu werden. Es bedarf indessen nicht vieler Augenblicke, bis man es wirklich thut, oder es doch zu thun glaubt, und eben so bald verschwindet die unwillkührliche und fremde Zurückhaltung des ersten Augenblicks gegen die ungezwungene Vertraulichkeit, mit der Geschwister oder nähere Verwandte mit einander umzugehen gewohnt sind. Auf dieselbe Weise war es auch mit uns: obgleich die meisten von uns einander nie gesehen hatten, bedurfte es nach der ersten Begrüßung nur wenig Zeit, daß wir so bekannt zu seyn glaubten, als wenn wir mehrere Jahre zusammengelebt hätten; und ehe man noch genau die Gesichtszüge des Anderen gefaßt hatte, glaubte man schon die Stimme und Sprache einer lange gekannten Person zu erkennen. — Unter heiterem Gespräche, das meistens in Fragen und Antworten über das verlassene Vaterland bestand,

oft durch die Bewunderung der schönen vor uns liegenden Landschaft von Seiten der eben Angekommenen unterbrochen, setzten wir nun gemeinschaftlich unseren Weg nach der Stadt fort, wo wir zeitig des Nachmittags eintrafen, neugierig von allen Fenstern und Thüren durch die Einwohner gemustert, welche die Reisenden, und besonders „la Señora estrangera“ — das fremde Frauenzimmer — zu sehen wünschten.

Die schwedische Gesellschaft war nun also mit zwei neuen Mitgliedern vermehrt, und machte zusammen acht Personen aus. Außerdem war im Hause ein Schwedischer Bedienter, ein Englisches Mädchen, ein Schwedischer Schmiedegesell, und ein Frau Greiff begleitendes Mädchen aus Schonen. Die beiden ersten hatten schon beschlossen eine eheliche Verbindung zu schließen, und ich weiß nicht, ob dieser lobenswürdige Beschluß hernach auch von den beiden letzten gefaßt worden ist, wenigstens schien eine solche Partie hier eben so natürlich, als frei von Vorwürfen wegen einer Mißheirath, eines ungleichen Vermögens, oder anderer sonst gewöhnlichen Schwierigkeiten bei Verheirathungen zu seyn. — Man sieht also, daß die Colonie ziemlich zahlreich war, und daß nichts fehlte, ihre Lebensart so Schwedisch zu machen, wie es die ungleiche Natur des Landes erlaubt. Da nun alle Mitglieder derselben in Medellin versammelt waren, von Capitain Greiffs Ankunft bis zu meiner Abreise, so war auch diese Zeit eine der angenehmsten, und für mich wenigstens die angenehmste, die ich in Columbien zugebracht habe. Dazu trug natürlich ohne die beständige Gesellschaft so vieler Landsleute, in deren Umgange man sich nach Schweden wieder versetzt glaubte, auch

das milde Clima und die schöne Gegend bei, welche die Stadt Medellin umgiebt, in der man vielleicht der angenehmsten Natur in Columbien genießt. Wir konnten auch auf gewisse Weise sagen in diesen beiden Ländern zu leben, und nachdem wir des Tags, entweder durch einen Luftritt in dem entzückenden Thale, durch eine Promenade in der Stadt, oder durch Besuche bei bekannten dortigen Familien, uns auf gewisse Art columbianisirt hatten, so waren wir des Abends kaum wieder zu Hause versammelt, bis die Lebensweise, die Beschäftigungen, der Zeitvertreib und die Sprache uns auf einmal wieder mit dem abgelegenen Vaterlande naturalisirten.

Da Herr Hauswolff mehrere Pferde hatte, so ging beinahe kein Tag vorbei, an dem wir nicht des Morgens einen längeren oder kürzeren Luftritt nach verschiedenen Richtungen der lachenden Umgebungen machten, wobei die zuletzt besuchte Gegend immer schöner als die vorige erschien. Der Ort, über dessen übertreffende Schönheit die meisten doch übereinstimmten, war ein großes Dorf, Namens Envigado, das zwei Stunden südlich von der Stadt liegt, und von dem man eine der schönsten Aussichten von der Welt, längs dem entzückenden Thale von Medellin hat. Da der Weg dorthin dem Rechifluße folgt, an dem das Dorf liegt, so geht er natürlicherweise so viel in die Höhe, als der grade Fluß in entgegengesetzter Richtung fällt, und es ist also die Lage des Dorfs etwas höher, als die der Stadt, folglich auch die Aussicht von da in demselben Verhältnisse freier. Gewöhnlich kehrten wir hier bei einem bekannten Creolen ein, Namens Santa-Maria, von dessen Hofe man in vollstem Maaße der weiten Aussicht genießen kann. Da

das Thal hier beim Dorfe so enge ist, daß es nur aus den von den umgebenden Bergen hinabführenden Abhängen besteht, die einander in dem zwischen ihnen liegenden Flusse begegnen, so ist die Aussicht quer über das Thal freilich schön, aber doch etwas beschränkt. Läßt man die Augen begegen dem Laufe des daselbst liegenden Flusses folgen, so wird er freier, und in demselben Verhältnisse der hier schmale und ziemlich gerade Fluß breiter zu werden anfängt, und seine größeren Biegungen in dem mehr und mehr sich weitenden Thale macht, wird auch der Blick freier, und fliegt ungehindert zuletzt über die ganze von ihm bewässerte Landschaft hinaus. Wie ein Keil liegt nun das lange und schmale Thal dem Beobachter vor Augen; seine beiden längeren Seiten werden von den hohen Bergen gebildet: die Spitze ist bei Envigado, und die Basis macht die Stadt Medellin, die weit entfernt mit ihren vielen Häusern und grünen Pappelalleen nach dieser Richtung die lachende Landschaft begränzt, der mit ihren Wiesen, Heuen, Feldern, Büschen, Bäumen, Häusern und Dörfern, durch einander gestreut, auf beiden Ufern des sich krümmenden Flusses nichts fehlt, ein Ideal zu seyn; und wenn ihre Betrachtung nicht den Wunsch erzeugt hier zu leben und zu sterben, so wird sie doch wenigstens die Frage erregen: Kann es wohl eine schönere Gegend auf dieser Erde geben? — Fügt man hinzu, daß der mit Citronen- und Apfelsinenbäumen beschattete Garten, von dem man dieses Schauspiel genießt, einen Ueberfluß an den leckersten Früchten, wie Ananas, Mango, Chirimoya*) u. s. w. hat, so könnte es

*) Eine große der Melone ähnliche Frucht mit weißem und weichem Fleische, die wie ein Gemisch von Erdbeeren, Sahne

mehl nicht so unverzeihlich seyn, wenn man anfinge zu glauben, daß der Garten Eden hier eben so gut hätte liegen können, als in Mesopotamien, und daß unsere ersten Eltern eben so gut hätten Amerikaner als Asiaten seyn können, besonders da das corpus delicti im Paradiese selbst — die allgemein angenommene verbotene Frucht, Pisang — auch hier wächst.

Allein um die vortrefflichen tropischen Früchte zu sehen und zu essen, brauchten wir hier in Medellin keine Ausflüchte zu machen, denn bei einer Promenade in Herrn Hauswolffs Garten konnte man sie eben so gut genießen. Da das Wohnhaus durch einen großen dasselbe umgebenden Garten von der Stadt getrennt lag, so konnte es auch mit demselben Rechte eine Landstelle und ein Haus in der Stadt genannt werden. Die lange Gasse, welche vom großen Markte nach dieser Stelle geht, verwandelte sich mitten vor dem Hause in eine mit Pappeln dicht bepflanzte Allee, die sich nach dem nahen Rechb erstreckte, und unter dem Namen Alameda der vornehmste Spaziergang Medellins war. Natürlich trug die Lage dieses Hauses zu seiner Annehmlichkeit bei, und aus den Fenstern desselben konnte man, besonders des Sonntags, die feinere Welt der Stadt betrachten, die alsdann ihre Promenade dort vorbei, die Allee entlang machte. Auf den anderen Seiten des Hauses lag dagegen der Garten, der in Ansehung seines jetzigen Zustandes und seiner älteren Anlegung einer der schönsten

und Zucker schmeckt, und vielleicht die wohlschmeckendste Frucht in der Welt ist. — Von dieser Frucht sagt Humboldt: Es verlohnte sich der Mühe nach Südamerika zu reisen blos deshalb, um Chirimoyas zu essen.

und interessantesten war; auch sah man dort eine Menge von den Küchengewächsen des nördlichen Europas, neben den größeren und prunkenderen Erzeugnissen Südamerikas. So lag vielleicht ein Kartoffelnfeld einem Ananasbeete zur Seite, und das Bohnenland gränzte an das Melonenquartier, so wie die Petersilie von dem Pfefferbusche bedachtet wurde, und die Zuckererbsen ihren Platz zwischen der Yams- und Aracachawurzel bekommen hatten. Außer Citronen- und Apfelsinenbäumen waren hier auch Mangobäume, in deren großer, länglichter gelber Frucht, zwischen dem gelben Kernsteine und der dicken, zähen Schaale, ein braungelbes, faserichtes Fleisch liegt, das einen vortrefflichen, süßen Geschmack hat, obgleich es nach Terpentin riecht und schmeckt, und mit Recht als eine der feinsten und gesundesten tropischen Früchte angesehen wird. Außerdem ist hier ein vollkommenes Lustwäldchen von Caffeebäumen, besäet mit einer unzähligen Menge kleiner, Kirschen ähnlicher Früchte. Aus einer kleinen klaren Rinne, welche durch den Garten läuft, wird eine aus gehauenen Steinen gemachte Badewanne beständig mit frischem Wasser versehen, und diese schöne Badeeinrichtung ist um so angenehmer, da sie beinahe von einer Menge blühender Rosenbüsche versteckt wird. Mit einem Worte, nichts schien in diesem Garten zu fehlen, um ihn nebst dem dazu gehörenden Hause zu einem der angenehmsten und schönsten Wohnplätze zu machen, da auch das milde Klima und die lachende Umgebung die Stadt Medellin zu einem der angenehmsten Aufenthaltsörter in der Welt machte.

Medellin, die Hauptstadt in der Provinz Antioquia liegt auf dem rechten Ufer des Rechi, beinahe mitten in

dem von ihm bewässerten Thale. Der vom Berge Santa-Helena herabfließende kleinere Fluß Mocaná geht durch einen Theil der Stadt, und trägt nebst einem auf dem Markte befindlichen Springbrunnen, dessen klares und frisches Wasser in kleineren Rinnen durch die größeren Straßen geleitet wird, auf eine ausgezeichnete Weise zur Reinlichkeit und Schönheit der Stadt bei. Die Gassen sind gerade und durchschneiden einander in rechten Winkeln; die meisten sind gepflastert und mit schmalen Trottoirs versehen. Die Häuser sind im allgemeinen nur von einem Stockwerke, doch giebt es auch größere mit zwei und Balkons. Sie sind alle mit dicken Ziegeln gedeckt, aber die Wände der meisten von einer mit Lehm gemischten Erde — Pisa — aufgeführt, weil alles Holzwerk hier von einem Insekte, Namens Comegen, verzehrt wird, und dies ist die Ursache, daß alles Bauholz meistens jedes zehnte Jahr erneuert werden muß. Die Stadt hat sieben Kirchen, und darunter eine mit Orgelwerk, ein Nonnenkloster, mit Namen Santa-Clara, und ein großes steinernes Haus, das dem hiesigen Collegium eingeräumt ist. — Ihre Bevölkerung steigt auf 9000 Personen, von denen ein großer Theil aus kleineren Kaufleuten besteht. Die niedrigeren Klassen sind beinahe nur Indianer, da es hier nur sehr wenige Neger giebt. Das Clima ist eins der gemäßigsten, und das Thermometer steigt des Tages während der trockenen Jahreszeit selten höher als auf 25° und während der Regenzeit auf 20°. — Die erstere fällt im Januar, Februar und März, so wie im Julius, August und September ein, die letztere in den übrigen Monaten. In der trocknen Jahreszeit giebt es kaum eine Wolke an dem hohen Himmel, und in der

wenigsten dagegen geht selten ein Tag vorbei, an welchem man nicht Nachmittags die regenschwangeren Wolken die Gipfel der umgebenden Berge hinabrollen sieht, um unter dem Krachen des Donners ihre schweren Wassermassen in das unten liegende Thal zu ergießen. Da das Gewitter selten einschlägt, und überdem das ganze Ungewitter eben so schnell übergeht, als es gekommen ist, so wird es dadurch um so weniger unangenehm; und wenn man nur vorsichtig ist sich gegen den damit verbundenen kalten Wind zu schützen, so kann man es wie ein schönes Schauspiel betrachten, das die Natur hier jeden Tag bestimmt und ordentlich giebt. Da der vorhergehende Theil des Tages immer klar und warm ist, so thut man gut daran in der Regenzeit des Vormittags seine Kleider zu verändern; und nachdem wir des Morgens leichte leinene Kleider getragen hatten, vertauschten wir sie gerne gegen wollene, wenn wir uns um 2 Uhr zum Mittagsessen versammelten. Erfrischt durch den kalten Regen, sind die Abende zwar klar, aber nicht heiß; so wie auch die Nächte, obgleich nicht so kalt, wie in Alt-Negro, beständig so viel Kühle haben, daß sie den Gebrauch des Filzes nothwendig machen, und zugleich einen ruhigen und schweißfreien Schlaf schenken. Da man hier nicht von Musquitos beunruhigt wird, so möchte man vielleicht geneigt seyn zu glauben, daß dieses Clima keinen Wunsch zu einer angenehmen Nachtruhe übrig ließe. Darin kann man sich indessen irren, denn obgleich es hier weder Musquitos noch Fledermäuse, noch sonst irgend einen anderen der bei uns weniger bekannten Schlafstörer giebt, so ist es manchmal der Fall, daß man die bei uns bekannteren trifft, nämlich Flöhe und Wanzen; und ohne mich

in eine gelehrte entomologische Untersuchung einzulassen, ob sie ganz dieselben, oder nur Spielarten von der unsrigen sind, kann ich nur versichern, daß ihre Manieren eine auffallende Aehnlichkeit mit den bei uns bekannten haben. Da aber die ersteren dieser Insecten eben so sehr eine Folge der geringeren Reinlichkeit in den Zimmern sind, und die letzteren in den größeren Häusern der Stadt seltener, als in den kleinen Wohnungen des umherliegenden Landes angetroffen werden, so sind sie für die Bewohner von Berlin nicht so beschwerlich. Schlimmer als diese ist dagegen ein anderes kleineres Insekt, Namens Nigua, daß sich unter die Fußsohle und unter die Nägel auf den Zehen setzt, wo es, wenn es dort ungestört bleiben darf, eine Menge Eier legt, die zuletzt ausgebrütet eben so viele, kaum sichtbare Würmer hervorbringen, welche sich unter beständigem Nagen bis auf die Knochen fressen, und dort eine Inflammation verursachen, die wenn sie nicht zur rechten Zeit gehemmt wird, in den gefährlichsten kalten Brand übergeht. Da dieses kleine Insekt anfangs leicht entfernt wird, so ist es allein Unbekanntschaft mit seiner Lebensart und Vernachlässigung des zeitigen Wegschaffens desselben, wodurch es gefährlich wird. Dies waren auch die Ursachen, weshalb viele Spanier bei ihrem ersten Einfalle in die Provinz, nur wegen der Niguas ihr Leben zusetzten, da sie sie weder kannten, noch die durch sie vermehrte gefährliche Fäulniß in den Füßen zu heilen verstanden. Jetzt ist man weniger in Gefahr, wenn man entweder selbst den Zustand seiner Füße betrachtet, und sogleich mit einem Federmesser das Insekt herausnimmt, das mit einem immer mehr und mehr zunehmenden Jucken den Ort, wo es sich versteckt hält, verräth;

oder noch besser, sehr oft einen Eingeborenen seine Füße nachsehen läßt, denn sie besitzen eine ausgezeichnete Geschicklichkeit, diese Niguasnester zu entdecken und zu zerstören. Ihr ganzer chirurgischer Apparat besteht dann aus einer Stecknadel und einer brennenden Cigarre; und nachdem sie nach einem genauen Suchen unter den Füßen und auf den Zehen, das Uebel entdeckt haben, machen sie zuerst mit der Spitze der Nadel eine Oeffnung bis auf den Boden des Nestes, das nach seinem größeren oder geringeren Alter ungleich tief liegt, worauf sie mit dem anderen Ende des Instrumentes, oder dem Kopfe der Stecknadel, die kleinen, beinahe unsichtbaren weißen Eier herausnehmen. Wenn sie dann durch Drücken und Klemmen etwas von dem umgebenden Blute ausgepreßt haben, gebrauchen sie das gebrannte Ende der Cigarre, deren heiße Asche nun in die Wunde eingeknetet wird, und nach einiger Zeit die möglicherweise übrig gebliebenen Eier ganz zerstört.

Obgleich so weit ins Land hinein ist doch der Handel von Medellin nicht so unbedeutend, und in dieser Hinsicht kann der Ort als ein Niederlagsplatz für den bedeutenderen Theil der Provinz Antioquia angesehen werden. Es giebt hier kein ausländisches Handelshaus, aber eine Menge sehr vermögender Creolischer Kaufleute, die ihre ausländischen Waaren von Carthagena oder Santa-Marta verschreiben, oder auch, wiewohl seltener, eine Reise nach Jamaica machen, um sie dort aufzukaufen, und sie hernach bei der beschwerlichen und langwierigen Reise hieher begleiten. Da eine solche Unternehmung gewöhnlich nicht in geringerer Zeit, als dreiviertel Jahren abgemacht wird, so wird sie auch hier, wie bei uns eine Reise nach der neuen Welt an-

gesehen, und der Kaufmann, von dem man in Medellin sagen kann: „Ha estado en Jamaica“ — Er ist auf Jamaika gewesen — macht mehr Ansprüche auf kaufmännische Weltkenntniß, als einer unserer Kaufleute, der damit prahlen kann in London gewesen zu seyn, wenn er auch seinen Weg über Hamburg genommen hat.

Obgleich diese Waaren natürlich durch den theuren Transport unermeßlich im Preise gestiegen sind, so giebt es hier doch wirklich eine ganz unvermuthete Menge von Europäischen Handelswaaren, und die Krambuden am Plaza Mayor in Medellin sind, wenn nicht so reich und ausgesucht wie die Magazine in Kingston, wenigstens sehr schön und vollgepfropft, und beweisen in jedem Falle den Luxus, der besonders in der Kleidung unter den höheren Klassen herrscht.

Eben so geneigt sich zu kleiden, wie ihre Landsleute näher an der Küste, haben die Medellinez bessere Gelegenheit dazu, da ihr gemäßigtes Clima ihnen erlaubt Kleider von Tuch zu tragen, und die Europäischen Moden besser nachzumachen, als die ersteren, die, ob sie gleich an einem Festtage, oder bei einer großen Procession in ihrem Frocke aus Tuch hochmüthig schwingen, ihn doch zu heiß finden, um ihn alle Tage zu tragen. Hier dagegen, wo die Wärme nicht größer ist, als daß man beinahe eben so gut wollene, wie leinene Beinkleider tragen kann, zeichnen sich die Vermögenderen außerhalb Hauses immer mit den ersteren aus; und wenn man von einer Person hier sagt: „Tiene ropa de paño“ — Sie hat Kleider von Tuch — will man ungefähr dasselbe sagen, als wenn man bei uns einen besser gekleideten Menschen bezeichnen will. So sieht man hier

die jungen Herren besonders auf die nämliche Art, und mit denselben Kleidern wie in Europa ausgesteuert, und ein Medellinischer Stutzer macht nicht viel Aufsehen, wenn er nicht, außer seinem ausländischen Castorhute, auch Englische oder Französische Stiefel, und einen im Auslande verfertigten Frack anzieht. Da die hiesigen Schneider, und Schuhmacher noch bis jetzt nicht gnade wegen ihrer Geschicklichkeit bekannt sind, so erscheint dieser Luxus weniger sonderbar, und im Allgemeinen kann man wohl die Columbischen Stutzer in dieser Hinsicht nicht beschuldigen, so lucrosyable zu seyn, wie ehemals die unsrigen, da sie während der Englischen Manie sogar ihre Wäsche nach England schickten, um sie „fashionable" waschen zu lassen. Anstatt der Ruanen gebrauchen die vermögenderen Mannspersonen hier öfter einen kurzen und weiten Mantel von dunklem Tuche, von der die eine Ecke immer über die linke Schulter geworfen wird; und auf diese Weise über die Brust befestigt, wird er um so viel ungenirter getragen, da man sowohl beim Grüßen auf der Gasse den Hut abzunehmen, noch den Mantel selbst beim Eintritte in ein Zimmer abzulegen nöthig hat; denn wenn man in einer Visite so artig ist den ersteren abzunehmen, so wird es durchaus für keine Unhöflichkeit gehalten, den letzten bei dieser Gelegenheit anzubehalten. Die Kleidung der Frauenzimmer gleicht der auf dem ebneren Lande gebräuchlichen, und besteht aus Kleidern mit kurzen Ermeln von Baumwollenzeug, Musselin und auch aus Seide, nebst kleineren und größeren Shawls. Wenn sie aber in der Kirche sind, oder sonst außerhalb des Hauses, haben die vornehmeren unter ihnen einen schwarzen, engen seidenen Rock und einen sou-

derbaren Kopfputz, bestehend in einem kleinen schwarzen Castorhute, mit niedrigem, runden Kopfe, und breitem horizontalen Rande, ganz so wie der eines Theils der Bauern in Schonen, aber so klein, daß er nur auf dem obersten Theile des Kopfes ruhet. Zwischen dem Hute und Nacken ist der obere Theil von einem blauen Stücke Tuch befestigt, das dann, los über den Rücken und die Schultern herabhangend, den Hals und die Wangen bedeckt, so wie oft auch das ganze Gesicht, da denn nur die Augen durch die schmale Oeffnung durchscheinen, die man durch das Zusammenziehen der beiden Zipfel über die Brust gebildet hat, so daß dieser Schleier — Mantilla — alsdann Arme und Hände, und ihren ganzen übrigen Körper bedeckt. Sowohl Mannspersonen als Frauenzimmer gebrauchen in der Regenzeit, weil die Gassen oft schmutzig sind, Außenschuhe, eine Art Galoschen, Namens Suecos; bestehend aus einem dicken hölzernen Boden, mit einem über den Fuß zusammengeschnürten Oberleder, haben sie etwas Aehnlichkeit mit den in England gebräuchlichen Cloggs, sind aber übrigens eben so plump gemacht, als unhöflich benannt, da Suecos auch Schweden bedeutet.

Die hiesige Art zu leben ist in vieler Hinsicht der in den niedrigeren heißeren Provinzen unähnlich, und besonders ist der Unterschied merklich sowohl in der verschiedenen Anzahl der Mahlzeiten als in ihrer ungleichen Zubereitung. Während man in dem heißeren Clima kaum zwei Mahlzeiten des Tags zu verzehren im Stande ist, nämlich Frühstück und ein spätes Mittag, ißt man dagegen hier drei, wenn nicht vier, und da das Mittagsessen beinahe mittenam Tage verzehrt wird, so macht dies auch das Abendbrod weni-

ger unentbehrlich. Obgleich diese Eintheilung der Mahlzeiten der bei uns gebräuchlichen, ziemlich ähnlich ist, so ist sonst vielleicht keine Aehnlichkeit zwischen der ihrigen und unsern, wenigstens scheint die Art der Zubereitung der Speisen weder der Schwedischen, noch der Englischen, noch der Französischen, noch der Art aller andern Nationen ähnlich zu seyn, und sowohl mit Rücksicht auf die sonderbare Vermischung der Ingredienzien, als auch die zusammengesetzte Art sie zuzubereiten, sind sie vielleicht am besten mit derjenigen zu vergleichen, die Kinder manchmal veranstalten, wenn man ihnen eine Menge Eßwaaren gegeben hat, um damit Fremde zu spielen, wobei sie weniger auf den Geschmack als auf die Menge der Gerichte sehen. Aus einem solchen weniger ernsthaften Gesichtspunkte betrachtet, könnte vielleicht eine ausführlichere Beschreibung etwas von dem Ermüdenden und Uninteressanten verlieren, das sonst immer den Erzählungen der Reisenden und zu Hause Gebliebenen anklebt, wenn die Rede davon ist, was sie an diesem oder jenem Orte gegessen haben. Das Frühstück — el Amuerzo — wird gerne des Morgens nach 8 Uhr servirt, und da es gewöhnlich aus nicht weniger als vier verschiedenen Gerichten besteht, so ist es um so viel kräftiger als ein gemeines déjeuner à la fourchette, da man hierzu, außer Messer und Gabel, auch einen Löffel nöthig hat, denn das erste Gericht ist Suppe. Diese heißt Sopa de pan — Brodsuppe — und besteht aus Waizenbrot, eingetunkt in Wasser, Schweinefett, Pfeffer und Zwiebeln, das gehörig zusammengekocht ein widerliches Mittelding zwischen Mehlbrei und Grütze ist. Dann kommt ein Gericht mit Namen Carne frito — gebratenes Fleisch — das zuerst gekocht, und

dann in kleine Knochenstücke zerhackt, oder richtiger zerpflückt wird, worauf man es in Schweinefschmalz hart brät, gleichsam um durch dies chemischähnliche Experiment zu versuchen, ob es möglich ist, dem Ochsenfleische seinen Geruch, Geschmack und seine Farbe zu nehmen. Hierauf werden verlorne Eier gegessen, die unter dem Namen Huevos fritos — gebratene Eier — in einem kleinen Meere von braun gebrätnem Schweinefette in Gesellschaft mit einigen dünnen Platanstücken schwimmen, die zwischen ihnen fließend, mit ihrer braungelben Farbe schön gegen die weißen Eier auf dem fetten, dunkelbraunen Boden abstechen. Endlich kommt eine Tasse Chocolate con harina — Chocolade mit Mehl — die mit Maismehl zubereitet ist, damit sie um so viel dicker werde, und, so heiß sie aus der Pfanne kommt, getrunken wird: hierzu ißt man in der heißen Asche gebratene Platanen. Diese ganze Mahlzeit wird mit einem großen Glase kalten Wassers niedergespühlt. — Weiter vorwärts am Tage nimmt man las Once — eilf Uhr — eine Obstanrichtung, bestehend gewöhnlich aus Ananas, Chirimoya, Apfelsinen, süßen Citronen u. s. w. worauf ein Schnapps Anisbranntwein, Rumm oder Cognac genommen wird. Das Mittagsessen — la Comida — wird gewöhnlich um 2 Uhr gegessen, und fängt mit Sopa de arroz — Reißsuppe — an, bestehend aus einer schwachen mit Reiß zubereiteten Fleischsuppe, dessen mangelnde Stärke von Fleisch reichlich mit Manteca oder dem schrecklichen Schweineschmalze ersetzt wird, welches in der Columbischen Küche eine unentbehrlichere Rolle spielt, als die Butter in der unsrigen. Hernach kommt la Olla, die schon beschrieben ist, und hier muß nur hinzugefügt werden, daß die dieselbe begleitende Brühe in Theetassen gegossen,

und unter dem Namen el Caldo nach der Suppe getrunken wird, wie ein Da capo, oder richtiger eine neu verbesserte Auflage derselben. Nun ist man bereits bis zum Braten gekommen, der sehr oft aus Truthühnern oder Hühnern besteht, und eben so sehr seinen eigenen Geschmack verloren hat, als er von dem übergeschmierten Schweinefchmalze überfließt. Darauf kommt ein Zwischengericht von geschmorten Bohnen — Trinquelen — die mit Oel und Essig gegessen werden. Und nun endlich wird man auf Carne Asada — gebratenes Ochsenfleisch — gewöhnlich, allein man muß sich nicht vorstellen, daß es sich in Gestalt eines Schwedischen Ochsenbraten zeigt, denn so große Stücke lassen die Columbischen Schlächter niemals beisammen, da alles Fleisch von dem Knochen getrennt, und in lange, schmale Streifen geschnitten wird. Eben so wenig kann man diesem Braten vorwerfen, daß er wie ein Englischer Rostbeef zu roh, oder wie ein Französischer Roti mit einer künstlich zubereiteten Sauce übergossen ist, denn die trocken gebratenen Scheiben davon scheinen mit ihrer unveränderten schwarzbraunen Farbe eher das Zeugniß zu verdienen, daß sie gut gebrannt als schlecht gebraten sind, und die sie umgebende Manteca in ihrer klaren, gelben Schmelzfarbe zeigt sich so rein und unvermischt, daß, wenn man auch sonst von ihr sagen mag, was man will, so kann man ihr wenigstens nicht eine Menge fremder unerforschlicher Bestandtheile vorwerfen. Dann kommt ein sonderbares Gericht, Namens Mazamorra, ein Wort, das von mehreren ungleichartigen Mischungen gebraucht, hier aber einen dicken Brei bezeichnet, dessen Bestandtheile besonders Maisgrütze, Wasser und Milch sind. Zuletzt wird

das Desert aufgetragen, bestehend aus Dulces — süßen Sachen, — und Conservas — eingemachten Früchten. Die ersteren werden meistens aus Honig, Zucker, Syrup u. s. w. gemacht, und mit Käse gegessen; die letzteren bestehen aus verschiedenen Früchten, grossentheils aber Scheiben von Ananas, eingelegt in Zucker und Honig, und immer von einer grossen Spülkumme kalten Wassers begleitet. — Das Abendessen — la Cena — wird zwischen 7 und 8 Uhr des Abends gespeiset, und ist anfangs dem Frühstücke vollkommen gleich, oder besteht aus Brodsuppe, gebratenem Fleische, verlornen Eiern und Chocolade, wird indessen oft durch Mazamorra und Conservas verstärkt. — Zu diesen Mahlzeiten ißt man zwei Arten vom Brod, nämlich Pan de Trigo — Waizenbrod — und Arepa — Maisbrod. — Das erstere würde dem unsrigen ähnlich seyn, wenn es weniger Säure hätte, und etwas salziger wäre, denn es wird mit vielem Sauerteige und gar keinem Salze zubereitet. Von ordentlichen Bäckern gebacken, wird es in verschiedenen Gestalten verkauft, weich und hart, das letztere unter dem Namen Bizcocho. Das Maisbrod dagegen wird immer in den Häusern für jede Mahlzeit gebacken, und ist vielleicht das beschwerlichste von allen Hausgeschäften der Frauenzimmer. Nachdem die Maiskörner vorher wohl naß gemacht sind, werden sie in den vorher beschriebenen grossen, hölzernen Mörsen gelegt, damit sie zerquetscht werden, und die Schaale sich zugleich abtrenne. Nun werden sie von derselben gereinigt und dann in einen Grapen gelegt, um gelinde gekocht, oder technischer abgerührt zu werden. Darauf werden sie auf dem vorher genannten

größeren Steine mit einem kleineren feiner gerieben, und vermittelst aufgegossenen Wassers zu einem dicken Teige geknetet, der in flache runde Scheiben geformt, zuletzt in einer über das Feuer gesetzten Pfanne aus Thon gebacken wird. Besonders erfordert das Reiben viele Zeit und Arbeit, weil die Maiskörner hart und zähe sind, und wenn man einen schwitzigen Indianer eine ganze Stunde stehen, und gebückt über den Stein, mit dem Läufer in seinen beiden Händen, die Maisportion zerkneten sieht, die das Brod für die kommende Mahlzeit ausmachen soll, so scheint es, als wenn Niemand besser die Idee personificiren könnte, sein Brod im Schweiße seines Angesichts zu essen; besonders in dem Lande, wo, wie man sonst vielleicht glauben könnte, die Bewohner nicht in diesen harten allgemeinen Urtheilsspruch einbegriffen seyn würden.

Außer dem täglichen Feilbieten der Lebensmittel, wird jeden Freitag ein großer Markt mit verschiedenen Sachen auf dem großen Platze in Medellin gehalten, zu welchem sich eine Menge Volks selbst aus den entferntesten Theilen der Provinz einfindet. Nebst mehreren Landmannswaaren, wie Reis, Mais, Waizen, Platanen und Obst, werden auch Manufakturwaaren verkauft, bestehend in Gefäßen aus Thon, Reifen aus Pita, Alpargaten, Hüten, Matten, großen Schachteln aus Stroh und Ruanen. Von Strohhüten hat man eine feinere Gattung, die bis auf acht Piaster kosten, und von einem Palmgewächse, Namens Hiraca, gemacht, sind sie eben so stark als dicht und leicht. Indessen werden sie nicht so geschätzt wie diejenigen, welche aus Guayaquil und Panamá kommen, und unter dem Namen Hippi-Happa oft mit einem Dublonen über 16 Piastern

bezahlt werden, dafür aber auch ganz unverwüstbar sind. Die Ruanen sind in Hinsicht auf Farbe, Preis und Feinheit sehr verschieden, so daß man unter denen wählen kann, die vier bis fünf Piaster kosten, und anderen, die mit eben so vielen Dublonen bezahlt werden. Diese letzteren werden indessen nicht auf dem Markte, sondern in den daneben liegenden Buden verkauft; die besten derselben kommen aus Mexico, und sind besonders wegen der Dauerhaftigkeit merkwürdig, womit ihre glänzenden Farben sich gegen Sonne und Regen unverändert erhalten. Außerdem werden hier auch Pferde und Maulesel verkauft, und der große Marktplatz ist des Freitags immer mit einem bunten Gemisch von Menschen, Thieren und Waaren angefüllt, das wenigstens dem Fremden ein abwechselndes, interessantes Schauspiel darstellt, und als Probecharte von den Einwohnern, Thieren, Natur- und Kunstprodukten der ganzen Provinz betrachtet werden kann.

Die Provinz Antioquia, welche zwischen dem sechsten und achten Grade nördlicher Breite liegt, wird im Osten von dem Magdalenafluſſe begränzt, im Westen trennen sie die Cordilleras von der Provinz Choco, und im Norden und Süden bilden wilde unbewohnte Wälder nicht so bestimmte Gränzen zwischen ihr und den Provinzen Mompox und Cartagena, so wie Mariquita und Popayan auf der anderen Seite. Ganz und gar von den Andes durchschnitten, deren mittelster Zweig oder die sogenannten Central-Cordilleras sich in das südliche Ende der Provinz verlieren, ist sie eine der gebirgigtsten Landschaften Columbiens, und von ihren hohen und kalten Bergspitzen laufen eine Menge Flüsse in den Magdalena- und Caucafluß, die, wenn sie

wegen ihrer Heftigkeit und geringeren Größe zur Erleichterung des Transports in der Provinz nicht bedeutend beitragen, doch die Wassermasse der beiden eben genannten größeren Canäle für die innere Communication des Landes vermehren. Unter den erstgenannten zeichnen sich am meisten die Flüsse Rio-Negro und Rio-Verde aus, die vereinigt unter dem Namen Rio-Nare in den Magdalenafluß fallen, der weiter nach seinem Auslaufe hin, auch die Flüsse Regla und Zimitarra aufnimmt. Auf der anderen Seite des Bergrückens vereinigen sich die Ströme Rio-Grande und Porse mit dem Necht, der sich dann in den Cauca ergießt, und von den westlichen Cordilleras fließen, außer dem Tunusco, eine Menge kleinerer Ströme in denselben Fluß. — Auf diese Weise von Bergen, wilden Wäldern, tiefen Thälern und heftigen Strömen durchschnitten, hat das Clima die große Verschiedenheit, welche die gebirgigten tropischen Länder auszeichnet, wo die ungleichen Himmelsstriche beinahe eben so sicher aus der größeren oder geringeren senkrechten Höhe der Gegenden bestimmt werden, als man sie auf der übrigen Oberfläche der Erde nach mehreren oder wenigeren Graden der Breite berechnet. So, zum Beispiel, ist die Hitze stark in den tiefen Thälern beim Magdalena- und Caucaflusse, aber angenehm gemäßigt in dem Nechithale; auf der Ebene beim Rio-Negro dagegen ist das Clima kälter, und auf der Bergebene bei Santa-Rosa sind zwar die Tage etwas kühl, aber doch angenehm, die Nächte hingegen von einer sehr fühlbaren Kälte.

Ein Land mit einer solchen Ungleichheit des Climas muß natürlich auch eine Menge ungleicher Produkte hervor-

bringen können; und wenn die Provinz Antioquia jetzt weniger wegen ihrer vegetabilischen als mineralischen Erzeugnisse bekannt ist, so muß man die Ursache davon mehr in dem Ueberflusse der letzteren, als in dem Mangel der ersteren suchen. Außer beinahe allen Produkten des heißen Climas, wächset hier auch ein Theil der Erzeugnisse des gemäßigten, und insbesondere würde die Viehzucht, nebst dem Anbau der Getraidearten der milderen Himmelsgegenden hier bis auf eine solche Höhe getrieben werden können, daß sie nicht nur für den Bedarf der Provinz hinreichten, sondern auch einen bedeutenden Exportartikel nach den niedrigeren und heißeren Provinzen ausmachen könnten. Dies ist aber jetzt durchaus nicht der Fall, und das aus zwei sehr gültigen Ursachen: die erste, daß nicht nur die schwierige Communikation innerhalb der Provinz, sondern auch der Mangel an Wegen nach dem Cauca- und Magdalenafluß, den Absatz dieser Produkte für jetzt, wenn nicht unmöglich, doch wenigstens schwer und kostbar macht; und die zweite ist die Menge von Goldminen, die, wenn auch ihr gegenwärtiger Ertrag gerade nicht so ergiebig ist, doch zur Bezahlung der vom Auslande kommenden Handelswaaren hinreicht; und dieser Erwerbszweig wird hier auch so lange jeden anderen verdrängen, als dieses Metall seinen laufenden Werth im Handel, und auch den leichten Transport beibehält, oder so lange man besser seine Rechnung dabei findet, mit der Post einige Beutel Goldsand abzuschicken, als auf Peonen eine Menge schwerer, viele Fracht kostende Cargos mit andern Erzeugnissen der Erde zu versenden. Die Beschreibung der zum Export dienenden Produkte dieser Provinz beschränkt sich also ganz allein auf

eine Darstellung der Minenarbeit hieselbst, und obgleich diese natürlich weder eine wissenschaftliche mineralogische Abhandlung, noch bloß ein technischer Aufsatz eines Bergmannes werden kann, so wollen wir doch soviel davon erzählen, als es uns möglich war darüber zu erfahren.

Lange vor der Invasion der Spanier war dieser Theil des Landes wegen seines Reichthums an Gold bekannt, und die Tradition vermeldet noch jetzt, wie die Bewohner der Gebirge zwischen den Flüssen Cauca und Magdalena nach dem letztgenannten Flusse herabkamen, um ihren Goldsand gegen die Waaren der auf der anderen Seite wohnenden Indianer auszutauschen, die besonders in Salz bestanden. Da beide Nationen in einer beständigen Feindschaft waren, die eine persönliche Gemeinschaft zwischen beiden Stämmen nicht erlaubte, so stellte immer die eine Partei auf einer bestimmten Stelle am Ufer des Flusses ihren Goldsand in gewisse kleine Haufen, worauf sie sich zurückzog, da denn die andere herbeikam, das Gold wegnahm, und anstatt dessen eben so viele Haufen von Salz, von einer bestimmten Größe, im Verhältnisse zu den Haufen mit Gold hinsetzte und den Ort verließ, der alsdann wieder von den erstgenannten Indianern besucht wurde, die ihr gekauftes Salz zuletzt mit sich nach Hause brachten. Außer dem Sonderbaren in dem Gange dieses Geschäftes selbst, in dem eine unerklärbare Mischung des stärksten Mißtrauens und des größten Vertrauens herrscht, kann man nicht läugnen, daß der gangbare Werth der beiden genannten Artikel bei diesen Indianern von dem, wie er jetzt bei uns ist, sehr verschieden gewesen seyn muß, da man wenigstens nicht auf diese Art vorschußweise Goldhaufen für Salzhaufen bezahlt;

ihre gegenseitige Größe mag nun auch von dem verschiedenartigsten Verhältnisse gewesen seyn. Es ist freilich Schade, daß die Tradition nicht meldet, wie viel größer diese letzteren waren, allein wir müssen uns damit begnügen zu wissen, daß ein solcher Tausch Statt gefunden hat, welches nicht allein beweiset, daß in dieser Landschaft Gold war, sondern daß man es auch in Menge sammelte. Einen sicheren Beweis davon hat man auch in der Menge ungleicher Goldstücke, die man noch jetzt manchmal aus der Erde herausgräbt, wo sie die Indianer vor den Spaniern versteckten. Diese sind oft nicht so schlecht gearbeitet, und ich sah einige kleine Menschenbilder, vermuthlich ihre Götter vorstellend, die mit einer Kunst gemacht waren, welche hier eben so unerwartet war, als sie bewies, daß diese Indianer sowohl verstanden zu schmelzen und zu arbeiten, als auch das edle Metall zu sammeln. Es war also den Spaniern nur vorbehalten sie zu lehren einen höheren Werth auf dasselbe zu setzen, und ihren Minenarbeiten eine größere Ausdehnung zu geben; und wenn sie hierin zu weit gingen, oder die Eingebornen des Landes ihres Goldes wegen aufopferten, so könnte man sie mit einem unverständigen Lehrer vergleichen, der aus Leidenschaft für seine Wissenschaft, sogar seine Schüler aufopfert.

Von ihrer Ankunft an bis zur Revolution haben die Spanier aus der Provinz Antioquia eine große Menge Goldes gehoit, welche Landschaft sie deshalb immer mit außerordentlichem Mißtrauen betrachteten, da es nicht nur strenge jedem Fremden hieher zu kommen verboten war, sondern man auch sehr selten den eigenen Bewohnern des Landes die Erlaubniß ertheilte, diese Provinz zu besuchen.

oder zu verlassen, die auch, überall umgeben von ihren unzugänglichen Gebirgen, sowohl in physischer als politischer Hinsicht beinahe ganz getrennt unter den übrigen Provinzen in Neu-Granada lag. Wenn diese Provinz jetzt wegen der Einkünfte aus den Minen aber nicht so merkwürdig ist, als sie es in den Zeiten der Spanier war, so muß man die Ursache davon wohl etwas der Verminderung des Goldes zuschreiben, die ein so langes Auslaeren natürlicherweise verursacht hat, aber noch mehr der Ungleichheit in der Art zu arbeiten in der Spanischen Colonie und in dem Columbischen Freistaate, da man in der ersteren diese Arbeit mit einer Menge leicht unterhaltener Sklaven treiben konnte, und in der letzteren nur theure freie Arbeiter anwenden kann. Um noch deutlicher das eine und das andere zu zeigen, ist es nöthig nicht nur von der Beschaffenheit der hiesigen Minen, sondern auch von der ungleichen Art das Metall aus ihnen herauszuholen, zu reden.

Das hiesige Gold wird in zwei Arten eingetheilt, nämlich Oro corrida und Oro de veta: das erstere liegt in kleinen Körnern, mit Erde, Sand und Lehm vermischt, und bedarf keines weiteren Processes als des Absonderns von den oben genannten Theilen, welches durch Waschen bewerkstelligt wird. Das letztere hingegen wird aus den Bergen gewonnen, wo es sich sowohl in Gesteinarten als anderen Metallen eingeschlossen befindet, und fordert, außer dem Zermahlen der Stufen auch eine beschwerlichere Reinigung. Da diese Art deswegen beschwerlicher und kostbarer als die erstgenannte ist, besonders in einem Lande, wo es keine Maschinen zum Zermahlen des Erzes giebt, so hat man sie selten benutzt, sondern es ist vorzüglich die erste

Methode, welche angewandt worden, und auch noch jetzt angewandt wird.

Oro eantido wird in drei verschiedenen Gestalten gefunden, nämlich hier und da in der Oberfläche der Erde selbst verbreitet, tiefer verborgen in den losen Lehmbergen, und in dem Boden der Flüsse, wodurch auch die Minenarbeit in eben so viele verschiedene Arten vertheilt wird: oder Waschen ganzer Landstrecken, Graben in der Erde und Aufförderung aus den Flüssen.

Die erste dieser drei Arbeitsarten war es, die besonders in den Zeiten der Indianer und Spanier angewandt ward, als die am wenigsten beschwerliche und lohnendste. Nachdem man zu dem Ende ein Stück Land ausgewählt hatte, in dessen Oberfläche man eine bedeutende Menge Gold vermuthete, und das sich hinreichend senkte, damit das Wasser ablaufen konnte, grub man eine Menge kleinerer Canäle durch dasselbe hindurch, in welche man entweder einen nahegelegenen Fluß, oder wenn ein solcher nicht da war, Regenwasser leitete. In diesen Canälen waren hier und da kleine Dämme gemacht, einige Zoll hoch, die quer vor der Rinne standen, und in kurzer Entfernung von einander. An beiden Seiten des Canals wurde nun die Oberfläche der Erde zwei bis drei Fuß tief aufgescharrt, und diese lose Masse in die Rinne geführet, deren Wasser durch den Fluß und die Arbeiter in beständiger Bewegung erhalten ward, so daß der schwerere Goldsand sank und vor den Dämmen liegen blieb, allein die leichten und werthloseren Theile mit dem Wasser über den Gipfel derselben weggeführt wurden. Dadurch erhielt man zuletzt eine Masse — Mazamorra — vor jedem Damme, die so viel Gold enthielt

hielt, daß die oben beschriebene Arbeit mit der Batea nun konnte vorgenommen werden. Diese Art ist so lange im Gebrauche gewesen, daß jetzt in der ganzen Provinz kaum ein dienlicher Platz dazu übrig ist, da außer der Menge Goldes, das die Oberfläche eines solchen Feldes enthalten muß, dasselbe auch in einer etwas abhängigen Ebene liegen sollte, und außerdem bei einem höher liegenden Flusse, oder einigen größeren Anhöhen, von denen Regenwasser in erforderlicher Menge herabgelassen werden kann.

Die zweite Arbeitsart dagegen ist nun die, welche jetzt am meisten gebraucht wird. Vermittelst einer spadenförmigen eisernen Spitze — **Barra** — wird die goldhaltige Erde erst von den Lehmbergen losgebrochen, worauf man sie nach einem großen Reservoir — **Estanca** — bringt, um da zum ersten Male das gröbere Waschen zu erfahren. Diese Estanca ist ein großer viereckigter Graben, nach dessen einem Ende ein Fluß oder auch Regenwasser, oft weit her durch Canäle geleitet wird: auf dem entgegengesetzten Ende ist eine Luke im Teiche, versehen mit einem Gitter, wodurch das Wasser hinausrinnt, nachdem es durch die Estanca geflossen ist, wo es durch die darin watenden Arbeiter in Bewegung gesetzt wird. Auf diese Art geht nun die Wassermasse durch den Graben, wobei sie die leichteren Lehm- und Erdtheile mitnimmt, welche durch das etwas hoch sitzende Gitter hinausfließen. Nachdem man die Erde so meistens von der feinen Sandmasse gereinigt hat, wird der Zufluß des Wassers gehemmt, die Luke aufgezogen, und nun ist allein die obengenannte Mazamorra übrig, die dann auf gewöhnliche Weise in der Batea rein gewaschen wird. — Diese Methode wird jetzt überall in Valle de Osos, oder in der Gegend um Santa-

Rosa, wie auch bei den meisten andern Minen der Provinz angewandt.

Die dritte Art Oro corrido aus den Flüssen herauszuholen, ist vielleicht die lohnendste von allen gewesen, obgleich sie es jetzt nicht mehr so viel ist, da die besten Stellen bereits ausgeleert sind. Natürlich sind diese nur bei gewissen coupirten Stellen in den Flüssen, wie Klippen, steilen Sandbänken oder scharfen Biegungen, die dem ganzen Stromzuge eine plötzliche Veränderung, in Hinsicht auf seine Tiefe oder Richtung geben, und also wie natürliche Dämme betrachtet werden können, vor welchen ein mehr stillstehendes Wasser gebildet wird, in das der schwerere Goldsand hinabsinkt, und auf dem Boden liegen bleibt. — Um nun diesen Goldsand zu bekommen, hat man zwei verschiedene Arten: die eine geschieht durch Tauchen, und die andre durch Ableiten des Flusses. Von diesen ist die erstere meistens im Gebrauche, da die letztere immer mit Schwierigkeiten oder wohl gar Unmöglichkeiten verknüpft ist in einem Lande, wo man so schwache Ideen von Canalgraben hat. — Nachdem man deshalb eine dienliche Stelle im Flusse ausgewählt, erwartet man das Ende der trockenen Jahreszeit, da der Fluß niedriger und nicht so heftig ist. Gleich oberhalb der ausersehenen Stelle wird eine Art Damm von Pfählen und Bambusrohr gemacht, der in schiefer Richtung mit dem Strome nach der Mitte des Flusses auslaufend, einen spitzen Winkel mit dem am nächsten liegenden Ufer bildet, und dadurch den Lauf des Flusses von der bestimmten Stelle abhält, so wie daselbst ein stille stehendes Wasser verursacht, in welchem die Arbeit leichter und lohnender vorgenommen werden kann. Nun fängt die Aufförderung

selbst an, zu welchem Ende jedes Mal ein Indianer seine Batea nimmt, untertaucht, das Gefäß mit dem dortigen Sande füllt, welcher vermittelst eines kleinen gekrümmten Kratzeisens — Almocafre — je tiefer, je besser aufgegraben wird, worauf er sogleich in die Höhe mit seinem Fange kommt, und seinem Nachfolger Platz macht. Während nun diese Aufförderung von allen Arbeitern, die immer zahlreich sind, vorgenommen wird, wäscht der erste seinen Goldsand in der Batea aus, so daß er wieder zum neuen Tauchen fertig steht, wenn der letzte aus dem Wasser gekommen ist. Auf solche Weise geht nun die Aufförderung und das Waschen unaufhörlich fort, bis die herausgehobne Erde keinen Goldsand mehr giebt. Diese Methode ist oft sehr ergiebig, und wird besonders von den Uferbewohnern am Cauca und Nechi angewandt. Die Stadt Zaragossa ist indessen am meisten wegen dieser Art des Goldwaschens bekannt, und im Jahr 1824, da es ungewöhnlich trocken war, bekamen 150 Arbeiter aus derselben auf einer Stelle für mehr als 140,000 Piaster in Goldsand. — Die zweite Art den Fluß abzuleiten, kann natürlich nur bei kleinen Strömen benutzt werden, und selbst bei solchen geschieht es jetzt höchst selten; dürfte aber eine der ergiebigsten für Europäische Spekulanten mit ihren bessern Arbeitern und Werkzeugen sowohl zum Graben als Sprengen seyn; Dinge, von welchen die hiesigen Bewohner wenige Begriffe haben.

Die zweite Goldart, oder Oro de Veta, erfordert mehr Arbeit, sowohl wegen des Ausbrechens des Erzes aus den Gebirgen als wegen des Zermahlens. Zu dem Ende muß ein mit dieser Arbeit beschäftigter Indianer erst mit seiner Barra einen Stein z. B. von 4 bis 5 Pfund

schwer losbrechen, den er darauf zerschlägt, und sodann, wenn die Steinart hart ist, vielleicht den ganzen Tag mit dem Zermahlen desselben genug zu thun hat. Dies geschieht fast auf die nämliche Weise, wie mit den Maiskörnern, nämlich auf einem flachen, festliegenden Steine, auf den die Stufe mit einem kleineren Läufer zerdrückt, und mit Hülfe aufgegossenen Wassers zu einem feinen Teige oder Mazamorra gemahlen wird, aus dem man das Gold zuletzt in der Batea herauswäscht. Da ein solcher Stein oft nicht mehr als einen Real aufs Pfund gerechnet, enthält; so kommt es ganz allein auf die größere oder geringere Härte der Stufe an, wie man für seine Mühe mehr oder weniger belohnt wird; und wenn es oft der Fall ist, daß die Tagesarbeit eines solchen Indianers sich auf nicht mehr als 4 bis 5 Realen beläuft, so geschieht es auch wohl dann und wann, wenn er lasere Steingrten hat, daß sie ihm eben so viele Piaster einträgt. Diese Art ist die gewöhnlichste in den Gebirgen auf dem linken Ufer des Cauca, wo einige sehr reiche Erzadern enthalten, und besonders zeichnet sich in dieser Hinsicht eine Mine, Namens Quiuna, nahe bei dem genannten Flusse, aus. — Da es scheint, daß die bedeutendste Schwierigkeit diese Minen zu bearbeiten der schlechten Arbeitsart und den unvollkommenen Werkzeugen zugeschrieben werden müsse, so sollte man meinen, daß sich hier ein zweites passendes Feld der Europäischen Industrie mit ihren Stampfmühlen, Maschinerien u. s. w. öffnete. Indessen muß man hier nicht zu schnell nach dem Anscheine urtheilen, denn unzählige Hindernisse werden noch immer sich dergleichen Unternehmungen in den Weg stellen, von denen man nur den fast unmöglichen Transport von

nöthigen Arbeitsgeräthschaften, die Schwierigkeit an solchen Stellen hinlänglichen Vorrath von Lebensmitteln zu erhalten, und die theure Ablöhnung der hieher gebrachten Arbeiter nennen darf. Kann man diese Hindernisse besiegen, so ist doch noch eins übrig, das schlimmer als die andern ist, nämlich die Unsicherheit bei einer Mine so viel Erz zu bekommen, das die Ausgaben des von Europa mit einem wahrhaft fürchterlichen Kostenaufwande hieher versetzten Etablissements ersetzen würde; denn bis jetzt ist diese Sache nicht vollkommen bewiesen, und viele wohlunterrichtete Eingeborne und Reisende behaupten, daß man noch nie hieselbst Gold in einer so hinlänglichen Menge auf einer Stelle in den Gebirgen gefunden hat, daß das Aufsuchen desselben, unter den jetzigen Umständen, die kostbarere und beschwerlichere Europäische Minenarbeit belohnte.

Dasselbe würde man wohl von allen übrigen genannten Arten, hier Gold zu bekommen, sagen können, denn, mit Ausnahme der Flüsse vielleicht, findet sich dies Metall in keiner so bedeutenden Menge auf einem kleineren Raume, sondern vielmehr über die meisten Theile dieser Provinz sparsam zerstreut; als wenn die Natur dadurch mehr einen mäßigen Nahrungszweig den armen Einwohnern der öden hiesigen Stellen geben wollte, als eine unerschöpfliche Quelle, aus welcher der Mächtigere einen zu großen Reichthum sammeln könnte. Dies ist nun auch der Fall, denn da Sklaven nach der Revolution*) immer seltener werden,

*) Nach der Unterzeichnung der Constitution im Jahre 1821 wird kein Sklave geboren, und da damals auch ihre Einverschreibung verboten ward, so verschwinden sie mit der Zeit ganz aus diesem Freistaate.

und sehr wenige mit gedungenen Leuten arbeiten, so sind es meistens ärmere Indianer, die entweder auf eigenem Boden, oder gegen Abgabe auf dem eines Minenbesitzers grade so viel arbeiten, als für ihr tägliches Bedürfniß hinreicht. Dies hindert aber nicht, daß es nicht einen oder den andern Grubenbesitzer geben sollte, der aus seinen Bergwerken ein bedeutendes Vermögen gesammelt hat und noch sammelt, allein solche Minen gehören mehr zu den Ausnahmen, und da sie alle in den Händen von alten vermögenden hiesigen Familien sind, die den Ertrag niemals über einen gewissen Bedarf steigern, so können sie in ihren Händen eher als ein gut behandeltes Fideicommiß, oder als ein gegen gewisse Zinsen ausgeliehenes Capital betrachtet werden, als für ein zu weitläuftigen Speculationen der Ausländer passendes Eigenthum, denn sie verkaufen sie nur für einen so hohen Preis, daß ihn Niemand bezahlen kann, und dies um so weniger, da der Käufer doch nicht sicher wissen kann, ob die gepriesene Mine nach einer mit größerer Kraft und Mannschaft betriebenen Arbeit ihren jetzigen Credit sich erhalten kann. — Außer diesen giebt es eine unzählige Menge sogenannter Goldminen zum Verkaufe, deren Name mehr oder weniger für sie paßt. Da nach der Revolution alles öde Land der Regierung zufiel, und als Eigenthum von Jedermann erhalten werden konnte, der sich nur verband es entweder anzubauen, oder zum Bergbau zu benutzen, so eröffnete kurz darauf die Englische Gold- und Silbergrubenmanie einer Menge von Charlatanen und Projektmachern sowohl unter den Columbiern, als hier reisenden Engländern ein ganz vorzügliches Feld, so daß hier und in den anderen Gebirgsprovinzen Columbiens mit dem

wundervollsten und unglaublichsten Erfolge Wiglerei mit Goldminen getrieben wurde. Zu dem Ende brauchte man sich hier nur ein Papier auf einen kleinen Erdflecken zu schaffen, der in einer angegebenen Gegend lag, und wie man sagte, Gold enthalten sollte. Solche Papiere wurden dann von der Regierung unter dem Namen Registros in unglaublicher Menge ausgefertigt, darauf von Englischen Commissionairen aufgekauft, und begleitet von einer mehr oder minder lockenden Beschreibung über ihr feines Gold, vortreffliche Lage u. s. w. wobei zur größeren Sicherheit Humboldt oft citirt ward, in großer Zahl nach England geschickt, wo diese wegen ihrer Spanischen Abkürzungen und Indianischen Namen beinahe hieroglyphischen Registros eben so schwer für dortige Besitzer zu enträtzseln waren, als es hier vielleicht für ihre Commissionaire gewesen seyn würde, die Oerter anzugeben, auf die sie ein Besitzrecht ertheilten. Dessen ungeachtet hatten sie eine Zeitlang auf der Börse in London einen ganz außerordentlichen Credit, und waren die Basis von einer Menge ungleicher „Minig-Companies“ von denen freilich die meisten schon bei ihrer Geburt dahin starben; denn lange konnte es nicht dauern, bis diese Raserei beinahe ganz Südamerika und Mexico zu mintwen, von selbst erstickt ward, und nachdem der erste Paroxysmus überstanden war, fand man, daß der größte Theil dieser Geschäfte zu einer unverschämten Actienwiglerei ausgeartet war, oder wie sich der englische Kaufmann ausdrückte: A treacherous stockjobbing.

Die Volksmenge der Provinz Antioquia macht etwas mehr als 100,000 Einwohner aus. Beinahe auf allen Seiten von unzugänglichen Gebirgen eingeschlossen, haben

die Bewohner derselben zu ihrem Vortheile eine merkbare Verschiedenheit in Sitten und Charakter mit den Bewohnern der sie umgebenden Provinzen behalten, die um so besser ist, da ihre abgesonderte Lage sie sowohl von dem größeren Theile des schädlichen Einflusses des Revolutionskrieges befreit hat, als von dem darauf folgenden Strome fremder Abenteurer. Also findet man bei ihnen deutlich die Züge, welche mehr oder weniger beinahe alle Gebirgsbewohner charakterisiren, und so wie man bei der niedrigeren Klasse eine ausgezeichnete Ehrlichkeit und Dienstfertigkeit antrifft, so bemerkt man bei den höheren eine ungewöhnliche Bildung und Aufklärung. Eifrige Republikaner, in der besseren Bedeutung des Worts, haben viele der letzteren sich als tüchtige Männer ausgezeichnet, nicht nur als höhere Offiziere im Kriege, sondern auch hernach als Congreßmitglieder, und bekleiden andere hohe Civilämter — ja sogar diplomatische Posten; — weshalb man im allgemeinen von der Provinz Antioquia sagen kann, daß sie sowohl in physischer als politischer Hinsicht eine der merkwürdigsten Provinzen Columbiens ist.

Capitel XIV.

Reise von Medellin nach Bogotá.

Nach einem zweimonatlichen Aufenthalte theils in Medellin, theils auf kleineren Reisen in der Provinz, war ich den 1sten May fertig die angenehme schwedische Kolonie und ihren schönen Aufenthaltsort zu verlassen, um nach der

Hauptstadt der Republik, Bogotá, abzureisen. — Etwas vor Mittag ritt ich auch von der Stadt ab, in Gesellschaft mit einigen Landsleuten, die mich eine Stunde Wegs begleiteten, worauf ich allein den hohen Berg Santa Helena hinan ritt. Auf den Gipfel gekommen, genoß ich noch einmal der schönen Aussicht über das paradiesische Thal, und setzte darauf die Reise nach Rio-Negro fort, wo ich des Abends ankam, und freundlich von Señor Saenz bewillkommnet wurde. Nach dem Frühstück am folgenden Tage setzte ich die Reise weiter fort, und nachdem ich Marinilla um zwölf Uhr, und Peñol um drei Uhr passirt war, traf ich in Zeja, des Abends um 5 Uhr ein, wo ich bei meinen vorigen Wirthsleuten einkehrte. — Den anderen Tag hatte ich das Vergnügen meinen alten Peon Christoval Lopez sich mit seiner Silla einfinden zu sehen, und mir seinen Dienst, mich über die Berge zu tragen, anzubieten. Bald waren zwei andere Carqueros gemiethet, so daß alles zur Abreise in Ordnung war, die indessen ein heftiger Regen bis zum folgenden Tage verschob.

Donnerstags, den 4ten Mai wollten wir des Morgens abmarschiren, allein der Alcalde erlaubte keinem Peon früher als nach der Messe abzuziehen, weil heute einer ihrer vielen Festtage war. Wir mußten also bis Mittag warten, da wir denn Zeja verließen, und kurz darauf den hohen Berg zu ersteigen anfingen. Um 2 Uhr waren wir auf der Spitze desselben, und nachdem wir eine Weile unter Betrachtung der unten liegenden herrlichen Aussicht ausgeruhet hatten, um gleichsam den letzten Abschied von der Provinz zu nehmen, begannen wir das stille Herabklettern auf der

anderen Seite, und kamen des Abends am Fuße des Berges an, oder bei den Häusern bei Bijagual, wo wir das Nachtquartier nahmen.

Den nächsten Tag waren wir etwas nach Sonnenaufgange auf dem Wege, und setzten auf gewöhnliche Weise den ganzen Tag die beschwerliche Reise fort, unter einer Abwechslung von Gehen, Waten, Klettern und Reiten auf dem beschwerlichen Wege, der noch schlechter war als bei der Herreise, weil die jetzige Regenzeit ihn beständig in einem aufgeweichten Zustande erhielt. Wir kamen auch den Tag nicht weiter als bis Tutumba, wo wir uns glücklich schätzten wegen des kurz darauf eintreffenden Regens ein Obdach zu erhalten.

Obgleich der Himmel noch den anderen Morgen mit Regen drohenden Wolken bedeckt war, verließen wir doch das Nachtquartier in guter Zeit, um noch vor Abend nach Valsadero zu kommen. Dies glückte auch besser, als wir vermuthet hatten, denn da die Luft des Vormittags klar wurde, ward auch der Weg so erträglich, daß wir gleich am Nachmittage am genannten Orte anlangten. Nachdem wir hier Mittag gegessen, entstand eine lange Ueberlegung, ob wir die Nacht hier bleiben, oder unseren Marsch fortsetzen sollten, um vor Einbruch der Nacht nach Canoas zu kommen. Die Sache war der Ueberlegung um so viel mehr werth, da ich auf der einen Seite wünschte den anderen Abend nach Juntas zu gelangen, um ein dorthin kommendes Boot zu benutzen, das, wie man mir erzählt hatte, daselbst erwartet wurde, aber auch gleich wieder abgehen sollte; und es auf der anderen Seite sehr bedenklich war,

so spät am Tage, während der Regenzeit, sich von Valsadero wegzubegeben, da kein Haus oder Rancho bis nach dem Dorfe Canoas war, das doch vier Stunden von hier lag. Zuletzt nach genauer Betrachtung des Himmels, der nicht mehr vor Nacht mit Regen zu drohen schien, wurde der Abzug beschlossen, und gleich darauf setzten wir den Weg fort mit einer bis jetzt ungewöhnlichen Geschwindigkeit, so daß wir grade beim klaren Untergange der Sonne in dem netten Dorfe Canoas ankamen, eben so froh über das geglückte Wagestück, als müde nach der ungewöhnlich langen Tagereise.

Obgleich der folgende Tag ein Sonntag war, verließen wir doch das Dorf bei guter Zeit, da hier kein Alcalde sich darum bekümmerte die Abreise zu hindern. Heute war der Weg beinahe unbetretbar wegen des nächtlichen Regens, und nicht eher als eilf Uhr Vormittags kamen wir naß und schmutzig nach los Ranchos, oder den vorher genannten Peonhütten zwischen Canoas und Juntas. Nachdem wir hier unsere Chocolade gekocht, gefrühstückt, und eine Weile ausgeruhet hatten, setzten wir den beschwerlichen Marsch fort, um am Abend nach der letzten Station, oder der Bodega bei Juntas zu kommen.

Wir begegneten heute über hundert Peonen, die sich immer in großer Menge am letztgenannten Orte in der ersten Woche eines jeden Monats einfinden, um die Waaren zu laden, welche im verflossenen Monate auf dem Flusse nach der Bodega gekommen sind. Sie kamen alle mehr oder weniger beladen, entweder mit ihren großen kubusförmigen Tercios von ausländischen Kaufmannswaaren, mehr gerundeten Packen aus zusammen genäheten Häuten, in

welche Cacaobohnen und Tabacksblätter gepackt werden, oder auch schwereren Cargas aus zusammengebogenen, eisernen Stangen, welche nur auf diese Weise auf den Peonen und Mauleseln transportirt werden können. Beinahe auf dem ganzen übrigen Wege begegneten wir nun solchen Cargueros, denen es bisweilen schwer genug war, in den tiefen und schmalen Cañelonen vorwärts zu kommen, so daß man dabei aufs neue Gelegenheit hatte, die Gewandtheit zu bewundern, womit sie an so beschwerlichen Stellen mit ihren Tercios den ihnen begegnenden Peonen mit ihren Koffern auswichen. — Nach vielen Grüßen und kurzen Gesprächen, denn nie begegnet ein Peon einem anderen, ohne ihn zu grüßen, und eine freundliche Frage oder Anmerkung über Weg und Wetter hinzuzufügen — eine billige kleine Aufmunterung bei ihren sonst so einsamen, stillen Wanderungen — kamen wir endlich fünf Uhr Abends nach der abgeschiedenen Bodega bei Juntas, wo ich meinen alten Freund, den Bodeguere, in vergnügtem Wohlseyn traf, eifrig beschäftigt mit der Abfertigung der vielen hiesigen Peonen.

Hier war nun auch alles in lebhafter Thätigkeit, da noch eine Menge Peonen zurückgeblieben war, die, nachdem ihre Cargas abgewogen, theils mit Verfertigung der vorher genannten Tragemaschinen beschäftigt waren, theils auch damit ihre Cargas auf denselben festzubinden, oder auch darauf zu versuchen, wie das Ganze auf die Schultern paßte, um darnach die Länge der Sattelgurten zu bestimmen. Da dies alles in Ordnung war, setzten sie ihre nun fertige Carga von sich, weil es schon zu spät am Abende war, um die Reise eher als morgen anfangen zu können; und

nachdem ihre Chocolade gekocht war, schlossen sie sich in mehrere Zirkel, um auf die schon genannte Art, beim Umhergehen des Getränks ihr Abendbrod zu verzehren. Unter diesen vertraulichen Gruppen erkannte ich mehrere von denen in der verlassenen Hütte bei Falditas auf der Hinreise. Grade da ich im Gespräche mit einem derselben war, kam ein unbekannter Peon zu mir, und reichte mir etwas, das in ein Papier gewickelt war, indem er sagte: „No es la navaja de su Merced?“ — Ist das nicht Ihr Messer? — und da ich das Papier öffnete, lag in demselben ein Taschenmesser, das ich auf der Reise in die Provinz verloren hatte. Er hatte es nämlich unterwegs gefunden, und nachdem er durch seine Kameraden die Nachricht erhalten, daß ein Estrangero — Fremder — nach der Provinz gereiset sey, aber binnen kurzer Zeit zurückkommen würde, hatte er es sorgfältig in ein Papier gewickelt, und dann, ohne es zu gebrauchen, beständig bei sich getragen, um es seinem Eigner, sobald er ihn träfe, wiederzugeben. Obgleich im allgemeinen von der Ehrlichkeit der Peonen ziemlich überzeugt, überraschte mich doch dieser neue Beweis; und da ich wußte, einen wie großen Werth ein solches Messer in den Augen der Peonen hatte, konnte ich mir das Vergnügen nicht versagen, ihn zu bitten, das Messer nicht nur noch länger zu behalten, sondern es auch zu gebrauchen. — Hier wäre es vielleicht nicht ganz an unrechtem Orte einen anderen ähnlichen kleinen Vorfall zu nennen, den ich auf der Hinreise hatte, von dem aber damals nichts gesagt wurde. Auf der Reise von Mompox nach der Provinz, nahm ich einen der vorher genannten kleinen schwarzgelben Vögel, Namens Turpian, mit, die, da sie in den gebir-

gigten Gegenden nicht wild gefunden werden, dort wegen ihrer Schönheit und ihres Gesanges um so mehr geschätzt werden, so daß ich damit bei meiner Ankunft in Medellin ein Geschenk machen wollte. In einem kleinen Käficht befand er sich recht gut, sowohl im Canot, als auf dem Rücken des Peons, wo er seinen Platz auf einem Koffer erhalten hatte, und ich wünschte mir schon Glück ihn den beschwerlichsten Theil des Weges transportirt zu haben, da ich bei der Ankunft auf der letzten Peonstation in Zeja den Käficht leer und einen der Stecken zerbrochen fand. Da der Peon keine nähere Aufklärung hierüber geben konnte, als die leicht vermuthete, daß der Käficht an einem Aste beschädigt sey, und daß der Vogel mit Benutzung dieses Umstandes seinem Arreste zu entkommen, davongeflogen war, so setzten wir die Reise fort, ohne Hoffnung den Ausreißer wieder zu sehen. Angekommen darauf im ersten Nachtquartier beim Dorfe Peñol, wollte ich eben zu Bette gehen, da ein junger Peon mit seinem großen Strohhute auf dem Kopfe ins Zimmer trat, und nachdem er ihn abgenommen und umgewandt hatte, überreichte er mir meinen verlornen Turpian, der am Boden des geräumigen Kopfputzes saß und auf seine gewöhnliche Weise seine Stimme hören ließ. Dieser Peon war nämlich denselben Weg kurz nach uns gekommen, und hatte den Vogel gefunden, der am Wege saß, wo er sich ermattet von Hunger und Kälte leicht greifen ließ. Nachdem er sich nun in Zeja nach dem möglichen Eigenthümer desselben erkundigt hatte, war er hieher geeilt, um den verlornen Vogel zurück zu liefern. Diese Handlung war um so lobenswürdiger, da er sehr gut wußte, was ein solcher Vogel in der Provinz kostete, wo

er ihn ganz wohl zu verkaufen Gelegenheit hatte, ohne daß ihn jemand, auch wenn er das wahre Verhalten gesagt, einer Unehrlichkeit hätte beschuldigen können. — Obgleich unbedeutend an sich selbst, können doch diese beiden Fälle des Anführens werth seyn, da sie einen Beweis von dem vorher genannten rechtlichen, ehrlichen Charakter geben, den man bei den Eingebornen dieser Gebirge trifft.

Bis jetzt war hier noch kein Boot angekommen, indessen erwartete der Bodeguere ein solches jeden Tag. Da es keine andere Gelegenheit giebt von hier zu kommen, als mit den selten eintreffenden Champanen und Canots von Magdalena, die sogleich leer zurückkehren, so geschieht es oft, daß man hier in der Bodega ganze Wochen liegen, und auf eine Möglichkeit, den Narefluß hinab zu kommen, warten kann; ja es kann ein solcher Arrest in der Regenzeit noch langwieriger werden, da der genannte Fluß bisweilen so heftig fluthet, daß kein Flußfahrzeug sich bis nach Juntas hinaufarbeiten kann. Es war so viel angenehmer, den Bodeguere nun mit Gewißheit vermuthen zu hören, daß ein Boot bald anlangen würde; und nachdem alle Peonen am folgenden Morgen die Bodega verlassen hatten, herrschte die gewöhnliche Stille in der ganzen Gegend, sehr gut dazu geeignet, um mit Aufmerksamkeit zu lauschen, ob ein Rufen von dem erwarteten Boote in unser Ohr dringen würde. Der ganze Vormittag ging indessen in vergeblicher Erwartung hin, und man hörte kein anderes Geschrei als von den lärmenden Affen und den plappernden Papagoien, die sich manchmal von den Gipfeln des umgebenden hohen und dicken Waldes hören ließen. Eben so langsam verfloß auch der Nachmittag, und zuletzt gaben wir die Hoffnung

auf, daß heute ein Fahrzeug kommen würde; als wir kurz vor Sonnenuntergange, da wir in einem unserer gewöhnlichen langen Gespräche begriffen waren, ein schwaches Rufen vom Flusse her vernahmen. „A hora viene el bote“! — Nun kommt das Boot — fiel der Bodeguere ein, und in demselben Augenblicke wurde die Unterhaltung abgebrochen, um uns besser davon überzeugen zu können. Bald konnte man den gewöhnlichen Bogagesang unterscheiden, der, sobald er die Ankunft eines Flußfahrzeuges verkündigte, zugleich die frohe Ueberzeugung befestigte nun bald die einsame Bodega verlassen zu können; und das Gefühl, das man sowohl beim ersten Rufen von demselben, als bei der wiederholten Bekräftigung des Bodeguere erfährt, könnte vielleicht am besten mit demjenigen verglichen werden, welches ein Reisender empfindet, der, nachdem er mehrere Stunden auf Pferde in einem einsamen Posthause gewartet, und während dieser Zeit zur Vertreibung der Langenweile das schmutzige Tagebuch durchblättert, und die an der Wand angeschlagene Taxe gelesen hat, endlich die lieblich tönenden Hufschläge hört, die der angenehmen Anzeige des Postknechtes vorangehen: Die Pferde sind vorgespannt. — Hinausgegangen auf den Berg vor dem Hause, konnten wir freilich jetzt noch nichts anders als das etwas deutlichere Rufen der Bogas hören, allein bald sah man auch einen von vier Bogas geschobenen Bongo, langsam längs dem rechten Ufer des tief unten liegenden Narenflusses heraufkommen, dessen schattenreichen Krümmungen er so genau folgte, daß er, besonders von dieser Höhe in der nun eintreffenden Dämmerung betrachtet, einem kleinen Wurme nicht unähnlich war, der dem Rande eines Fußsteiges folgend, mit Aufmerksamkeit sei-

nen Weg sucht, langsam fortkriechend längs den an der Seite dicht stehenden Grashalmen.

Nach diesem Bongo, der von Mompox war, kam auch noch denselben Abend ein kleiner Canot von Nare, der, da er nur einige bald ausgeladene Cacaoballen mitbrachte, morgen nach dem letztgenannten Orte zurückkehren sollte; weshalb ich denselben Abend mit dem Patron wegen der Reise dahin übereinkam.

Nachdem ich am folgenden Morgen mit meinem Freunde eine Tasse Chocolade auf eine glückliche Reise getrunken hatte, verließ ich die Bodega, und schiffte mich um acht Uhr auf dem kleinen Fahrzeuge ein. — Der beständige Regen in den Gebirgen, hatte den Fluß zu einer gewöhnlichen Höhe angeschwellt, und seine heftige Wassermasse strömte nun zwischen dem steilen Ufer mit einer auf manchen Stellen fürchterlichen Heftigkeit herab. Mitten im Flusse befindlich, wurden wir vom Strome mit einer Fahrt getrieben, die gewiß nicht unter sechs Meilen in der Stunde ausmachte, aber bisweilen über zehn an den engeren Stellen. Wir brauchten also die Stangen gar nicht, und selten die Ruder, deren wir uns nur bedienten, um den Canot beim Passiren der Wasserfälle und Wirbel zu steuern. Aber hier waren sie auch durchaus unentbehrlich, denn wenn der unbedeutendste Fehler beim Steuern, da das kleine Fahrzeug mit der Schnelligkeit des Blitzes zwischen Klippen und Steinen in den schäumenden Strom geschleudert ward, nur im allergeringsten das lange und schmale Fahrzeug auf die Seite würfe, so wäre es in demselben Augenblicke unbedingt voll Wasser gewesen, und vielleicht gar umgeschlagen. Besonders war eine Stelle, dieselbe, bei der wir bei der

Hinreise so viele Mühe hatten hindurch zu kommen, die mehr als die anderen die ganze Entschlossenheit und Anstrengung des Steuermanns und der Ruderer erforderte. Sie war um so gefährlicher, da der Fluß sich hier, gleich unterhalb des Falles, gegen eine steile Felsenwand wirft, die ihn zwingt eine scharfe Biegung zu machen, und die Schwierigkeit diese Stelle zu passiren bestand also nicht allein darin, den schäumenden Fall hinabzufahren, sondern auch unter der daraus entstehenden Fahrt dem unterhalb liegenden Berge mit seinen Felsenspitzen und Wasserwirbeln aus dem Wege zu steuern. Sowohl der Patron als die Bogas zeigten hierbei eine Gewohnheit und Geschicklichkeit, die um so lobenswürdiger waren, weil sie dabei nicht wie gewöhnlich lärmten und schrien. Da es bei ähnlichen Stellen, so wie bei allen anderen solchen Wasserfällen unmöglich ist, ein Fahrzeug zu steuern, ohne daß ihm durch eine andere Kraft noch mehr Fahrt gegeben wird, als die, welche der Strom verursacht, so ergriffen die Bogas sogleich ihre kleinen Ruder, und so stark sie vermochten damit rudernd, gaben sie dem Canot einen noch schnelleren Lauf, der es dem Patron möglich machte, die geschwinde Fahrt hinten mit seinem breiten Steuer zu lenken; und nun flog das kleine und schmale Fahrzeug, wie ein Pfeil, durch den heftigen Fall, der seinen wüthenden Schaum über Boot und Menschen spritzte, gleichsam böse darüber, daß er ihn nicht ganz verschlingen konnte. Mit derselben Fahrt, und wo möglich noch stärker durch den Fall, fuhr nun der Canot grade auf den gegenüberstehenden Berg zu, gegen dessen steile Wand er geschleudert und in demselben Augenblicke zerschlagen werden zu müssen schien, so daß man also mit Hinsicht auf den

schon passirten Fall mit Recht befürchten konnte, daß es nun wie im Sprichworte gehen würde: Incidit in Scyllam, qui vult evitare Charybdin. Aber grade da der Vordersteven die Felsenwand zu berühren schien, ward er mit Heftigkeit von dem längs dem Berge laufenden Contraströme ergriffen, und mit Hülfe des Steuers und der Ruder ward das Boot nun längs demselben hingeführt, so daß es darauf nur mit einer gleichmäßigen Fahrt längs neben dem drohenden Steinufer hineilte, von welchem es endlich wieder auf den nunmehr erweiterten und weniger heftigen Fluß gesteuert wurde.

Obgleich nicht so schnell eilten wir indessen das Ufer des Stroms mit einer solchen Fahrt hinab, daß wir schon anderthalb Stunden nach unserer Abreise von Juntas, die Bodega bei Nuz passirten; und da der Tag schön, und die Hitze noch nicht beschwerlich war, so war diese Reise, den Narefluß hinab, eine der angenehmsten die man machen konnte. Sie war es um so viel mehr, da sie auch den Reiz der Neuheit hatte, denn noch hatte ich nicht erfahren wie es war in einem Canot abwärts den Fluß zu fahren, da es bisher immer aufwärts gegangen war. Der Unterschied zwischen diesen beiden Arten zu reisen ist immer bedeutend, aber besonders hier bei der elenden Weise der Flußfahrt, die die Folge hat, daß man in doppelter Hinsicht von der größeren oder geringeren Kraft des Stroms abhängt, und man kann wohl hierbei behaupten, daß die Unannehmlichkeit der Reise gegen den Lauf des Flusses an, und das Vergnügen ihn hinab zu reisen im Verhältnisse mit dem stärkeren oder schwächeren Laufe des Stroms gefühlt wird. So langsam und schwer es vorher gewesen war, den

[illegible] [illegible] [illegible] [

Einige Zeit hernach begegneten wir einem Champan, welcher schwer beladen mit einem erschrecklichen Geschrei und Arbeiten durch Hülfe von Stangen unter einer kaum merkbaren Fahrt den widerspenstigen Fluß hinauf geschoben wurde. Wenn man so wie wir, kommend in einem kleinen Canot mit einer geschwinden Fahrt den Fluß hinab, einem solchen größeren beladenen Champan begegnet, der wie eine Schnecke längs dem einen Ufer dahinschleicht, so giebt es wohl nichts, das besser beweisen kann, wie ungleiche Umstände einen und denselben Weg höchst ungleich für die machen können, welche ihn zu gleicher Zeit passiren, und das Gefühl, mit dem man einander vorüberfährt, ist ungefähr einerlei mit dem, das man erfährt, wenn man in einem kleinen Schlitten einen glatten Berg hinunterfahrend, einem großen schwer beladenen Wagen begegnet, der an der Seite des Weges, wo das wenigste Eis ist, mit Geschrei und Toben unter der größten Schwierigkeit die lange steile Höhe hinan fährt.

Nachdem wir mehreren Rozas vorbei gekommen waren, die weiter abwärts auf beiden Seiten des Flusses liegen, woselbst er, bedeutend breiter und ruhiger, einem niedrigeren und angebauteren Ufer vorbeiläuft, wo die Hitze drückend zu werden anfing, kamen wir endlich, um 11 Uhr, nach dem alten breiten Magdalenafluſſe mit seiner ruhigen, erstickenden Hitze, und lauwarmen, graugelben Wassermasse. Obgleich ein alter Bekannter, sah man ihn doch eben nicht mit sonderlichem Vergnügen wieder, und die Ankunft bei ihm konnte ungefähr mit dem Eintritte eines nach Verlauf der Weihnachtsferien in die alte, unangenehme Schule zurückkehrenden faulen Schülers verglichen werden:

er erkennt zu gut das Zimmer mit allen seinen verschiedenen Mobilien, um es grade mit einem so frohen Gefühle begrüßen zu können. — Nun wurden die in langer Zeit nicht gebrauchten Stangen wieder hervorgenommen, um auf die alte Weise, sich an den mit Bäumen und Büschen undurchdringlich bewachsenen Ufer hinzuarbeiten, und nach einer halbstündigen Arbeit kamen wir etwas vor Mittag nach der Stadt Nare.

Da ich schon unterwegs mit dem Patron und den Bogas, wegen einer Reise von hier nach Honda, oder dem letzten Hafen auf dem Magdalenafluſſe übereingekommen war, so bedurfte es nun nicht mehr als mit dem hier wohnenden Besitzer des Canots die Miethe für denselben abzumachen, und da dies grade der nämliche Kaufmann war, an den ich einen Empfehlungsbrief hatte, so war dies Geschäft bald abgeschlossen und alles fertig zur Abreise am folgenden Morgen. Da Nare nicht viele Flußfahrzeuge und Bogas hat, so sind Einschiffungen von da, besonders in dieser Zeit des Jahrs, oder der Regenzeit, schwieriger und theurer als von Mompox, und die Reise von hier nach Honda für Fahrzeug, Besatzung und Proviant kostete 40 Piaster. Dies konnte gleichwohl, wenn grade nicht für wohlfeil, doch wenigstens als eine glückliche Gelegenheit angesehen werden, denn gewöhnlich muß man hier liegen und warten, bis ein von unten kommender Champan hier anlangt, mit dem man dann nach Honda reisen kann, was um so viel unangenehmer und langwieriger ist, da sie immer schwer beladen sind, und also den nun hoch fluthenden Fluß hinan, höchst langsam vorwärts kommen, oft auch gezwungen sind, unterhalb der gefährlicheren Stellen ans Land zu legen, um das Fallen des Flusses abzuwarten, wovon die Folge ist,

daß diese kurze Entfernung mit einem so beschaffenen Fahrzeuge oft einen ganzen Monat in der nassen Jahreszeit erfordert.

Den 10. Mai des Vormittags verließen wir die wenig merkwürdige Stadt Nare, und die Reise ward längs dem linken Ufer des Flusses fortgesetzt, dessen Aussehen sich in keiner Hinsicht von dem schon zurückgelegten Theile des Magdalenaflusses unterschied, wenn nicht in dem etwas schnelleren Laufe des Stromes selbst und in der größeren Höhe der Wassermasse, welches die Folge hatte, daß keine Sandbänke sichtbar waren, sondern das Wasser ging bis an die Zweige der am Ufer stehenden Bäsche. Große Baumstämme, die weiter hinauf aus der Erde weggespühlt waren, kamen nun mit ihrem grünen Laube den Fluß hinab, bis sie weiterhin vielleicht an einer seichten Sandbank sich ansetzen, wo sie bleiben und bald vermittelst des sich daran hängenden Sandes und Schlammes eine Playa bilden, die während der trockenen Jahreszeit den Krokodilen, Bogas und Schildkröten zum Nachtlager dient. Allein es ist auch der Fall, daß diese großen Bäume ohne Hinderniß und ohne sich dieser Methode zu unterwerfen, ihre lange Reise auf diesem Flusse machen, von dem Innern des Continents bis ins Weltmeer, wo man nicht selten diese Stämme zwecklos auf der Wassermasse umhertreiben sieht; und wie lahme Krüppel auf einem Tanzsaale, die nur den Tanzenden im Wege stehen, scheinen sie dort nichts anders zu thun zu haben, als die ihnen begegnenden Schiffe zu zwingen mit Aufmerksamkeit ihnen vorbeizusegeln, zur Vermeidung des Schadens, den ein Zusammenstoßen verursachen könnte.

Nachdem wir den ganzen Tag die beschwerliche Reise fortgesetzt hatten, bald längs dem einen, und bald längs dem anderen der nun nicht so breiten, meistens unbewohnten Ufer des Flusses, kamen wir zuletzt, vier Uhr Nachmittags, an eine kleine elende Hütte am linken Ufer, wo wir unser Nachtquartier nehmen mußten; da die bewohnten Stellen nunmehr so selten wurden, daß wir keine solche weiter hinauf liegende, vor Einbruch der Nacht erreichen konnten und der beständige Regen zur Nachtzeit es nicht möglich machte, auf einer Sandbank zu bleiben. — Außer Sandfliegen wurde man nun am Tage von einer neuen Art Blutsauger beschwert, nämlich einer großen Fliege, Namens Tabano, die unseren größeren sehr ähnlich ist, aber nur kürzere und gleichsam abgeschnittene Flügel hat. Sie beißen eher als sie stechen, und hinterlassen eine größere und schmerzhaftere Wunde als die Sandfliegen.

Am letztgenannten Orte lag vor uns ein Bongo mit zwei Creolischen Kaufleuten von Honda, in deren Gesellschaft ich Mittag aß und plauderte, bis es dunkel ward, und den Gedanken an einen Ort, wo man die Nacht hinbringen konnte, um so viel nothwendiger machte, da der mit Regen drohende Himmel den Canot dazu zu benutzen nicht zuließ. Ein solcher Platz war um so viel schwerer zu finden, da hier nicht mehr als eine kleine enge Hütte war, worin die ziemlich zahlreiche Familie nebst ihren vielen Hunden wohnte; und wenn auch nicht ein Blick in dieselbe, nachdem ihre Bewohner zu Bette gegangen waren, dem Fremden die Hoffnung, dort seine Hangematte anzubringen, geraubt hätte, so würde doch die Versicherung, die er auf seine Frage erhalten, „Hay muchos Mucielagos!“ —

Hier sind viele Fledermäuse — ihm sogleich die Lust benommen haben, die enge Wohnung mit so vieler ungleicher Einquartierung zu theilen. — Mit Ausnahme des Hühner- und Schweinstalls, war nun also kein anderer Schutz vor dem Regen übrig als die Küche, allein diese war zum Schlafzimmer weniger geeignet, da sie nur aus einem kleinen niedrigen Dache ohne Giebel bestand, wie die obenbeschriebenen Ranchos in den Andischen Gebirgen, obgleich viel kleiner, und also die Befestigung einer Hangematte nicht zuließ, sondern wir mußten uns auf den Fußboden, oder richtiger auf die feuchte Erde betten. So schlecht auch dies Lager war, so gab es kein besseres, und bald war es in Besitz genommen, da der Regen in Strömen kam, und hier ward nun eine Nacht zugebracht, die mit Recht zu den unangenehmsten und lächerlichsten gezählt werden kann. Außer daß das kurze Gebäude nicht völlig vor dem Regen schützte, der durch die offenen Giebel hineindrang, so wurde man die ganze Nacht von den durstigen Musquitos geplagt, so wie auch von Geschöpfen, denen man mit dem Wohnhause entgangen zu seyn glaubte, nämlich den schrecklichen Fledermäusen, die, weil ihre Nester in dem niedrigen Strohdache waren, kaum Schuld hatten, wenn sie beim Aus- und Einfliegen mit den Flügeln die Nase des naheliegenden Menschen berührten. Dies war indessen nicht genug, denn bald fanden wir, daß, so wenig beneidenswerth auch diese Wohnung war, wir doch heftige Nebenbuhler hatten, die sie mehr schätzten, nämlich die hiesigen Schweine, welche, da der Regen stärker wurde, sich unverschämt genug einquartieren wollten, vermuthlich aus der Ursache, daß ihre eigene Wohnung noch schlechter als die

unsrige war; oder auch deshalb, daß sie diese beiden Gebäude mit einander verwechselten, was auf jeden Fall sehr verzeihlich war. Wie es sich auch damit verhalten mochte, so hatten wir genug zu thun, sie von unseren Bettstellen entfernt zu halten. Um aber dies Elend vollkommen zu machen, wenn es anders noch nicht so war, kam noch eine andere Art von Plagegeistern hinzu, und hatte man vorher gegen Insekten, Vögel und vierfüßige Thiere zu fechten, so wurde nun die feindliche Coalition noch mit Amphibien vermehrt, da einer oder andrer der hiesigen kolossalen Frösche auf der nassen Erde dahergehüpft kam. Wenn man nun alle diese Widerwärtigkeiten mit der dunklen, regnigten Nacht verbindet, nur durch den einen oder andern Blitz erhellt, so weiß man nicht, ob man das ganze Abentheuer bedauernswürdig oder lächerlich nennen soll; was indessen gewiß war, ist der Umstand, daß wir die ganze lange Nacht kein Auge zuthun konnten, sondern kämpften, lachten und fluchten abwechselnd bis an den Morgen, da endlich die lange erwartete Sonne die Wolken trennte, diese tragi-komische Geschichte schloß, und uns erlaubte, uns auf unserem Canot einzuschiffen, in dem man sich für den entbehrten Schlaf der unruhigen Nacht entschädigen konnte.

Die Bogas arbeiteten den ganzen Tag unverdrossen den stark fluthenden Fluß hinauf, so daß wir bald den größeren Bongo hinter uns aus dem Gesichte verloren. Nachmittags kamen wir an eine ungewöhnlich grade Stelle im Flusse, welche die freiste Aussicht gewährte, die ich bis jetzt auf dem Magdalenaflusse gesehen hatte. Sie war um so viel angenehmer, da die bisherigen ununterbrochenen Wände

von Laub nun etwas niedriger und weitläuftiger wurden, und die Betrachtung der auf beiden Seiten liegenden entfernten Gebirge gewährte, die sich in den vor uns befindlichen Gebirgshöhen bei Honda vereinigten. — Wir machten heute eine gute Tagereise, da wir nicht eher als nach 7 Uhr im Mondscheine Halt machten bei einer für jetzt verlassenen Hütte am rechten Ufer, etwas unterhalb der Mündung des Rio-Miel, der aus dem Innern der Provinz Mariquita kommend, sich hier in den Magdalenafluß stürzt. — Wir setzten uns bald in den Besitz des leeren Hauses, und schliefen da um so viel besser, als die vergangene Nacht, da uns nichts hinderte die besten Schlafstellen zu wählen, weil hier weder Menschen noch Hausthiere wären, wenn man nicht zu den letzteren die häßlichen Fledermäuse rechnen will.

Zeitig des Vormittags, den 12., passirten wir Rio-Miel, und um Mittagszeit ein kleines ausgezeichnet schönes Dorf auf dem linken Ufer, das vom Flusse gesehen seinen Namen Buena-Vista-Belle-Vue mit Recht trägt. Weil wir dort nichts zu thun hatten, legten wir nicht ans Land, sondern setzten die Reise fort, um vor Abend nach einem Orte weiter hinauf an demselben Ufer kommen zu können, beinahe mitten vor der Mündung des Rio-Negro. Bei Sonnenuntergang passirten wir diesen Fluß, der auch mit Recht so heißt, da sein Wasser ganz schwarz ist, beinahe wie Tinte, so lange es in Bewegung ist; aber wenn es stille steht, sinkt bald eine Menge von schwarzem Staube auf den Boden, und hinterläßt ein reines klares Wasser. — Darauf legten wir hinüber auf die andere Seite des Flusses, und landeten bald bei einer großen angenehmen Roza,

wo wir eine so erträgliche Nacht zubrachten, als es wegen der Fledermäuse und Musquitos möglich war.

Den 13. ging es wie gewöhnlich weiter mit der alten Einförmigkeit. Die Hitze fing vielleicht an weniger stark und die Musquitos auch seltener zu werden, aber dagegen waren der viele Regen und die unvermeidlichen Sandfliegen und Tabanos so viel schlimmer, und man kann wohl im allgemeinen eine Flußreise zwischen Rare und Honda in den Regenmonaten als eine der unangenehmsten und beschwerlichsten ansehen, die man nur machen kann, wozu die durch den vielen Regen vermehrte Heftigkeit des Flusses beiträgt, die nur ganz kurze Tagereisen gegen den Strom an gestattet. Wir kamen auch heute nicht weiter als nach einem kleinen Hause, Conejo gegenüber, wo wir uns, des starken Regens wegen, glücklich schätzten ein Obdach zu erhalten. — Bei Conejo ist nur eine Bodega, wo die Champanen zuweilen ihre Waaren ausladen, wenn sie wegen des starken Stroms und der kleineren Wasserfälle zwischen diesem Platze und Honda nicht nach dem letztgenannten Orte hinkommen können.

Am folgenden Tage, Pfingsten, fingen wir unsere Reise vor Sonnenaufgang an, um nach der letzten Station der Flußreise zu kommen, und nun ging es um so viel besser, da der Fluß die Nacht bedeutend gefallen war, so daß wir, wider Vermuthen, sehr leicht eine Menge kleinerer Wasserfälle passirten. Angekommen beim größten derselben, Namens Perrico — der kleine Hund — holten wir einen Champan ein, der seine Linie gebrauchen mußte, und so gezogen wurde. Als ich mich wunderte, daß die Besatzung dieses Champans am Pfingsttage arbeitete, erzählte

mir mein Patron, daß dieses Fahrzeug über drei Monate auf dem Wege zwischen Mompox und Honda zugebracht habe, und wahrscheinlich doch nicht so weit gekommen wäre, wenn nicht der Eigenthümer der Ladung am Bord gewesen, und nun auch vermuthlich auf eine oder die andere Art die Bogas überredet hatte, heute, obgleich es Festtag war, das niedrige Wasser zu benutzen, um einmal nach Honda zu kommen, das sonst in der Regenzeit viel länger dauern konnte. Die Gestalt des Ufers hatte heute eine merkwürdige Veränderung angenommen; an vielen Stellen war es grade, sandig und ohne Wald, nur hier und da mit einer hohen, einsamen Palme bewachsen. Die an beiden Seiten des Flusses hinlaufenden Gebirgsketten näherten sich nun einander mehr und mehr, und engten das Thal und den Strom bedeutend ein. — Endlich, nachdem wir einer Menge Rozas am linken Ufer vorbeigefahren waren, landeten wir, fünf Uhr Nachmittags, bei dem letzten Hafen auf dem Magdalenaflusse, oder der reizend liegenden Bodega bei Honda.

Mit inniger Freude verließ ich nun zum letzten Male den Canot und stieg ans Land vom Magdalenaflusse, und das frohe Gefühl, womit ich bei der Ankunft in der höher liegenden Bodega den vorbeifließenden graugelben Strom betrachtete, konnte ungefähr mit dem verglichen werden, das man bei der Betrachtung einer vollendeten langwierigen und schweren Arbeit empfindet, die in demselben Verhältnisse beendigt zu haben befriedigend ist, als es mühsam war sie zu machen. — Nachdem ich meinen Patron und die Bogas entlassen hatte, mit deren Aufführung während der Reise ich alle Ursache hatte zufrieden zu seyn — da im all-

gemeinen die von Nare nicht so unbändige Geschöpfe wie ihre Kameraden weiter den Fluß hinunter sind — kehrte ich bei dem Bodeguere ein, einem dienstfertigen Manne, der hier nebst seiner Familie wohnte, und mir alle die Bequemlichkeiten anbot, die seine geräumige Bodega schenken konnte, worunter besonders eine Bettstelle unter der kühlen Halle schätzbar war, wo man weder von Regen, Fledermäusen noch Musquitos beschwert wurde, und also den so lange entbehrten Genuß eines ruhigen und erquickenden Schlafes vollkommen haben konnte.

Den anderen Morgen erbot sich mein Wirth mich nach der Stadt Honda zu begleiten, die nur eine halbe Meile von der Bodega liegt. Diese letztere nebst einem anderen Zollhause auf der anderen Seite des Flusses, Namens La Bodega de Santa Fé, sind hier angelegt, weil die Champanen nicht weiter hinauf gehen können, da eine Menge größerer Wirbel und Wasserfälle die Schifffahrt zwischen diesem Orte und der Stadt selbst hindern, auf deren anderen Seite der Magdalenafluß gleichwohl für kleinere Böte über hundert Meilen ins Land hinein fahrbar wird. — Die Gegend um Honda ist eine der malerischsten, die man sich vorstellen kann, und ich hatte hinlänglich Zeit ihrer zu genießen, da wir uns an dem schönen Morgen von der Bodega auf den Weg begaben, von der ein breiter, ebener Weg durch Büsche und kleines Gehölz nach der Stadt führt. Die Aussicht wird auf beiden Seiten von hohen dunklen Felsen begränzt, die wunderbar auf einander gethürmt sind, und gegen den hellen Horizont die sonderbarsten Figuren bilden. Zwischen ihnen fließt der graugelbe, schäumende Fluß mit seinen grünen steilen Ufern, und vor sich sieht man die

schöne Stadt Honda mit ihren vielen Ruinen, Kirchen und steinernen Häusern, die gegen die im Vordergrunde liegenden dunkelgrauen Berge schön abstechen. Ein leises Getöse von den vielen Wasserfällen hörte man in der sonst stillen Gegend, und die eben aufgegangene Sonne erhellte milde die schöne Landschaft, da sie noch nicht zu einer für den Wanderer drückenden Höhe gestiegen war. Auch war dies eine der angenehmsten Promenaden, die man machen konnte, und nachdem wir eine halbe Stunde gemächlich gegangen waren, langten wir über eine gewölbte steinerne Brücke in der schönen Stadt an.

Honda, das am linken Ufer des Magdalenaflusses, und auf beiden Seiten des Flusses Guali liegt, die Hauptstadt in der Provinz Mariquita, ist früher eine der schönsten Städte Columbiens gewesen, bis sie ein heftiges Erdbeben im Jahre 1807 großentheils zerstörte. Die Erschütterung geschah des Nachts, und dies war die Ursache, daß über 500 Menschen ihr Leben dabei einbüßten. Noch jetzt liegt die vornehmste Kirche und viele der größten Häuser in Ruinen. Zugleich wurde auch eine schöne steinerne Brücke über Fluß Guali zerstört, anstatt deren nun eine lange leichte Brücke aus Bambusrohr aufgeführt ist, welche die beiden Theile der Stadt mit einander verbindet. Alle diese Ruinen zeugen davon, daß Honda zur Zeit der Spanier eine große und reiche Stadt gewesen ist: sie enthielt damals 10,000 Einwohner, hat aber jetzt kaum die Hälfte dieser Anzahl, obgleich sie nach dem Kriege wahrscheinlich bald genug zu ihrem vorigen Ansehen steigen wird, wegen ihrer vortrefflichen Lage beim letzten Hafen am Magdalenaflusse, welches sie zum Stapelplatze der Handelswaa-

ren nach und von den Provinzen Mariquita, Popayan, Neyva und Bogotá macht. Obgleich die Stadt 1800 Fuß über der Meeresfläche liegt, sieht man sie doch für eine der heißesten Städte in Columbien an, wovon die Ursache meistens den umherliegenden hohen Bergen zugeschrieben werden muß, die allen Luftwechsel verhindern. Eben so wie in Mompox ist der größere Theil der Frauenzimmer durch die schrecklichen Auswüchse am Halse entstellt. — Die Lage der Stadt ist übrigens eine der malerischsten, und eine Menge Aussichten von dem heftigen Guali, umgeben mit scharfen Klippen, schattigen Bäumen und schönen Ruinen, überall bewachsen mit Büschen und auf der Erde kriechenden Gewächsen, würden vollkommene Scenen für den Pinsel des Landschaftsmahlers hergeben.

Nachdem ich bei einem hiesigen Creolischen Kaufmanne, mit Namen Agudelo, an den ich einen Empfehlungsbrief hatte, zwei Maulesel und einen Piloten gemiethet hatte, setzte ich Vormittags, den 16. Mai, die Reise nach Bogotá fort. Zu dem Ende kehrte ich nach der Bodega zurück, wo das Uebersetzen über den Magdalenafluß lieber als bei einer anderen Fähre etwas oberhalb Honda geschieht, weil der Strom an dem ersteren Orte weniger heftig ist. Die Ueberfahrt ging hier eben so ungekünstelt als auf dem Caucafluſſe vor sich, das heißt, die Maulesel mußten der Fähre nachschwimmen, und zwar mit vieler Gefahr für ihr Leben kamen wir endlich nach dem anderen Ufer; auch war wirklich vor einigen Tagen bei der Ueberfahrt ein solches Thier ertrunken. — Nachdem wir über einen steilen, steinigten Weg nach der hier liegenden zweiten Bodega gekommen

waren, ward die Reise längs dem Ufer des Magdalenaflus-ses auf einem ziemlich breiten und guten Wege, durch eine herrliche von Rozas und Pflanzungen angefüllte Gegend fortgesetzt. Mitten vor Honda hat man einen schönen Anblick dieser Stadt, und der großen grasreichen Ebene zwischen ihr und der Stadt Mariquita, deren Häuser nun auch weit entfernt gegen die dunklen Gebirge hervorblickten. — Der Weg geht hiernach anfangs längs dem Magdalenafluße, allein auf einer ansehnlichen Höhe über demselben, sehr oft auf dem Rücken kahler abschüssiger Granitfelsen, auf denen die Maulesel mit einer bewundernswürdigen Geschicklichkeit auf und abklettern, indem sie ihre kleinen sicheren Hufe in die Löcher setzen, welche man auf gewissen Stellen für sie auszuhauen genöthigt gewesen ist. Der Ritt auf diesen glatten Bergen erscheint zwar anfänglich abentheuerlich genug selbst denjenigen, die die halsbrechenden Cañelonen Antioquias bereiset haben; wenn man aber nur sein Schicksal den sicheren Füßen des Maulesels überläßt, so hat es keine Gefahr, denn er sucht immer selbst die besten Stellen aus; und mit der Schnauze nahe am Boden, so wie oft mit gebogenen Füßen, klettert und springt er von einem Felsen auf den andern mit einer Sicherheit und Aufmerksamkeit, die das Zuthun des Reuters mit Zaum oder Spornen nur zerstreuen und hindern würde. Auch würde die Reitschule mit allen ihren künstlichen Regeln wohl nirgends weniger anwendbar und überflüssiger als hier seyn, wo ein roher Indianer auf seinem kleinen Maulesel schönere und sichere Sätze macht, als ein exercirter Cavallerieofficier es auf seinem zugerittenen Lieblingspferde thun könnte.

Nachdem man über einen kleinen Strom, Namens Rio-Seco gekommen ist, fängt der Weg allmählig an aufwärts zu gehen, bis er sich endlich rechts nach dem Walde wendend, steiler und schlechter wird, und sich nun den hohen und steilen Berg Sargento hinauf schlängelt, der das höher liegende Thal bei Guaduas von dem niedrigeren am Magdalenaflusse trennt. Um vier Uhr fingen wir das mühsame Erklettern in seinen steinigten Cañelonen an, und nicht früher als bei Sonnenuntergange erreichten wir den Gipfel, von welchem man eine unvergeßliche Aussicht über das breite Magdalenathal hat, das sich oberhalb der Berge bei Honda wieder öffnet, bis nach den Cordilleras, die es vom Cauca scheiden. Man konnte von hier aus über eine ungeheure Strecke nach Süden den Krümmungen des erstgenannten Flusses folgen, der, in dieser Entfernung gesehen, wie ein silbernes Band gegen die untergehende Sonne schimmerte. Bei dem Gedanken an alle die Mühe und Beschwerden, welche ein Reisender auf diesem Flusse aushalten muß, konnte man bei Betrachtung seines wahrhaft schönen und einladenden Aussehens von dieser Höhe nicht unterlassen daran zu denken, wie oft die Entfernung und der Schein trügen, und wie oft sowohl Sachen als Personen bei einer näheren Bekanntschaft verlieren; und da die Krümmung des Weges nach und nach die Aussicht nach diesem Flusse verhinderte, war der Abschied von ihm eher erfreulich als betrübend, oder ungefähr so, als wenn man sich von einem unerträglichen Menschen trennt, von dem man sagen kann, daß er beim Abschiede am interessantesten war. — Nach vieler Anstrengung langten wir endlich bei Ankunft der Nacht bei einigen schlechten

Häusern auf dem Gipfel des Berges an, wo ich das Nachtquartier nahm und so viel besser schlief, da das Clima wegen der großen Höhe ziemlich kalt war.

In diesen Häusern hatte auch eine Menge Maulesel-treiber für diese Nacht ihr Quartier genommen, und ihre Thiere waren bereits abgepackt und dicht dabei auf die Weide getrieben. Solche Triften von Mauleseln sieht man in Menge auf dem Wege zwischen Honda und Bogotá, wo der größte Theil der Handelswaaren von ihnen über die Berge getragen wird. Freilich giebt es auch Peonen, aber sie sind hier nicht so unentbehrlich, als in der Provinz Antioquia zwischen Juntas und Zeja. Eine solche Maul-eseltrift besteht gewöhnlich aus 25 Thieren, die in fünf Divisionen getheilt werden, und für jede derselben wird ein Arriero — Treiber — bestanden. Der ganze Zug wird von einem sogenannten Caporal angeführt, der immer reitet. Oft nehmen sie Zelte mit, um, wenn sie zwischen den bewohnten Stellen von Ungewitter überrascht werden, darunter ihre Packen vor Nässe bewahren zu können. Diese letzteren hängen immer einer auf jeder Seite des Maulesels, auf einer Art Sattel, oder richtiger einem dünnen mit Stroh ausgestopften Kissen, und werden stark mit zwei Bauchgurten festgebunden, so wie sie wegen der steilen Hügel mit Schwanz- und Brustriemen versehen sind. Dies ist auch für die hier gebräuchlichen Reitsattel nothwendig, denn ohne diese Vorsichtigkeitsmaaßregeln würde man in Gefahr seyn beim Hinabreiten von einem hohen Berge mit dem Sattel über den Kopf des Maulesels zu kommen. Außerdem bedient man sich einer Art sonderbarer, schwerer und starker Steigbügel von Metall, welche die vorderste

Hälfte des Fußes bedecken, wie ein Pantoffel, und die Stöße abwehren, die er sonst beim Hinabspringen in die auf den Seiten mit Steinen angefüllten Cañelonen erhalten könnte. Anstatt der Pistolenholfter giebt es zwei geräumige Taschen mit Deckeln, in denen man seinen Proviant mitnehmen kann, und auf dem vorderssen der hohen Sattelhölzer ist gewöhnlich eine runde Scheibe angebracht, die im Nothfall die Stelle eines kleinen Eßtisches vertreten kann. Ein Paar starke Spornen mit großen Rädern und eine kurze Peitsche machen die übrige Ausrüstung eines solchen Mauleselreuters aus.

Um halb sieben Uhr am anderen Morgen verließen wir diesen Ort und reiseten weiter auf dem Rücken des hohen mit Wald bewachsenen Berges, der überall in einen dicken, feuchten und kalten Nebel eingehüllt war, welcher die Aussicht ganz und gar hinderte. Eine halbe Stunde darauf kamen wir einem, bis jetzt in diesem Lande nicht gesehenen Dinge, nämlich einem großen steinernen Meilenzeiger vorbei, auf dem man von seiner horizontalen und verticalen Lage Nachricht erhielt, nämlich 18 Leguas von Bogotá und 800 Klafter über der Meeresfläche. Kurze Zeit darauf begann die Sonne den dicken Nebel zu zerstreuen, so daß wir bald vor uns das unten liegende Guaduasthal entdeckten, das, wie ein Lustgarten zwischen den hohen Bergen lag, überall voll von Wiesen, Hainen, Bächen und Anpflanzungen, in deren Mitte die nette Stadt Guaduas liegt. Nach einem einstündigen unaufhörlichen Bergabsteigen, wobei man Gelegenheit hatte die lachende Landschaft näher zu betrachten, kamen wir endlich in das Thal, wo eine andere mildere Temperatur als oben auf dem kalten feuchten Berge

herrschte, und nachdem wir über die herrlichen Wiesen gekommen, auf denen eine Menge trefflichen Hornviehes weidete, und über einige klare Bäche geritten waren, die ungewöhnlich genug Brücken hatten, kamen wir 9 Uhr Vormittags nach Guaduas, wo ich bei einem Coronel Acosta einkehrte, der bei allen Reisenden nach Bogotá wegen seiner außerordentlichen Gastfreiheit und Dienstfertigkeit bekannt ist, Dinge, die um so schätzbarer sind, da er der vornehmste, allgemein beliebte Beamte des Orts, und Besitzer eines ungewöhnlichen Vermögens ist, auch ein großes und schönes Haus bewohnt, dessen sämmtliche Bequemlichkeiten dem auch ohne besondere Empfehlung zu ihm kommenden Fremden offen stehen.

Die Stadt Guaduas, welche in einem fruchtbaren Thale, ungefähr 650 Klafter über der Meeresfläche liegt, hat ein so angenehmes Clima, wie man es sich nur wählen möchte, und eine Temperatur der Luft, die zwischen zwanzig und fünf und zwanzig Graden wechselt. Die Volksmenge beläuft sich auf 3000 Personen, die im allgemeinen vermögend sind, da sie außer einer Menge Caffe, Zucker und Platanen auch Rindvieh, Maulesel und Schaafe verkaufen, die sie in großer Anzahl auf ihren reichen Weiden aufziehen. Die Einwohner sind wie die in der Provinz Antioquia ziemlich hell und wohl gebildet. — Die Stadt ist lang und schmal mit zweigraden Gassen und einem großen Marktplatze mit einem Springbrunnen. Hier ist ein großes Gebäude, ehemals ein Franziscanerkloster, nun aber in eine Lancasterschule verwandelt. Es hat eine schöne Lage auf einem kleinen Hügel bei dem klaren Strome, der durch die Stadt rinnt. — Diese ganze Gegend ist mit einem

Worte eine der angenehmsten, die man sich nur wünschen kann, und dem, der grades Weges vom Magdalenaflusse hieherkommt, ohne etwas anderes als die Dörfer seines Ufers mit ihren einförmigen Umgebungen gesehen zu haben, muß das Guaduasthal paradiesisch vorkommen.

Nachdem ich mit meinem artigen Wirthe ein gutes Frühstück gegessen hatte, wobei wir auch ein Glas Madera auf eine glückliche Reise tranken, reisete ich etwas vor Mittag mit zwei hier gemietheten Mauleseln ab, und fing bald an den Berg in die Höhe zu reiten, der Guaduas von Villeta trennt. Der Weg war, obgleich an einigen Stellen ziemlich breit, doch im ganzen schlecht, weil er fast beständig bergan ging. Auf einigen Stellen waren die hohen Lehmberge mit Steinen belegt, da aber diese Chaussée-Anlage in langer Zeit nicht ausgebessert schien, so war sie durch Regen und die nasse Lehmerde in einen solchen Zustand versetzt, daß sie das Reisen eher erschwerte als erleichterte. Meilenzeiger waren auch hier für jede halbe Legua, wodurch man den Abstand von der Hauptstadt erfährt, welches alles zu beweisen schien, daß dieser Weg zur Zeit der Spanier, verglichen mit allen anderen dieses Landes, sehr gut unterhalten war, obgleich er im Laufe des Krieges vernachläßigt und in so hohem Grade verfallen ist, daß er am Ende der Regenzeit für einen der schlechtesten im ganzen Lande gehalten wird, ob er gleich der vornehmste und nächste Weg zwischen der Küste und der Hauptstadt der Republik ist.

Bei jeder bewohnten Stelle giebt es meistens einen kleinen so genannten Venta — Krug — woselbst außer Anisbranntwein eine Art Maisbier verkauft wird, Namens

Chicha, das aus den zermahlnen Maiskörnern und Wasser gebraut, zusammen gekocht, um abzukühlen und zu gähren in große Gefäße gezapft, und mit Begierde von Peonen und Mauleseltreibern getrunken wird. Es hat beinahe denselben Geschmack und sieht wie schlechtes dickes Bier bei uns aus, und in größerer Menge genossen, berauscht es wie Doppelbier. Es ist indessen kalt und sauer für den Magen, und nicht rathsam, daß Fremde es oft trinken, was man auch weniger zu fürchten hat, da der Geschmack eben nicht verführerisch ist: selten wird es auch von den vornehmeren Klassen der hiesigen Bewohner verzehrt.

Nachdem ich in einer Zeit von zwei Stunden einen mit hohen Lehmbergen und kleineren Strömen, sehr oft beschwerlichen und beengten Weg zurückgelegt hatte, der indessen meistens bergan ging, befanden wir uns auf dem Rücken der hohen Gebirge, von denen wir oft beschränktere Aussichten über die wilde Natur hatten mit den überall mit Gehölz bewachsenen Bergen und Thälern, deren sonderbare scharfe Gestalten Aussichten bildeten, die denen auf den Andes vollkommen ähnlich waren. Es war um so viel angenehmer sie zu betrachten, da wir den ganzen Tag einen hohen, wolkenfreien Himmel hatten, und obgleich die Regenzeit schon hier ihren Anfang genommen, waren wir doch glücklich genug, von keinem Regen überfallen zu werden, sondern setzten ungehindert die angenehme, wenngleich beschwerliche Tagereise fort. Endlich fing der Weg allmählig an bergab zu gehen, und nachdem wir über eine Stunde abwärts gestiegen waren, kamen wir fünf Uhr Abends nach dem großen und hübschen Dorfe Villeta, wo ich auf Em-

pfehlung meines Peons in das Haus eines vermögenden Indianers einkehrte.

Villeta liegt in einem schönen, obgleich engen Thale, bewässert vom Rio-Dulce, und nach der Anzeige eines Meilenzeigers 583 Klafter über der Meeresfläche, also etwas niedriger als Guaduas. Das Clima dieses Orts wird auch einige Grade wärmer, als das der letzt genannten Stadt angesehen, und die fruchtbare Erde gibt besonders einen ausgezeichnet guten Reis, der in großer Menge auf den Markt nach Bogotá gebracht wird. — Die Einwohner von Villeta sind bekannt wegen ihrer schönen Bildung; auch sah ich mehrere hiesige Frauenzimmer, die sich durch eine Reinheit in ihren Gesichtszügen auszeichneten, welche verbunden mit ihren großen braunen Augen, sie, verglichen mit den vorher gesehenen Indianerinnen, wohl gar zu Schönheiten machte, besonders da ihre Haut ungewöhnlich hell war. — Ein allgemeiner Wohlstand schien in dem lieblichen Dorfe zu herrschen, und das frohe, vergnügte Aussehen der Bewohner stand damit in einer vollkommenen Harmonie.

Nicht früher als 8 Uhr den folgenden Morgen konnte die Reise wegen des nächtlichen und auch am Morgen noch fortfahrenden Regens fortgesetzt werden, der auch den Weg in einen schlechten Zustand versetzte. Eine Stunde darauf passirten wir über den Rio-Negro auf einer bedeckten Brücke von Bambusrohr, die leicht und gebrechlich über den dunkeln heftigen Fluß hing, der durch den nächtlichen Regen noch schmutziger und heftiger geworden war. Der Weg, der den ganzen Tag beinahe beständig bergan ging, war auch jetzt einer der schlechtesten und beschwerlichsten, den man sich vorstellen kann, welches durch das ziemlich häufig

vorkommende, schlecht unterhaltene Pflaster in den Lehmbergen eher vermehrt, als vermindert wurde, wo man oft absteigen, und die Maulesel vor sich her treiben mußte, die in dem glatten Lehm zwischen den losen Steinen ausglitten. — Endlich nach einer mühsamen Tagereise, die indessen mit Vergnügen zurückgelegt ward, da sie die vorletzte nach der Hauptstadt des Landes war, kamen wir nach Sonnenuntergange, im Mondscheine, ganz bedeckt mit Schmutz, nach einigen Häusern auf dem Gipfel des hohen Berges, der die nordwestliche Mauer der großen Ebene von Bogotá bildet. Da diese Stelle etwas höher als die genannte Ebene liegt, oder beinahe 1400 Klafter über der Wasserfläche, so war das Clima hier auch mehr als kühl, und die feuchte, nächtliche Kälte so stark, daß der mitgenommene Filz und die Ruana sie kaum von dem harten, aus Lehm gemachten Fußboden in dem an Mobilien armen Zimmer entfernt halten konnten. *)

Freitags Morgen den 19. Mai waren unsere Maulesel zum letzten Mahle gesattelt, und um 8 Uhr verließen wir das kühle Nachtquartier, und stiegen den ebenen Ab-

*) Da das Clima oben auf den Gebirgen so kalt ist, daß man keine Hangematten hat, und es oft geschehen kann, daß man Nachtquartier in einem Hause erhält, wo die Betten und Bambusbänke von den Mitgliedern der dort wohnenden Familie besetzt sind, so muß man nicht aus der Fassung kommen, wenn der Wirth die beste und trockenste Stelle auf dem Fußboden zum Ausbreiten der mitgenommenen Strohmatte anweiset; sondern vielmehr versuchen, sie mit den oben angeführten Dingen so angenehm als möglich zu machen, um bei einem in jedem Falle gesunden Schlafe ruhig von den Bequemlichkeiten in dem letzten Wirthshause auf dem Wege nach der Hauptstadt des Landes zu träumen.

hang hinab, der nach der berühmten Ebene bei Bogotá führt, die sich auch bald dem frohen Blicke öffnete, der kaum im Stande war, die ungeheuere Weite derselben zu messen. Beinahe ohne den geringsten Hügel oder eine Erhöhung erstreckt sie sich ganz horizontal, wie ein grünes Meer, zwischen den auf allen Seiten umgebenden blauen entfernten Bergen, fast 50 Meilen in die Länge und 20 in die Breite. Obgleich sehr gut angebaut und bewohnt, ist sie doch zu wenig coupirt, oder mit Wald und Bäumen geschmückt, um ein eigentlich schönes Gemählde ausmachen zu können; und nachdem die Augen sich von der ersten Ueberraschung erholt, und sich von den ermattenden nahen Gegenständen in den durchlaufenen waldigen Gebirgen ausgeruhet haben, finden sie bald, daß hier eine zu große Einförmigkeit herrscht, und daß diese Ebene auf keinen Fall mit den unvergeßlichen Thälern in dem schönen Antioquia verglichen werden kann.

Nachdem wir durch das große Dorf Facatativa gereis't waren, das 20 Meilen von Bogotá liegt, befanden wir uns auf dem großen und breiten Wege, der nach der Hauptstadt führt. Große Weiden, voll von zahlreichen Heerden fetten Rindviehs und Schafe; weite Ackerfelder, besäet mit Waizen, Mais und Hafer; Dörfer und einsam liegende Häuser, umgeben von Weiden und Apfelbäumen; das gemäßigte Clima und der frisch wehende Wind — alles mit einem Worte erinnert den erstaunten Reisenden an Europa, und er glaubt sich auf einmahl nach dem nördlichen Frankreich, oder vielleicht besser, nach den fruchtbaren Ebenen im südwestlichen Theile von Schonen versetzt. Später am Tage, nachdem wir durch ein schönes

Dorf, mit Namen Fontibon, gekommen waren, entdeckten wir die weißen Kirchen und Thürme der Stadt Bogotá, die weit im Hintergrunde, am Ende der Ebene gegen die dieselbe begränzenden, dunklen Berge, die ihre südöstliche Seite bilden, sich dunkel zeigte. — Der Weg ward nun lebhafter durch die Menge Menschen und Thiere, welche auf demselben nach und von Bogotá reiseten: die ersteren bestanden aus großen Trupps von Mauleseln und Ochsen, die entweder Kaufmannswaaren, oder auch große Körbe mit den Produkten der niedrigeren Thäler, wie Platanen, Citronen, Apfelsinen, Reis u. s. w. nach der Stadt brachten; und die letzteren bildeten lose, nicht beladene Maulesel, die getrieben von einigen hinterher reitenden Indianern nach Honda zurückkehrten, um neue Ladung zu holen; so wie auch einige auf Pferden reitende Indianer oder Creolen, die immer im vollen Galopp, wobei die lose Ruana in die Luft flatterte, wild über die Ebene daher geflogen kamen. Nachdem wir über die Flüsse Commun und Bogotá, vermittelst großer und gut gepflasterter steinernen Brücken, und einiger langen und breiten Chausseen über die niedrigsten Stellen gekommen waren, gelangten wir Nachmittags an einen großen Meilenzeiger, welcher ausweiset, daß diese Ebene 1370 Klafter über der Meeresfläche liegt. Die Häuser in der Stadt fingen nun an deutlicher zu werden, und die hohe Cathedralkirche zeichnet sich vortheilhaft vor ihnen aus, so wie zwei Klöster, die so zu sagen über die Stadt hängen, und auf zwei steilen Berggipfeln hinter derselben erbaut sind. Die am Wege stehenden Häuser wurden nun zahlreicher und das Leben und Weben auf dem Wege gegen Abend größer. Eine beinahe ununterbrochene

Reihe von Landleuten, kam nun, lustig nach Hause reitend, aus der Stadt, wo sie dem großen Freitagsmarkte beigewohnt hatten; und so wie bei der Annäherung an unsere Städte, konnte man nach ihrem mehr und mehr zunehmenden Frohsinn, und bisweilen vielleicht berauschten Munterkeit, die Entfernung von der Stadt berechnen, und immer habe ich wenigstens bei der Ankunft in einer größeren Stadt, besonders gegen Abend, zu finden geglaubt, daß die lärmende Munterkeit der von da nach Hause zurückkehrenden Landleute, immer in einem gewissen umgekehrten Verhältniß zur Entfernung von derselben gestanden hat. — Endlich, nachdem ich einer Menge Menschen, Rindvieh, Pferden, Maulesseln, nebst einer großen Anzahl vornehmerer Reiter, die ihre Abendpromenade machten, begegnet war, verlor sich allmählig der obere Weg in eine breite, gepflasterte Straße, und als wir durch mehrere derselben gekommen waren, befanden wir uns, etwas vor Untergang der Sonne, auf dem großen Marktplatze in Columbiens Hauptstadt.

Capitel XV.

Bogotá.

Obgleich mit verschiedenen Empfehlungsbriefen versehen, war es doch nöthig für die Nacht ein Wirthshaus — Posada — zu suchen, und auf die Anweisung des Piloten wählte ich das dem Markte am nächsten liegende, Namens la Posada de Boyacá. Da dieser Gasthof nach dem Orte

genannt ist, wo eine der glänzendsten Schlachten geliefert wurde, so glaubte man mit Recht etwas damit übereinstimmendes finden zu müssen. Indessen darin irrte man sich, denn nachdem man durch die enge und dunkle Thüre auf den schmutzigen Hof gekommen war, von welchem eine schmale hölzerne Treppe nach dem das Haus umgebenden Balkon führt, der als Gallerie für die nebenbei befindlichen Thüren des oberen Stockwerks dient, wurde einem ein kleines Zimmer angewiesen, das nächst einer unbedeutenden Kajüte, das kleinste war, was man nur sehen konnte; und da es keine Fenster hatte, sondern nur zwei Halbthüren, die doch die eine ganze Wand einnahmen, so war das Ganze einem großen Wandschranke nicht unähnlich, wenigstens fiel mir ganz unwillkührlich beim Eintritt in dasselbe der Ausdruck in dem Mährchen vom geizigen Prediger (om snåla presten) bei: „Leute pflegen nicht in Schränken zu wohnen.“ — (Folk brukar icke bo i skåp.) — Obgleich die Mobilien nur aus einem Bette, einem Tische und einem Stuhle bestanden, so konnte man doch nicht sagen, daß das Zimmer leer an Mobilien war, denn nachdem ich meine beiden Koffer hineingesetzt hatte, war für nichts mehr Raum. Uebrigens sah man durchaus gar keine kleinere Inventarien, wenn man nicht dazu eine leere Bouteille rechnen wollte, die einen so zweideutigen Platz erhalten hatte, daß man wirklich in Verlegenheit war zu errathen, welche Rolle sie eigentlich unter den kleineren Mobilien des Schlafzimmers spielen sollte. Allein auf Kleinigkeiten sieht man hier nicht, und da das Nothwendigste, das Bette reinlich und gut gemacht war, so vergaß man alles Geringfügige, was fehlte, und man schlief darin so viel

besser, da weder Hitze, noch die gewöhnlichen Schlafstörer eine vollkommene Ruhe nach der langen Tagereise hinderten.

Am andern Morgen ward ich durch das helle Glockenspiel in einem nahe liegenden Mönchskloster geweckt, und machte darauf Vormittags einen langen, weitläuftigen Spaziergang in der großen Stadt in Gesellschaft eines Doctor Hoyos, Professor bei einem hiesigen Collegium, und vielleicht der gebildetste und aufgeklärteste Creole, den ich in Columbien angetroffen habe, dessen Bekanntschaft ich einem Briefe von seinem Vater verdankte, der ein alter, wegen seines Patriotismus und rechtlichen Charakters allgemein beliebter Postmeister in Medellin war. Um sogleich anfangs einen allgemeinen Begriff von der Lage und dem Umfange der Stadt zu bekommen, folgten wir einer langen und breiten Gasse, die immerfort abhängig nach einer kleinen Kapelle, gleich vor der Stadt am östlichen Ende derselben führt, von wo man eine schöne Aussicht über Bogotá hat. — Die Stadt ist auf dem Abhange zwischen dem hinter ihr liegenden hohen Berge, und der vor ihr befindlichen weitläuftigen Ebene erbaut, und hat also eine etwas amphitheatralische Lage. Fast in der Mitte derselben liegt der große Marktplatz mit seiner schönen Cathedralkirche, und von hier aus gehen die Gassen, grade, gepflastert, viele mit Trottoiren versehen, einander in rechten Winkeln durchschneidend, und bilden zusammen ungefähr 200 Quartiere. Alle Häuser sind beinahe gleich, und unterscheiden sich nur in Hinsicht auf ihre Größe, mit einem oder zwei Stockwerken, aus Mauersteinen gemacht, geweißt, und mit Dachziegeln bedeckt, versehen mit größeren oder kleineren Fenstern, nur mit hölzernem Gitterwerke verschlossen, da sehr wenige mit Glas ge-

ziert sind. Eine ungewöhnliche Menge von Kirchen erheben ihre platten und niedrigen Thürme über die kleineren Häuser, und die Klöster mitgerechnet, deren es hier zwölf giebt, kann man 32 solche zählen, welches für eine Stadt von 35000 Einwohnern hinreichend ist. Sowohl Kirchen als Häuser sehen stark aus, da sie ziemlich niedrig und dick gebaut sind, um besser den schwächeren Erderschütterungen zu widerstehen, die man bisweilen hier erfahren hat.

Bei unserer Rückkehr nach Hause besahen wir die große und schöne Cathedralkirche, deren Bau im Jahr 1814 vollendet wurde. Wenige Cathedralkirchen können vielleicht mit dieser in Hinsicht auf den reinen und einfachen Geschmack verglichen werden, der in der inneren Architectur herrscht. Sie ist indessen nicht ohne Reichthum, und das Gold glänzt in Menge beim Chor und Hochaltar hervor, auf dem ein Madonnenbild ist, das mit allen seinen Juwelen und Perlen sich auf einen außerordentlich hohen Werth belaufen soll. Zur Seite dieser Kirche liegt eine große Capelle, geschmückt mit vielen Oelgemälden, unter denen viele, so wie die gemalte Decke, sich durch ihre Schönheit auszeichnen. Die Façade dieses Tempels liegt nach dem großen Marktplatze, von dem er vermittelst eines langen und breiten über den Markt erhöheten Platzes aus gehauenen Steinen getrennt wird, der beinahe die ganze eine Seite des Markts einnimmt, und besonders des Abends zum Spaziergange von den vornehmeren Mannspersonen benutzt wird, die dann, hin und her gehend, dort ihre Cigarre rauchen. — Der Kirche grade gegenüber, über den Markt weg, liegt der Pallast der ehemaligen Vicekönige, nun Wohnplatz des Präsidenten, und jetzt bei der Abwesenheit desselben vom Vice-

präsidenten bewohnt. Dieses Haus hat weder äußere noch innere Schönheit, und besteht bloß aus einem zwei Stockwerke hohen, weiß abgeputzten steinernen Hause mit einem Altan und platten Dache und zwei niedrigeren Flügelgebäuden, von denen das eine zu den Kanzleien der Regierung, das andere zur Wache, zu Arrestantenzimmern u. s. w. gebraucht wird.

Etwas vom Markte entfernt, in einer der vornehmsten Gassen, liegt der Pallast des Senats — Palacio de los Senadores — der früher ein Theil des benachbarten großen Dominicanerklosters gewesen ist. Nachdem man auf einen großen, viereckigten Hof gekommen ist, führt eine breite steinerne Treppe nach einer geräumigen Gallerie, die die inneren Seiten des Hauses umgibt, und zum Corridor der Zimmer im oberen Stockwerke dient. Durch eine Thüre desselben kommt man sogleich in das Sessionszimmer des Senats, das aus einem langen und schmalen Saale besteht, wo hölzerne Schranken die Plätze der Senatoren von den Zuhörern trennen, die hier freien Zutritt haben. Am weitesten nach oben im Saale ist der erhöhete Stuhl des Präsidenten, geschmückt mit rothem Damast, über welchem Bolivars Bildniß in Lebensgröße hängt. Dem zur Seite ist der Tisch des Secretairs, und längs den Schranken stehen 48 Stühle für die Senatoren. Nur eine kleine Anzahl von ihnen war jetzt besetzt, weil der Gegenstand dieses Tags von keinem sonderlichen Gewichte war, sondern in dem Vorlesen einer Menge Bemerkungen über verschiedene Dinge bestand. Mein Begleiter wies mir indessen die ausgezeichnetsten Mitglieder, unter denen der Präsident Baralt, Señor Valarino und Doctor Soto insonderheit wegen ihres Liberalis-

mus bekannt sind, und der letztgenannte wird außerdem als ihr bester Redner betrachtet. — Nachdem wir eine Weile dies vornehmste Sessionszimmer der Republik Columbien betrachtet hatten, dessen Aussehen eben nicht so besonders erhaben oder imponirend ist, begaben wir uns nach der gerade gegenüber liegenden Kammer der Repräsentanten — Palacio de los Diputados — die mit der vorher beschriebenen viele Aehnlichkeit hat. Ueber dem Gange nach der Diele, welche ins Sessionszimmer führt, ist al fresco ein allegorisches Bild mit verschiedenen Attributen gemalt, worunter man auch die Trompete der Fama entdeckt, aus der in großen Buchstaben herausgestoßen wird: No Patria sin leyes — kein Vaterland ohne Gesetze. — Der Saal selbst ist länger aber schmaler, als der des Senats, und im Ganzen weniger Ehrfurcht gebietend. Ein länglichtes, blau gemaltes hölzernes Staket schließt eine Menge Stühle in demselben Geschmacke ein, und läßt nur einen schmalen Raum an den Wänden für die Zuhörer frei. Der Stuhl des Präsidenten steht an der langen Seite des schmalen Saals, und ihm gegenüber der Tisch des Secretairs, über welchem ein großes, aber sehr schlecht gemaltes Bildniß Bolivars hängt. Der jetzige Präsident heißt Arbelo und unter den merkwürdigsten Mitgliedern nannte mein Begleiter die Señoren Martin, Mosquera, Torres und Pardo, in welchem letzteren ich sogleich meinen kleinen Postmeister von Cartagena erkannte. Sobald ich etwas näher gekommen war, überraschte mich der freundliche Alte mit einem halb lauten „Como 'sta mi amigo"? — Wie stehts, lieber Freund? — Man scheint sich hier auch eben nicht sehr zu geniren, und obgleich Stillschweigen befohlen ist, stört man es nicht selten mit ge-

genseitigen Unterredungen und Begrüßungen. So wie ehemals im Französischen Nationalconvente, hat man hier Berg und Ebene, — el Monte y la Playa — wodurch sich die mehr oder weniger liberale Seite der Kammer von einander scheiden; zu der letzten Partei gehören beinahe alle Priester. Man war jetzt mit der Wahl eines Ausschusses beschäftigt, der nach Auflösung des Congresses hier bleiben sollte, um einige im Laufe desselben nicht fertig gewordene Angelegenheiten zu betreiben. Dies geschah vermittelst geschriebener Zettel, und da die Kammer ihren Mitgliedern keine besonderen Bequemlichkeiten zum Schreiben bestand, mußten sie nun ganz ohne Umstände an den Tisch des Secretairs gehen und eine Feder leihen, um auf ihr kleines Papierstück die Namen ihrer Candidaten aufzuzeichnen, wenn sie nicht selbst mit einer Bleifeder versehen waren. Der Secretair ging darauf herum, und sammelte die Zettel in einer kleinen gläsernen Schaale ein, worauf er sie zählte und laut auflas.

Unterdessen war mit diesen Spaziergängen und Besuchen der ganze Vormittag verstrichen, und es war nun Zeit Mittag zu essen, da wir einem Hause vorbei gingen, wo ein über der Thüre angebrachtes Schild mit dem Worte Fonda uns zeigte, daß hier ein Speisequartier sey. In Bogotá giebt es nämlich außer Posadas, die unseren geringeren Wirthshäusern entsprechen, auch eine Art Erfrischungsstellen, Namens Fondas, wo man außer Speisen auch verschiedene andere Erfrischungen erhält. Wir gingen also hinein, und fanden ein ziemlich großes Zimmer, an dessen einem Ende der Bezahlungstisch stand, hinter welchem die Wand mit einem offenen Schranke besetzt war, und eine

Menge Liqueurflaschen, gläserne Geräthschaften mit eingemachten Früchten, Backwerk und so weiter enthielt, was alles zusammen an die Buden unserer Conditors erinnerte. An den anderen Wänden standen kleine gedeckte Tische, an einigen derselben saßen essende Gäste. — Ohne grade gerne auf Wirthshäuser zu gehen, fühlte man sich gleichwohl auf eine angenehme Weise von diesem unerwarteten und bis jetzt in diesem Lande fremden Anblicke überrascht, und dies um so mehr, da er bewies, daß man sich nun in einer Stadt befand, die in dieser Hinsicht einige Aehnlichkeit mit größeren Städten in anderen Ländern hatte. Indessen waren, obgleich das Zimmer ziemlich Europäisch aussah, die Gäste ganz Columbisch, denn sie saßen alle und aßen mit dem Mantel auf den Schultern und dem Hute auf dem Kopfe, zwei Kleidungsstücke, die hier an ihren Besitzern festgenagelt scheinen, und das letztere wird niemals abgenommen, wenn es nicht in der Kirche ist, oder beim Begegnen einer geistlichen Procession. — Wir setzten uns bei einem Tische, wo schon zwei solche Herren saßen, die gleich darauf ihre vorher verlangten Portionen bekamen; aber kaum hatten sie sie vom Aufwärter erhalten, so schoben sie sie über den Tisch uns zu mit einem „Quiere Usted Señor?“ — Ist Ihnen gefällig, mein Herr? — Ich kann nicht läugnen, daß ich durch diese sonderbare Artigkeit so überrascht ward, daß ich nicht wußte, was ich darauf antworten sollte, sondern mich in der Verlegenheit an meinen Freund wandte, der grade mit einem „Muchas gracias“ — Vielen Dank — den Teller des Anderen seinem Eigner wieder hinschob; und um auf irgend eine Art meine Unartigkeit gegen meinen Vis-à-vis wieder gut zu

machen, der noch auf Antwort wartete, schob ich ihm nun den Teller mit beiden Händen zurück unter der superlativen Danksagung „Muchissimas gracias, Señor.“ — Obgleich sie sogleich beide ganz stille, ohne weiter zu nöthigen, ihre Portionen zu verzehren anfingen, als wenn dies alles gar nicht geschehen wäre, wußte ich doch nicht, wie dies betrachtet werden sollte; denn ob ich gleich ihre große Artigkeit bei ähnlichen Vorfällen in ihren eigenen Häusern kannte, glaubte ich doch, daß sie auf den Stellen verschwände, wo man Alle für ihr Geld bewirthete, und auf der anderen Seite dünkte mir, daß weder mein Freund noch ich so hungrig oder eilig aussahen, daß sie glauben konnten, uns einen wirklichen Dienst zu beweisen, wenn sie uns ihr Essen überließen. — Bald erfuhr ich indessen die rechte Meinung dieses Gebrauchs, da unsere Portionen anlangten, denn nun brauchten wir von unserer Seite Repressalien, und unsere Teller wurden ordentlich angeboten und abgeschlagen, und zwar nach dem schon genannten Formular, so daß das ganze Anerbieten nichts anders als eine leere Artigkeit ist, mit der so wenig etwas gemeint wird, daß es Aufsehen erregen würde, wenn sie angenommen würde. Auch belustigte ich mich in der Folge eben so häufig rechts und links meine Portionen auszubieten, als ich oft in Versuchung gerieth zu erfahren, was für eine Fassung meine artigen Señoren behalten haben würden, wenn ihr Quiere Usted? mit einem Si Señor! beantwortet worden wäre.

In diesen Fondas ist gewöhnlich meistens ein Billard, das selten unbesetzt steht, denn außer den wirklich Stoßenden, die immer um Geld spielen, nehmen oft die Umhersitzenden durch Wetten über die ersteren am Spiele Antheil.

Während der Zeit sieht man die letzteren sich oft mit Kartenspielen beschäftigen, und nicht selten habe ich Herren von vornehmerem Stande ihre Karten aus der Tasche ziehen sehen, um mit einem Kameraden auf dem zwischen ihnen befindlichen Raume der hölzernen Bank die edle Zeit zwischen dem Anfange und dem Ende der Partie Billard nicht zu verlieren. Man ist auch in Bogotá eben so sehr, wenn nicht noch mehr dem Spiele ergeben, als in dem übrigen Lande, auch giebt es hier noch viele heimliche Spielhäuser, wo hohe Hazardspiele gespielt werden, obgleich solche Häuser von der jetzigen Regierung verboten sind.

Am meisten zeichnen sich unter ähnlichen Vergnügungen die Hahnengefechte aus, die in Bogotá ordentlich jeden Sonn- und Montag Nachmittag auf einem eigends dazu erbauten Theater gehalten werden, zu denen das Entrée einen halben Real kostet. Nachdem man durch ein lärmendes Gewimmel von schwatzenden Kerlen nnd schreienden Hähnen über eine Art Vorhof nach dem Hause gelangt ist, kommt man zuletzt an einen mit einer doppelten Logenreihe eingefaßten Circus, wo niedrige hölzerne Schranken die Zuschauer vom Kampfplatze trennen, der einen kleineren Zirkel bildet, und überall mit feinem Sande bestreut ist. In einer der vornehmsten Logen sitzt der Director dieses Schauspiels, der mit einer Glocke das Signal zum Anfange jedes Gefechts giebt. Zu dem Ende treten die Eigenthümer der Hähne hinein, jeder hält seinen schon bewaffneten Hahn unter dem Arme, um zwei andere Kerle zu treffen, die mit einer zerschnittenen Citrone die Waffe des Hahnes erst bestreichen, und dann dieselbe mit Wasser und einem Handtuche sorgfältig abtrocknen, um dadurch ihre mögliche Vergiftung zu vernich-

ten. Diese Waffe besteht in einem schmalen und etwas gekrümmten Federmesserblatte, drei bis vier Zoll lang, das wohl polirt und scharf geschliffen mit einem Riemen an den Sporn des Hahns gebunden, und sonst mit vieler Sorgfalt in einem eigenen Futterale verwahrt wird. Den Hähnen selbst, welche eigends zu Kämpfern aufgezogen werden, schneidet man zeitig den Kamm und Bart als empfindlichere und leicht verwundbare Theile und einigen auch den Schwanz ab. Man füttert sie sehr gut, gebunden mit einer kurzen Schnur um den Fuß, die sie hindert aufeinander loszustürmen, da gewöhnlich mehrere an einem Orte aufgezogen werden, um durch das beständige gegenseitige Betrachten so viel böser zu werden. Auf das nächste Signal mit der Glocke entfernen sich alle vom Kampfplatze, auf den man nun die beiden Hähne in einiger Entfernung von einander aussetzt. Beinahe als wüßten sie selbst wie gefährlich sie bewaffnet sind, und daß es hier auf einen Kampf auf Leben und Tod ankommt, gehen sie nun gewöhnlich erst eine Zeitlang und sehen einander an, und während dieser kurzen Pause werden die meisten Wetten gemacht. Allein bald stürmen sie auf einander zu, und gewöhnlich dauert der Streit nicht viele Secunden, bis einer von ihnen, oder auch beide, triefend vom Blute daliegen. Um nun noch mehr überzeugt zu werden, wer der Sieger ist, nehmen die Eigenthümer sie nun in beide Hände, und halten sie einander gegenüber, da denn der stärkste dem überwundenen immer einen Hieb mit dem Schnabel giebt, der ihn dagegen zu vermeiden sucht. Nun werden die Wetten in Richtigkeit gebracht, die sehr oft bedeutend sind, und zuweilen sich auf hundert Dublonen oder 1600 Piaster belaufen, und ich selbst hörte

während des Kampfes das Geschrei: „Veinticinco onzas porel colorado!“ — „Cincuenta onzas por el negro!“ — Fünf und zwanzig Dublonen für den rothen! — Funfzig Dublonen für den schwarzen! — und so weiter. Gewöhnlich nehmen auch die größten Hahnenfechter einen kleinen Beutel voll Dublonen mit, der von einem Negersklaven getragen wird, und die Leidenschaft für diese Hahnengefechte ist so groß, daß mehrere vornehmere Herren für eigene Rechnung eine große Menge Hähne aufziehen. Eben so sonderbar und lächerlich ist es zu sehen, daß ein solcher besser gekleideter Señor, seinen unter dem Mantel versteckten Lieblingshahn hervornimmt. Insbesondere schien ein reicher Kaufmann, Namens Arrublas, für diese Sache äußerst leidenschaftlich eingenommen zu seyn, und man behauptete von ihm, daß er eine Anzahl von mehr als 200 Hähnen hätte, die alle aufs sorgfältigste zu diesem närrischen und für einen Fremden scheußlichen Schauspiele aufgezogen würden.

Außer diesem haben die Bewohner Bogotás kein anderes Schauspiel, denn obgleich es dort ein sehr großes und wohlgebautes Theater giebt, so wird doch höchst selten darauf gespielt, da seit der Zeit der Spanier keine Theatertruppe im Lande ist; und nur wenn eine feierliche Gelegenheit Anlaß zur Aufführung eines Stücks giebt, wird es von den Studenten des hiesigen Collegiums aufgeführt, die, wie man sagt, gut spielen sollen, und den Mangel an Personen von ungleichem Alter und Geschlechte durch einen wetteifernden Reichthum in glänzenden Kleidern zu ersetzen suchen.

Was aber die Stiergefechte betrifft, so scheinen sie sowohl hier als in den übrigen Theilen der Republick zu einer wahren Parodie auf das, was sie bei den Spaniern gewe-

fen sind, ausgeartet zu seyn, und mit diesen verglichen, sind sie eher solchen Vorstellungen ähnlich, womit sich Kinder nach dem Besuche einer reisenden Schauspielergesellschaft belustigen; und die den Zuschauern natürlicherweise mehr als ein nachahmendes Spiel vorkommen, als wie ein Schauspiel, das zum Hinreißen des Publikums gegeben wird. Wenigstens kam es mir immer so vor, wenn ich sowohl hier, als in den schon besuchten Oertern einen Stier, oder eben so oft einen Ochsen sah, der mit einer Linie um die Hörner von einer Menge Neger und Indianer gereizt, oder richtiger in Schrecken gesetzt ward, die mit Taschentüchern und Bettdecken die Banderillos vorstellten, während die Picadoren nur mit kurzen Stöcken bewaffnet, von denen das eine Ende mit einer Nadel, und das andere mit einem angezündeten Schwärmer versehen, durch Bewerfen mit denselben die Verwirrung des Thiers noch zu vermehren suchten, die durch das unaufhörliche Geschrei und den Lärmen der Zuschauer aufs äußerste steigt. Das Beste von allem ist, daß man wenigstens diesen Spielen kein Blutvergießen vorwerfen kann, denn wenn auch einige Gefahr für die Picadoren entstehen sollte, so kommt man dem Stoße des Stiers sogleich durch die in seinen Hörnern befestigte Linie zuvor, oder hält ihn dadurch ab, und was das Thier betrifft, so hat es auf dem Kampfplatze keinen Matador zu befürchten, wenn es nicht etwa nach dem Ende des Streites einem weniger ehrenvollen und unbemerkteren Tode durch die Hand eines gewöhnlichen Schlächters entgegen geht. Solche Stiergefechte werden zuweilen auf dem Plaza-Mayor in Bogota gehalten: indessen behauptet man, daß sie immer

mehr und mehr aus der Mode kommen, und mit der Zeit vielleicht ganz aufhören werden.

Mitten auf diesem geräumigen Marktplatze erhebt sich ein großer aus gehauenen Steinen aufgeführter Springbrunnen, in welchen das Wasser unter der Erde von den benachbarten Bergen geleitet wird. Der Markt selbst ist gut gepflastert mit einer Menge Trottoiren, welche etwas bogenförmig von dem genannten Brunnen ausgehen. Längs den auf den Seiten liegenden breiten Trottoiren laufen große und tiefe Rinnen, eben so wie in der Mitte auf den Gassen; und da die ganze Stadt eine abschüssige Lage hat, sind sie immer mit klarem, von den Bergen kommenden Wasser angefüllt, besonders jetzt in der Regenzeit, da sie zu einer solchen Breite anschwellen, daß es für die Fußgänger unmöglich ist, sie anders als auf den kleinen steinernen Brücken zu passiren, die man an den Straßenecken über sie gelegt hat. Natürlich tragen sie viel zur Gesundheit und Reinlichkeit der Stadt bei, und einer der hiesigen Spanischen Vicekönige hatte vollkommen Recht zu den Aeußerungen, da er das Regenwasser einen der vornehmsten Polizeibedienten in Bogotá nannte. Mehrere der vornehmsten Gassen gewähren auf ihren breiten Trottoiren Spaziergänge, wo man gegen den Regen geschützt ist, da sie meistens durch die weit von den Häusern auslaufenden Dächer und Balkons bedeckt sind, und, obgleich sparsam, werden sie doch einen Theil der Nacht durch Laternen an den Ecken der Gassen erleuchtet.

Auf den Gassen, die dem Markte am nächsten liegen, oder mitten in der Stadt, haben die Häuser meistens zwei

Stockwerke, von welchen das untere mehrentheils zu Verkaufsbuden, Werkstätten oder Magazinen gebraucht wird, und das obere dagegen aus den Wohnzimmern selbst besteht. In diese kommt man auf einer breiten steinernen Treppe, welche zu einer nach dem Hofe offenen Gallerie führt, von wo man in den vermögenderen Häusern eine hübsche Aussicht über das mitten auf dem Hofe befindliche Blumenbette hat, so wie auf die Menge von Blumentöpfen, womit oft die Balustrade dieser Gallerie besetzt ist. Von hier gehen die Thüren nach den Zimmern, die außer einigen kleineren Arbeitszimmern und dem Schlafzimmer, vornehmlichst aus dem Eßsaale und dem Visitenzimmer bestehen. Das was beim Eintritte die meiste Aufmerksamkeit erregt, sind die Fußdecken, deren es in allen Zimmern in Bogotá giebt, und die im allgemeinen aus dicht geflochtenen Strohmatten bestehen, die doch nach und nach in den reicheren Häusern von Europäischen Fußdecken verdrängt werden. Man betrachtet sie als nothwendig gegen die Kälte, die des Nachts in der Regenzeit das Thermometer oft auf zehn Grade senkt. Indessen giebt es keine Oefen; und in sehr wenigen Häusern haben die Zimmer des oberen Stockwerks ein anderes Dach als das des Hauses selbst, und noch wenigere haben gläserne Fenster, sondern nur hölzerne Gitter und Fensterladen, womit sie des Nachts verschlossen werden, und in den kleineren Zimmern ist kein anderes Fenster als die Thüre. Nicht selten sind jedoch die Wände der besseren Zimmer mit papiernen Tapeten versehen, und obgleich die Mobilien weder zahlreich noch schön sind, so nähern sie sich doch den unsrigen etwas mehr als man dies sonst in diesem Lande fand. Im Visitenzimmer stehen ein halbes Dutzend altmodische,

gestopfte Lehnstühle, und zuweilen ein Sopha derselben Art, der zugleich mit einigen kleinen Tischen, einem ziemlich großen Spiegel, und vielleicht einigen Gemälden auf den bunt gemalten Wänden, zusammen ein Ameublement bildet, das wohl eben nicht sehr elegant, aber doch eben so angenehm als ungewöhnlich für den Fremden ist.

Da das Clima hier gemäßigt, oder richtiger mit Hinsicht auf das Land kalt ist, denn das Thermometer geht selten über 20 Grade, so giebt dies zu einer sonderbaren Ungleichheit in der Kleidung des Volks Anlaß, alles im Verhältnisse nach der Empfindlichkeit eines Jeden für Kälte und Wärme, oder richtiger nach dem Geschmacke und dem Vermögen des Einzelnen die allgemein herrschende Schwäche für kostbare Kleider zu befriedigen, und oft habe ich auf Calle-Real — Königsstraße —, welches die vornehmste Gasse in Bogotá ist, mit Vergnügen Kleidungen gesehen, die wegen ihrer kontrastirenden Ungleichheit eher zufällige Trachten zu seyn schienen, um die verschiedenen Zonen zu bezeichnen, als beständig getragene Kleidungsstücke der Bewohner einer und derselben Stadt. So sieht man dort z. B. einen Herrn ganz in seinen blauen Mantel gehüllt, und den schwarzen Castorhut tief auf die Stirne gedrückt, mit gravitätischen Schritten langsam über das Trottoir schreiten, in Gesellschaft eines anderen, dessen leichter Hut aus Wurzeln und leinene Jacke ihn nicht eben so sehr zu geniren scheinen, und zugleich das geringere Ansehen des Besitzers verrathen. Auf der anderen Seite hingegen kommen einige Frauenzimmer von geringerem Stande, mit bloßem Haare, Shawls, und leichteren Kleidungen, aber barfuß oder mit Alpargaten, welche mit neidischer Aufmerksamkeit die Kleidung der vor

ihnen gehenden vornehmeren Damen zu mustern scheinen, die in dem vorher genannten kleinen Castorhute, der Mantilla und schwarzem seidenen Rocke, seidenen Strümpfen und seidenen Schuhen besteht. Etwas weiter hin begegnen ihnen eine Anzahl Damen, deren Kleidung etwas von der ihrigen abweicht, und sich dadurch zugleich der Europäischen nähert, da der kleine schwarze Castorhut entweder anderen mehrfarbigen Hüten mit eben so gefärbten Federn oder auch Strohhüten mit künstlichen Blumen Platz gemacht hat, und die dunkle Mantilla von einem prahlenden wollenen Shawl verdrängt ist, der indessen noch eben so wie die Mantilla befestigt wird, die obere Ecke unter den Hut gesteckt, die mittelsten über die Brust gehalten, und die unterste hinten weit herabhängend. Dicht auf sie folgten Arm in Arm zwei Stutzer Bogotás, deren incroyable Kleidung keine andere Aehnlichkeit mit einander hatte, als daß sie beide beinahe gleich unpassend für das Clima waren, denn der eine stolzirte im Ueberrock mit Pelzkragen, gefutterter Mütze und Stiefeln, während der andere in seinem Frack, leinenen Pantalons, seidenen Strümpfen und Schuhen einherschritt. Wenn sie nicht laut und fließend Spanisch gesprochen, und mit großer Grazie ihre Cigarre geraucht hätten, hätte man beinahe glauben müssen, daß es ein Russe und ein Franzose gewesen wären, die den Einfall bekommen hatten, hier die verschiedene Kleidertracht ihrer respectiven Nationen zu zeigen. — Am meisten zeichnet sich indessen die Menge der hier befindlichen Offiziere aus, die, da die mehrsten hier keinen Dienst thun, so viel besser mit ihren bunten Uniformen prahlen können, die meistens von ihnen selbst erfunden, nichts anders als stattliche Geschmacks-Uniformen sind,

und sich besser bei Spaziergängen in Bogotá, als für Feldzüge in Columbiens Wüsten passen, und dies um so mehr, da sie, übrigens in voller Uniform, sich beinahe niemals mit Waffen zeigen. Ohne Rücksicht auf einen angenommenen Gebrauch bei Militairtrachten sieht man sie die ihrigen mit glänzenden Revers und bunten Passepoils, ihre Kleidungsstücke mit goldenen und silbernen Tressen, Epauletten, Aiguilletten, Knöpfen u. s. w. in eben so glänzender als lächerlicher Mischung überladen, so wie ihre Tschacots und dreieckigten Hüte mit vielfarbigen Panaschen und Federn, so daß ich meines Theils niemals diese geputzten Herren sehen konnte, ohne darüber nachzudenken, ob nicht diese Thorheit sich so bunt und hervorstechend zu kleiden eine Folge des Climas seyn möchte, das sich zwischen den Wendekreisen besonders, in so mannigfaltig prahlenden bunten Farben bei seinen vierfüßigen Thieren und seinem Federvieh zeigt. — So sieht man z. B. einen langen Dragoner mit großen goldenen Epauletten auf einem hellblauen Husaren-Dolman, überladen mit silbernen Schnüren und Knöpfen; längs den scharlachrothen Mameluken laufen doppelte goldene breite Tressen auf die mit schrecklich großen Spornen versehenen Stiefel herab, und ein niedriger dreieckigter Hut, reichlich besetzt mit Panaschen, bedeckt diesen ganzen Putz, über welchen endlich ein langer dreifarbiger Husarenfederbusch schwebend in die Luft weht. Neben diesem konnte ein anderer daher kommen, der bei der Infanterie dienend, kein so schönes Feld wie der vorige hatte, seinen Geschmack in der Erfindung von Kleidertrachten zu üben, obgleich die großen silbernen Epauletten auf dem kleinen rothen Fracke mit seinen weißen Krempen und blauen Kanten, die hellgelben mit

silbernen Tressen besetzten Unterkleider, und der mit goldenen Quästen reich ausstaffirte Tschacot bewiesen, daß wenn ihr Besitzer nicht völlig so wie der vorige glänzte, die Schuld nicht an ihm lag. — Die Regierung hat indessen vor kurzer Zeit sich genöthigt gesehen durch eine allgemeine strengere Uniforms-Verordnung für die ganze Armee in Zukunft diese eigenmächtigen Trachten zu verhindern, und da dieser Befehl grade während meines Aufenthalts in Bogatá ausgefertigt wurde, so hatte ich oft Gelegenheit die beinahe einstimmige Unzufriedenheit der Officiere darüber zu hören, und oft war ich Zeuge lebhafter Zwiste über Kleinigkeiten in der Uniform; die sich eher für einen neulich ernannten Fähnrich, als für Officiere gepaßt hätten, die Bolivars meiste Feldzüge mitgemacht hatten.

Diesen berühmtesten General und Staatsmann Columbiens und ganz Südamerikas sah ich nicht, weil er sich jetzt in Peru aufhielt, kann also nicht genauere Nachrichten von diesem außerordentlichen Manne geben, als was ich hier im Lande von ihm erzählen hörte, wovon ich weiter unten reden werde. Nun hatte ich nur das Vergnügen den ersten Mann nach ihm zu sehen und zu sprechen, den Vicepräsidenten Santander, dem ich von dem hiesigen Mexicanischen Minister, Señor Torrens vorgestellt ward, mit welchem ich kurz vor meiner Ankunft hieselbst bekannt geworden war. Zu dem Ende wurde ein Sonntag Vormittag gewählt, zu welcher Zeit der Vicepräsident gewöhnlich Audienz giebt, und um eilf Uhr waren wir im Präsidentenpallaste, dessen Inneres eben so anspruchlos als sein Aeusseres ist. Nachdem man einigen so genannten rothen Husaren vorbei gegangen ist, die die Leibwache des Präsidenten ausmachen, und bei

der Hausthüre und den Eingängen in die Zimmer stehen, kommt man nach einer steinernen Treppe, die in die Gallerie des oberen Stockwerks führt, wo einer der vorher genannten Husaren die Thüre eines kleinen Vorzimmers öffnet, durch das man in das Audienzzimmer geht, welches aus einem ziemlich großen Saale besteht, versehen mit rothen Damastmeubles, einer Europäischen Fußdecke, drei Glaskronen, einigen Gemälden und Fenstern von Glas. Im oberen Ende des Zimmers ist das Schlafzimmer des Präsidenten, aus dem General Santander bald nach unserer Ankunft herauskam in einem blauen Ueberrocke und dunkelrothen weiten Hosen. Er ist ein starker, und hier zu Lande ungewöhnlich großer Mann, in seinen besten Jahren, mit einem offenen und freundlichen Gesichte, einem würdigen Aeußeren, und übrigens in seinem Benehmen mehr einem Europäischen General ähnlich, als der Vorstellung entsprechend, die man sich vielleicht im voraus von einem Süd-Amerikanischen Vicepräsidenten machen könnte. Obgleich er nicht in Europa gewesen ist, verräth ev eine hier ungewöhnliche Bekanntschaft mit diesem Welttheile, und da ich ihm ein Portrait Sr. Majestät des Königs überreichte, that er verschiedene Fragen sowohl über „el Reyno de Suecia“ — „su Capital Stocolmo“ — als auch über „el Rey Carlos Juans“ — Nachdem mehrere ihm ihre Aufwartung machende Herren gekommen waren, entfernten wir uns und verließen das Audienzzimmer, in welchem grade keine steife Etikette herrschte, da mehrere Anwesende ganz nachlässig gekleidet waren, und einer von ihnen sich in einem braunen Englischen Morgenrocke zeigte. Der einzige Bediente, der zu sehen war, die schlecht gekleideten Hu-

saren ausgenommen, war ein Mulatte in Alpargaten, aber ohne Strümpfe, der ganz, wie zu Hause, aus dem Schlafzimmer kam, um seinen Herrn nach etwas zu fragen; und wenn man im ganzen vielleicht das weniger Ceremonielle in diesem Audienzzimmer tadeln könnte, so hatte man dagegen nicht Ursache die gewöhnlichen Unannehmlichkeiten desselben ihm vorzuwerfen, ein langes Warten, Abhängigkeit von Kammerherren u. s. w.

Die Garnison in Bogotá, die aus zwei Bataillonen Infanterie und einem Schwadron der oft genannten rothen Husaren bestand, von denen nur 16 Mann beritten sind, ist weder so gut gekleidet noch exercirt als die übrigen Truppen der Republik, welche ich bis jetzt gesehen hatte. Besonders war es bei einem großen Feste, den 25. Mai, da man Gelegenheit hatte, sie in ihrem vollen Glanze zu sehen: und obgleich diese Truppen wahrscheinlich sehr gut, und vielleicht besser, als ein stattlicheres Garderegiment ihre eigentliche Bestimmung auf dem heißen Schlachtfelde ihres Landes und bei den beschwerlichen Feldzügen erfüllten, so kann man nicht läugnen, daß sie nun weniger Figur bei einer großen Parade in der Hauptstadt der Republik machten. Mit Ausnahme des kleinen Schwadrons, das bei der Gelegenheit mit Schnürstiefeln versehen war, um Spornen daran befestigen zu können, hatte die ganze Garnison weder Strümpfe noch Schuhe, sondern nur Alpargaten. Obgleich alle Uniformen von Tuch hatten, konnte man doch bei den meisten sehen, daß sie nicht nach ihrem Körper zugeschnitten waren, und die langen rothen Jacken des einen Bataillons mit seinen blauen Revers und Englischem Schnitte ließen den Zuschauer ahnen, was auch wirklich der Fall war, daß

sie früher ein größeres Englisches Regiment geziert hatten, und nach einer dortigen Uniforms-Veränderung an die kleineren Columbier verkauft worden waren. Das andere Corps zeigte eine eben so sonderbare als genaue Bezeichnung der Grade, denn da die Gemeinen rothe tuchene Unterkleider trugen, hatten die Unterofficiere weiße leinene, und die Officiere gelbe kasimirne. — Etwas vor dem Anfange des eigentlichen Festes übten sie sich in den unzählig vielen sonderbaren Handgriffen und Tempos, woraus das Spanische und darauf das Columbische Exercirreglement besonders besteht, und für den Fremden ist es ein ungewöhnlicher und zugleich lächerlicher Anblick eine so aufgestellte Linie eine halbe Stunde beinahe unaufhörlich nur gewisse ungleiche Bewegungen mit dem Gewehre ausführen zu sehen, die so ordentlich in einer langen Reihe aufeinander folgen, daß, nachdem das erste Commandowort ausgesprochen ist, es nur der Degenspitze des Officiers, oder des Trommelstocks des Trommelschlägers bedarf, um, wie auf einem Marionettentheater, alle übrigen hervorzubringen. Unter solchen Paradetempos zeichnet sich besonders das Fallen auf die Kniee aus beim Vorbeipassiren einer heiligen Procession, zu welchem Ende die ganze Linie nach vielen vorbereitenden Handgriffen, ihre Gewehre vor sich auf die Erde niederlegt, die Hüte abnimmt, und auf dem einen Knie ruhet, bis der langsame Zug der Fronte vorbeigekommen ist. Alle diese verwickelten Bewegungen sind natürlicherweise von einer noch geringeren militairischen Schönheit, wenn sie von solchen Truppen, wie die hiesigen sind, ausgeführt werden, die in dieser Hinsicht weit der schon genannten Garnison in Cartagena nachstehen, und wenn man in Hinsicht auf Kleidung,

Haltung und Aussehen, die Truppen in Cartagena und Bogotá mit einander vergleichen wollte, von denen das erstere an der Küste liegt, und also der Musterung des Fremden mehr ausgesetzt ist, als das letztere, welches weit ins Land hinein liegt; so kommt es einem vor, als wenn die Regierung von Columbien es so bei ihrer Vertheilung gemacht hätte, wie ein reisender Theaterdirector, der bei Aufführung eines größeren Stücks nur die ersten Personen von besser gekleideten Schauspielern spielen lassen kann, und die unbedeutenderen Rollen mit profanen Subjekten auszufüllen gezwungen ist, unter deren zusammengesuchten Rittertrachten Uniformsstücke gefunden werden, die eher die Rüstkammer des Orts als die Garderobe des Theaters verrathen.

Das oben genannte religiöse Fest war das für die katholische Kirche merkwürdige Corpus Christi — Christi Leib — das, obgleich es nicht von den Protestanten gefeiert wird, bei den Katholiken doch als eins der heiligsten angesehen, und mit demselben, vielleicht noch größerem Pompe als Weihnachten gefeiert wird. Da an mehreren vorhergegangenen Stellen von Festen, Processionen u. s. w. ohne eine weitere Beschreibung derselben geredet ist, so möchte es hier wohl an seinem rechten Platze sein, etwas näher darüber zu reden, besonders da es in Hinsicht auf Feier und Ort mit einer Pracht und einem Lärmen begangen ward, das alles, was ich bis jetzt von diesen Dingen gesehen hatte, bei weitem übertraf. — Schon acht Tage vor dem Feste fing man an, Anstalten dazu zu machen, und sowohl an den Ecken des großen Marktplatzes, der das eigentliche Theater dieses Schauspiels ist, als auch an den zunächst liegenden Straßenecken, große, reich geschmückte Altäre zu

erbauen, die überbaut und nicht eher als den Feiertag selbst abgedeckt werden. Den Abend zuvor wurde indessen der Anfang des Festes vermittelst eines großen Feuerwerks auf demselben Markte angekündigt, wobei, wie gewöhnlich, Raketen, Sonnen, Schwärmer u. s. w. eben so ordentlich als einförmig auf einander folgten, bis endlich die letzte Abtheilung kam, die aus vier dreimastigen Schiffen bestand, die auf gezogenen Linien von Stahldrath mit einer in der wahren Bedeutung des Worts brennenden Fahrt zwischen dem mitten auf dem Markte stehenden Brunnen, und den an den Ecken befindlichen Altären hin und her flogen, unter einem beständigen Schießen und Bombardiren, bis sie, das eine nach dem anderen mit einem starken Knalle in die Luft flogen, und dadurch zugleich dem Kampfe und dem Feuerwerke ein Ende machten. Der Abend war dunkel und hiezu sehr passend, und die große Volksmasse bekam kaum Raum zwischen den Häusern und dem kleinen Platze, den man mit Linien mitten auf dem Markte eingeschlossen hatte, um den Feuerwerkern Ruhe zu verschaffen, und niemals war der Beifall lauter als dann, welches nicht so ungewöhnlich ist, wenn eine der Raketen oder Schwärmer unter die Menge fuhr. Früh Morgens am folgenden Tage wurden alle Altäre abgedeckt, oder richtiger es wurde die eine Seite der sie umgebenden Tabernakel geöffnet, die mit einer unzähligen Menge glänzender Sachen angefüllt waren, ohne Geschmack und Auswahl, religiöse und profane, in der sonderbarsten Mischung bei einander aufgethürmt. So z. B. sieht man in einem, zur Seite des reich geschmückten Bildes der Jungfrau Maria, ein Französisches Gemälde, Venus im Bade vorstellend. In einem anderen dagegen steht der

Kelch und die übrigen silbernen Gefäße der Kirche auf demselben Tische mit vergoldeten silbernen Schaalen, Trinkgeschirr, Bechern, Schüsseln und Tellern, und sonstigen kostbaren weltlichen Tischgefäßen. In dem dritten hängt ein Crucifix zwischen Spiegeln und Portraits, und in allen sind die Wände mit einer Art Mosaik von geistlichen Kleinodien, Heiligen- und Apostelbildern, ernsthaften Gemälden und Kupferstichen, Rosenkränzen, Blumen, Bändern u. s. w. bedeckt. Mit einem Worte man kann sich keinen Begriff davon machen, auf was für eine sonderbare Art diese Altäre vollgepfropft sind, und anfangs ist es schwer zu begreifen, welcher Norm man bei dieser Ausschmückung gefolgt ist, oder ob sie nicht vielleicht eine Art sonderbare Galanteriebuden sind, bis man endlich findet, daß man, ohne eine andere Absicht, als Glanz und Prahlerei, alles hieher gebracht hat, was das Auge ergötzen kann, um auf diese Weise die geistlichen Kostbarkeiten zu schmücken. Alle Balkone des Marktes sind außerdem mit hervorstechend gefärbten Zeugen, Shawls, Decken u. s. w. versehen, und alles wird in den glänzendsten und buntesten Zustand versetzt, um dieses heilige Fest würdig zu feiern.

Etwas später am Tage fangen alle Glocken in den vielen Kirchen und Klöstern der Stadt an den Anfang der Feierlichkeit selbst, oder den Abzug der Procession von der Cathedralkirche zu verkündigen, und nun fängt ein Zug an, der dem Protestantischen Fremden ein Schauspiel giebt, wovon er sich wohl nie hätte eine Idee machen können, wenn er auch vielleicht geahnt hätte in den vorher genannten Tabernakeln eine Ankündigung desselben zu lesen. Obgleich im Grunde einige Aehnlichkeit mit dem da ist, was man in

dieſer Hinſicht in Europas katholiſchen Ländern findet, iſt es hier durch die Ungleichheit des Landes, des Climas und des Volkscharakters zu einer Art Carnevals-Proceſſion, oder richtiger zu einer Art religiös-komiſchen Farce ausgeartet, wovon die Idee in dem Gehirne eines katholiſchen Prieſters erzeugt, nur von einer tropiſchen Sonne ausgebrütet werden kann, und deſſen Beſchreibung eher die Geburt einer überſpannten humoriſtiſchen Phantaſie, als die Copie des Gemäldes zu ſeyn ſcheint, welches dieſes Feſt jetzt vorſtellte. — Der Zug wird von einigen großen offenen Karren eröffnet, in denen eine Menge reich ausgeſchmückter Kinder, Perſonen aus der bibliſchen Geſchichte vorſtellend, von Negern in Parade gezogen werden, die zu Rittern mit Helmen, Lanzen und Schildern verkleidet ſind. Unter den Perſonen des alten Teſtaments zeichnet ſich in der erſten Equipage König David mit ſeiner Harfe, an der Seite Bathſebas aus. In einer anderen Karre fährt der ſtolze Ahasverus mit der Königin Eſther, und darauf Mardochai, der den Reichsverräther Haman am Kragen hält. Zuletzt kommt der keuſche Joſeph, reitend auf einem kleinen weißen Klepper, ſehr gut gekleidet, und verſehen mit einer goldenen Reitpeitſche und Spornen von Gold. Außer zwei Rittern des zuvor genannten ſchwarzen Ordens, die ſein kleines Pferd am Zügel halten, wird er von einer kleinen Leibgarde zu Fuß escortirt, beſtehend ebenfalls aus reich gekleideten Kindern. Da alle jetzt genannte hohe Perſonen nur von Kindern der vornehmſten und reichſten Familien in der Hauptſtadt geſpielt werden, die mit einander wetteifern, dieſe kleinen Schauſpieler auf das glänzendſte zu ſchmücken, ſo prahlen ſie auch mit den reichſten Koſtbarkeiten, Perlen,

Diamanten, Gold und edlen Steinen, und man behauptete, daß die Königin bei dieser Gelegenheit 10,000 Piaster werth war. — Hierauf folgt nun ein Zug anderer Art, bestehend aus einer Menge wilder Thiere, wie Eidechsen, Schildkröten, Tigern, Schlangen, Krokodilen, u. dgl. m. die verfertigt aus gemaltem Zeuge in kolossaler Größe von darunter gehenden Menschen getragen werden; und besonders war es eine Schildkröte, so groß wie das Boot eines Schiffes, auf deren Rücken ein Negerknabe saß, die viel Vergnügen und Beifall bei dem entzückten Pöbel erweckte durch die verschiedenen Manöver, die sie mit ihrem beweglichen Kopfe und Halse machte, eben so wie ein erschrecklich langes Krokodil, das mit seinem fürchterlichen Rachen die naseweisesten Jungen in die Füße biß. — Nach diesen kam eine Anzahl abscheulich vermummter Personen, welche nach einer Pfeife, Trommel und Castagnetten ein Ballet tanzten, zugleich mit einer Abtheilung Teufel, die ausgerüstet mit langen Schwänzen, Hörnern und Pferdefüßen, und bewaffnet mit zischenden Schwärmern, Knallpulver und ähnlichen Feuerwerkeranstalten, sich unter einem beständigen Rückzuge vor dem Erzengel Michael vertheidigten, der aufs prächtigste in weißes Seidenzeug und große purpurne Flügel gekleidet, mit einem bloßen Schwerte dem vor ihm kriechenden, dreiköpfigen Drachen fürchterliche Hiebe gab, der zugleich mit ihm selbst auf einem großen Palankin von acht schwarz gekleideten maskirten Kerlen getragen wurde. Je nachdem nun dieser heldenmüthige Engel sowohl den Drachen als auch die Teufel mit allem ihren vorangehenden Anhange von Menschen und Thieren vor sich her treiben kann, rücken wieder einige Karren auf die Scene,

in welche eine Menge Schaafe und zu Hirten verkleideter Kinder unter Zweigen und Blumen gepackt sind. In einem anderen solchen Wagen reisen die drei Weisen des Morgenlandes, aufmerksam den großen leuchtenden Stern betrachtend, der auf einem langen Bambusrohr vor ihnen her getragen wird. Endlich kommt die Jungfrau Maria mit dem Kinde, auf das prächtigste geschmückt, und begleitet von Joseph mit seiner Axt und einem ganz ansehnlichen Barte. Dann fängt die Procession selbst an, die aus einer unendlichen Reihe Priester, Mönche, Schüler, Chorknaben ꝛc. besteht, alle mit angezündeten Lichtern in den Händen. Gegen das Ende dieser Reihe und zwischen den Priestern geht ein Glied von den jungen und schönsten Mädchen der Stadt mit weißen, mit Rosen geschmückten Kleidern, die Räuchergefäße, Blumenkörbe u. dgl. m. tragen. Nach ihnen folgt eine Gruppe Indianischer Jungen, die um eine Stange herum tanzen, an deren obersten Ende ein großer Granatapfel sitzt, von dem farbige seidene Bänder ausgehen, die die Knaben festhalten. Dann kamen zwei Lamas, die neulich aus Peru gekommen, eine Merkwürdigkeit waren, und also mit bei der Procession seyn mußten. Diese scheuen Thiere mit ihren langen graden Hälsen und wilden Köpfen, schienen auch sehr verwundert zu seyn, sich mit in der langen Reihe zu befinden, und nur mit vieler Mühe konnten ihre Führer sie vermittelst des Halfters zwingen mit gehörigem Anstande in dieser feierlichen Procession zu spazieren. Zuletzt kommt eine Reihe Musikanten, die, als Römische Soldaten gekleidet, Violine spielen; und dann der Vicepräsident, die Minister und die höchsten Beamten des Staats, alle in voller Galla. Zuletzt kommt die Garnison, die mit

gesenktem Gewehr, und den Tschacot unter dem Arme den langen und sonderbaren Zug beschließt. — Sobald der vornehmste Bischof an den ersten der an den Ecken befindlichen Altäre gekommen ist, wird Halt gemacht; aller Lärm und die Musik schweigt, und die ganze Volksmenge fällt auf die Kniee, während der Priester eine Menge Gebete lieset, nach deren Beendigung ein kleines hinter dem Altare befindliches Feuerwerk mit vielem Geknalle und Schießen abgebrannt wird, worauf sich der Zug nach dem nächsten Altar verfügt. So geht es nun mehrere Stunden hinter einander fort, bis alle Altäre besucht sind, da denn der Zug nach der Kirche zurückkehrt, in der er nach einer unzähligen Menge Ceremonien am Hochaltare aus einander geht. — Nach Beendigung der Procession fängt das Erklettern der hohen Stangen an, die man zu diesem Endzwecke auf dem Marktplatze aufgeführt hat, und an deren Spitze verschiedene Preise hängen, bestehend in seidenen Halstüchern, Hüten, Zeugen u. s. w. und das ganze Fest schließt sich mit einem Stiergefechte auf dem großen Marktplatze in demselben Geschmacke, wie schon erzählt ist.

Acht Tage hierauf ward dasselbe große Schauspiel zum zweiten Male gegeben, eben so wie man auf dem Theater oft dasselbe Stück wiederholt, nachdem man einmal alle die kostspieligen Decorationen und das Einstudiren der Rollen in Ordnung gebracht hat, und der Fremde erhält hierdurch bessere Gelegenheit den vielen verschiedenen Scenen mit seinen burlesken Personen zu folgen, die sich bei der ersten Vorstellung in einer so unordentlichen Menge auf einander häuften, daß ihre genaue Beschreibung dann unmöglich wäre. Inzwischen thut man vielleicht am besten, auch nach

dieser Vorstellung sein Urtheil über das Ganze, so wie über die Wirkung, die dieses religiöse Fest möglicherweise hervorbringen könnte, aufzuschieben, und so wie gewisse Recensenten von Theaterstücken, das eigene Urtheil darüber hinter einer bloßen Aufzählung der ausgezeichnetsten Scenen zu verbergen.

Alle Freitage wird ein großer Jahrmarkt auf dem Plaza-Mayor in Bogotá gehalten, der im ganzen den vorher beschriebenen ähnlich, sie doch alle in Hinsicht auf seine Größe und die bisher nicht gesehene Abwechslung von Menschen und Waaren übertrifft. Man behauptet, daß hier an jedem solchen Tage für mehr als 10,000 Piaster verkauft wird, und ausgenommen, daß man unter den hier beschäftigten Personen, sowohl den weißen und hier beinahe röthlichen Creolen, den dunklen Mestizen, den gelben Indianer, den braunen Mulatten und den schwarzen Neger sieht, entdeckt man auch zur Seite der hier zum Verkaufe befindlichen tropischen Früchte einige alte Bekannte, von denen man gewiß nicht vermuthet hätte sie vier Grade vom Aequator zu treffen, nämlich Aepfel, Kirschen und Erdbeeren. Sie sind indessen nicht so groß als die unsrigen, und im allgemeinen sehen sie nicht so frisch und reif aus, haben auch nicht den schönen Geschmack, der diese so trefflichen Früchte bei uns auszeichnet, und wenn man sie zum ersten Male hier sieht und ißt, zugleich mit den andern tropischen Früchten, so geschieht es ungefähr mit demselben Gefühle, als wenn man zuweilen nach dem Verlaufe einer langen Zeit und an einem fremden Orte einen alten Jugendbekannten antrifft. Nachdem die erste frohe Ueberraschung vorüber ist, den seine wohl bekannten Gesichtszüge verursacht haben,

fängt man vielleicht mit Verdruß an zu finden, daß er nicht mehr derselbe ist, der er ehemals war, und daß man genöthigt ist zu gestehen, man gehe nun lieber mit den hier später erhaltenen Bekannten, als mit ihm um. — Durch die von dem Brunnen des Marktes nach den Ecken hinlaufenden Trottoire ist der Markt in vier gleich große Triangel eingetheilt, von denen jeder mit seinen eigenen verschiedenen Waaren angefüllt ist. So sieht man auf dem ersten die Schlächter mit Fleisch, Speck, Manteca und einer Art kleiner Fleischwürsten, Namens Longanizas; auf dem anderen sind die Landleute mit ihren vielen Waaren, bestehend in Reis, Mais, Waizen, Yams, Gerste, Yuca, Kartoffeln, Platanen, Kohl, Citronen, Aepfeln, gelben Rüben, Ananas, Melonen u. s. w. Hier ist ebenfalls eine Menge schöner Blumen zum Verkaufe, worunter man mit Vergnügen unsere Provinzrosen und Nelken erkennt. Auf der dritten Abtheilung erblickt man Puten, Hühner, Tauben, und geschossene wilde Vögel in sehr großer Anzahl. Der vierte hingegen ist mit verschiedenen, vorher genannten Manufacturwaaren des Landes angefüllt, worunter sich hier am meisten eine Art grobes Tuch von Wolle und Baumwolle auszeichnet, unserem Wallmax ähnlich, das in den benachbarten Provinzen verfertigt, und zu Kleidern hieselbst von den niedrigeren Klassen gebraucht wird. Außerdem werden hier auch Pferde, Maulesel und Schlachtvieh verkauft, und da der ganze Marktplatz des Freitags, Vormittags, von einem bunten Gemische so ungleicher Menschen, Thiere und Produkte angefüllt ist, so gewährt die Betrachtung desselben das abwechselndste und unterhaltendste Gemälde, besonders von einem der Balkone

der am Markte liegenden Häuser, wo ich auch immer mit größter Begierde die Gelegenheit benutzte, eins der interessantesten Schauspiele in Columbien zu betrachten.

Bogotá hat, wenn nicht einen so blühenden Handel, wenigstens einen lebhaften Verkehr mit dem Magdalenaflusse, und eine große Menge Maulesel sind, außer den Peonen, beinahe beständig beschäftigt ausländische Kaufmannswaaren von den beiden Bodegas bei Honda hieherzubringen. Die Magazine waren nun auch so vollgepfropft mit Englischen, Nordamerikanischen, aber besonders Französischen Waaren, daß zwei hier befindliche Französische Supercargos ihre neulich angekommenen Champanienladungen im großen mit einem Verluste von dreißig pCt. nach der Factura, wie man sagte, verkaufen wollten: man bot ihnen vierzig. Deshalb muß man nicht glauben, daß die Preise von Europäischen Waaren niedrig sind, im Gegentheil werden sie an wenigen Orten der Welt höher als in Bogotá seyn, da vielleicht kein anderer Platz einen so großen Bedarf von ausländischen Luxusartikeln mit einem so beschwerlichen und kostbaren Transporte derselben von der Küste bis tief ins Land vereinigt. Als Beweis hiervon braucht man nur anzuführen, daß ein feiner Castorhut gewöhnlich einen Dublon oder 16 Piaster kostet, ein feiner tuchener Frack funfzig Piaster, ein Paar Halbstiefeln zwölf Piaster, eine Kiste Bordeauxwein von zwölf Bouteillen funfzehn Piaster, und so weiter. Hier giebt es nicht viele sehr vermögende eingeborne Kaufleute, aber dagegen einige sehr solide ausländische Häuser, die meistens Associrte in Cartagena haben. Eine große Menge Creolischer Krämer haben ihre Buden in den meisten Häusern auf den größeren

Straßen. Da dieſe Verkaufsbuden gewöhnlich kein anderes Fenſter als die Thüre haben, ſo ſind ſie ziemlich dunkel und mehrentheils voll von Tabacksrauch, den der auf dem Budentiſche, mit über einander geſchlagenen Armen ſitzende Kaufmann mit ächt Columbiſcher Sorgloſigkeit aus ſeiner Cigarre herausbläſ't.

Wenn die Freitage des Marktes wegen angenehm ſind, ſo ſind die Sonnabende nichts weniger als dies durch die Menge Bettler, die alsdann in den Gaſſen und Häuſern umherſchwärmen. Der größere Theil derſelben hat fürchterliche Wunden an Armen und Füßen, oder auch ungeheuer große Füße, eine Folge des hier nicht ſeltenen Unfalls, der Elephantiaſis. Dieſe Schaaren von Mönchen ſind um ſo viel unangenehmer, da man vorher ſolche in dieſem Lande nicht geſehen hat. Das kältere und feuchtere Clima in Bogotá möchte wohl am meiſten dazu beitragen, und da hier vergleichungsweiſe ſehr ſchlechte, oder richtiger gar keine Armenanſtalten ſind, ſo werden ſie noch beſchwerlicher. Indeſſen giebt es hier verſchiedene kleine Hoſpitäler in einigen der vornehmſten Klöſter, unter denen dasjenige, welches dem großen Franziskanerkloſter zugehört, für das größte und beſte gehalten wird. Außerdem iſt hier auch ein Militairhoſpital, das nicht in der beſten Ordnung ſeyn wird, und als Beweis davon erzählte man, daß man eher keine Arzneimittel bekommen kann, bis das Recept des Arztes von einem controllirenden Commiſſarius unterſchrieben iſt, und da dieſer nicht immer zu Hauſe ſeyn kann, ſo iſt es wohl der Fall, daß die Arznei erſt dann, wenn ſie überflüſſig iſt, ankommt, wenigſtens für den Patienten, für welchen ſie beſtellt ward.

Ohne eigentlich ungesund zu seyn, ist Bogotás Clima eins der gefährlichsten in Columbien, besonders für Fremde, und es giebt nicht wenige Beispiele, daß Reisende aus Nordamerika und Europa nach ihrer Ankunft in Bogotá die letzte Reise gemacht haben. Die Ursache davon ist wohl meistens die schnelle Abwechslung der ruhigen Hitze am Magdalenaflusse, und der von Wind begleiteten Kälte dieser Gebirgsebene, und im allgemeinen muß man wohl zugeben, daß viele Vorsicht für den erfordert wird, der von einer Temperatur von 35 und 40 Graden, in einer Zeit von drei Tagen in eine zwischen 20 und 15 Grade versetzt wird. Die Krankheiten, in welche man gemeiniglich fällt, sind heftige kalte Fieber nebst einer sehr fühlbaren Schwierigkeit zu athmen, welche letztere auf die Länge die Lunge angreift, und manchen jungen Fremden ins Grab gestürzt hat, der sich hier in dem gemäßigten Clima außer aller Gefahr glaubte, nachdem er den Fiebern an der heißen Küste und dem Magdalenaflusse entgangen war. — Um so viel, wie möglich, sich vor der Gefahr der Veränderung des Climas in Acht zu nehmen, pflegen Reisende von der Küste oft einige Tage bei Guaduas oder Villeta liegen zu bleiben, die eine Mitteltemperatur zwischen der des Flusses und der Hauptstadt haben, und übrigens, so schnell es sich thun läßt, auf der Reise in den Gebirgen wollene Kleider anzuziehen, und früh Morgens einen stärkenden Trank zu verzehren, worunter ein Glas Madera, versetzt mit Chinarinde das beste seyn möchte, und zuletzt nach ihrer Ankunft hieselbst sich viele Bewegung zu machen, wozu die außerhalb der Stadt befindlichen Alleen gute Gelegenheit geben.

Einen der schönsten Spaziergänge in Columbien hat

Bogotá in der auf dem Wege nach Tunja liegenden Alameda. Breit, eben und beinahe ganz grade, erstreckt sie sich fast zwei Meilen außerhalb der Stadt, und ist auf beiden Seiten dicht mit großen schattigen Pappeln bepflanzt, deren Stämme mit einer undurchdringlichen Hecke von wilden Rosenbüschen verbunden sind. Obgleich die Bewohner der Hauptstadt nicht mehr als die übrigen Einwohner des Landes zum Spazieren geneigt sind, sondern ihre Promenaden meistens auf die Trottoirs des Calle-Real beschränken, so ist es doch der Fall, und besonders des Sonntags, daß man eine Menge Menschen langsam hin und her gehend, auf der Alameda erblickt. Allein diejenigen, welche diese Promenade am meisten besuchen, sind die berittenen jungen Herren der Stadt, die hier immer des Nachmittags in vollem Trabe geritten kommen. — Man reitet auch sehr gerne in Bogotá, und beinahe Niemand, der von etwas vornehmerem Stande angesehen werden will, kann ohne sein Reitpferd seyn. Obgleich die Pferde von kleiner Race sind, beinahe den Norwegischen Kleppern ähnlich, sind sie doch stark und lebhaft, und alle zum Paßgange eingeübt, und da sie dabei immer mit kurzen Zügeln gehalten werden, so sind sie ganz unglaublich hartmäulig. Es giebt hier eine Art Stallmeister, deren einziges Geschäft es ist Pferde zu diesem Paßgange zu dressiren, welches mittelst kurzer Linien, befestigt um das Fußglied, geschieht, die dem Pferde nicht erlauben, seine Füße auf die natürliche Weise zu bewegen, sondern die Füße jeder Seite müssen auf einmal in Bewegung gesetzt werden. Dies wird zuletzt eine solche Gewohnheit, daß sie, sobald man sie in den Trab bringt, sogleich in diesen sonderbaren Gang fallen, der dadurch,

daß er dem Reiter ein gewiſſes Wiegen nach den Seiten verſchafft, das gewöhnliche Stoßen abwendet. Ein ſo eingeritteues Pferd — Andador — wird hier zuweilen mit tauſend Piaſtern bezahlt, beſonders wenn es ſchwarz iſt, eine Farbe, die am meiſten geſchätzt wird. So wie in ihrer eigenen Kleidung ſind ſie auch ſehr für den Glanz im Reitzeuge eingenommen, und gewöhnlich beſteht die Schabracke aus Scharlach, oder einem andern glänzend gefärbten Tuche, mit goldenen Kanten und ſilbernen Treſſen, und die Zäume ſind oft mit herrlichen Beſchlägen geſchmückt, Die großen Sporuen ſind meiſtens von Silber, bei Vornehmeren und Geringeren, und es iſt ein Vergnügen ſelbſt ältere Bauern, obgleich ſie übrigens weder Stiefeln noch Strümpfe, ſondern nur Alpargaten haben, eben ſo ſehr dadurch beluſtigt zu ſehen auf den Gaſſen mit ihren großen Spornen zu klirren, wie ein junger Cornet bei ſeiner erſten Ankunft zum Regimente nur thun kann.

Etwas links von genannter Promenade und eine Meile von der Stadt, liegt eine kleine hübſche Landſtelle, Namens Quinta de Bolivar — Bolivars Landgut — die dem Präſidenten von der Nation geſchenkt worden iſt, das einzige Geſchenk, das er für ſeine vielen Dienſte von der Republik empfangen hat. Auf einem ſchmalen Fußſteige, der ſich von dem öſtlichen Ende der Stadt nach den Gebirgen ſchlängelt, kommt man zuletzt an einen mit einem Erdwalle und Büſchen eingeſchloſſenen Garten, der das kleine Wohnhaus umgiebt. Er iſt außerordentlich lieblich angelegt und voll von einer Menge Blumen, unter denen man Provinzroſen, Levkojen und Nelken erblickt, ſo wie ganze Beete von Gartenerdbeeren. Auf einer anderen Stelle waren mit einer

seinen Gestalt verschiedene Bäume gepflanzt, wie Viva Bolivar, Boyacá, Carabobo *) etc. Eine Menge verschiedener Bäume und Jasminhecken beschatten das Haus selbst, welches ein niedriges Gebäude mit einer geräumigen Diele und einigen weniger glänzenden, aber hübschen Zimmern ist. An der Seite desselben ist ein Belvedere aufgeführt, und da die ganze Stelle am Abhange der hohen Berge liegt, die hinter Bogotá befindlich sind, so hat man vom Altane desselben eine schöne Aussicht nach der einen Seite über die unten liegende Stadt und die unermeßliche Ebene, und auf der andern nach den sie umgebenden Bergen mit ihren Andischen Partien. Im unteren Theile dieses kleinen Gebäudes ist ein Badehaus, welches vermittelst eines, durch den Garten ringenden Baches beständig mit frischem Wasser versehen wird. Auf dieser angenehmen Landstelle pflegte Bolivar sich oft während seines kurzen Aufenthalts in Bogotá aufzuhalten, und es ist wahrlich nicht zu verwundern, daß er diese liebliche Villa dem schon beschriebenen Präsidentenpallaste am großen Markte in der Hauptstadt vorzog.

Bogotá, das vor der Revolution Santa-Fé de Bogotá, und gewöhnlich bloß Santa-Fé genannt wurde, ist immer eine der bedeutendsten Städte in Südamerika gewesen. In der Mitte des 16ten Jahrhunderts von Benalcazar, einem von Pizarros Lieutenanten angelegt, nahm es bald an Größe und Ansehen zu, so daß es kurze Zeit darauf die Hauptstadt von Neu-Granada und der Sitz der Vicekönige

*) Carabobo und Boyacá sind Namen von Oertern, wo Bolivar seine größten Siege über die Spanier gewann.

wurde. Durch die Constitution vom Jahre 1821 ist es für die Hauptstadt der ganzen Republik und für den Sitz der Regierung und des Congresses erklärt worden. Es ist also in politischer und statistischer Hinsicht die merkwürdigste Stadt in Columbien und die interessanteste für den Fremden in jeder Hinsicht, da sie den besten Standpunkt darbietet, von welchem eine allgemeine Uebersicht des ganzen Landes und seiner Bewohner entworfen werden kann; und obgleich diese nur eilig und unvollständig war, wollen wir doch die Resultate derselben im folgenden Capitel kurz angeben.

Capitel XVI.

Columbien vor seiner Emancipation.

Der unter diesem neuen Namen nun bekannte Theil von Südamerika, ward früher zur Zeit der Spanier Venezuela und Neu-Granada genannt, und begreift die den Europäern zuerst bekannten Länder der neuen Welt in sich, welche schon von Columbus bei seiner dritten Entdeckungsreise besucht wurden. Nur erst einige Zeit darauf, oder um die Mitte des 16ten Jahrhunderts, kann man die nähere Kenntniß desselben, Eroberung und Colonisation datiren; denn erst im Jahre 1536 landete Quesada mit 700 Mann an der Küste, gleich östlich von der Mündung des Magdalenaflusses. Dieser Abentheurer, der von den hiesigen Einwohnern erfahren hatte, daß ein mächtiges und reiches Land weiter nach Süden liegen sollte, ging deshalb

den Magdalenafluß hinauf, und nach unbeschreiblicher Mühe und großem Elende, kam er endlich das folgende Jahr mit dem Ueberreste seines zusammengeschmolzenen Heers nach dieser Ebene bei Bogotá, wo damals eine mächtige Nation lebte, Namens Mosca, die sich wegen ihrer ungewöhnlichen Civilisation und Industrie auszeichnete, allein dessen ungeachtet doch bald bezwungen ward. Diese Eroberung wurde noch mehr durch Benalcazar befestigt, der, nachdem er auf der westlichen Küste am stillen Meere, nahe bei Quito gelandet war, in einer nordöstlichen Richtung über die Andes bis nach dem Magdalenafluße vordrang. Er passirte ihn, und machte darauf Halt auf der Ebene von Bogotá, wo er die jetzige Hauptstadt erbaute, die von einem ehemaligen Anführer der Mosca-Nation ihren Namen erhielt. Während indessen der westliche Theil des Landes oder Neu-Granada auf solche Weise erobert wurde, machte man auch Versuche die Küsten des östlichen Theils oder Venezuela zur Colonie zu machen. Dies ging aber etwas langsamer, weil diese niedrigen Länder den Durst nach Gold nicht so sehr reizten, wie die ersteren im Gebirge liegenden, und die Spanische Regierung fand endlich für gut, dieses Land einer Gesellschaft Deutscher Kaufleute zu verpfänden, die es bekamen und eroberten als Hypothek für die dem Könige von Spanien vorgeschossene Geldsumme. Nach und nach vermehrten und breiteten sich diese und andere Colonien so sehr aus, daß sie vereinigt wurden, und zwei große von der Spanischen Monarchie besonders regierte Länder bildeten, nämlich das Vice-Königreich Neu-Granada und die Capitaine-

Generalschaft Venezuela oder Caraccas, wie sie gewöhnlich nach ihrer Hauptstadt genannt wurde.

Da das Land überall von tapfern Leuten stark bewacht war, so liefen natürlich diese Eroberungen nicht ohne vieles Blutvergießen ab, besonders da sie vollkommen nach Spanischer Manier geschahen, und außer der Menge Indianer, die in den Schlachten selbst getödtet wurden, ward hernach eine unendlich größere Anzahl aufgeopfert, theils aus wirklicher Mordbegierde, und theils wegen der fürchterlichen Behandlung, die sie ausstehen mußten, um den unersättlichen Goldburst dieser rasenden Menschen zu befriedigen. Weder das Mutterland selbst noch die Abentheurer betrachteten auch diese Länder wie eine gewöhnliche Colonie, sondern vielmehr wie eine von einem erbitterten Feinde gemachte Eroberung, welche nicht nur zum Schadenersatz für den Krieg, sondern auch zum beständigen Tummelplatze für ihre Abentheurer dienen sollte, um durch die unerhörtesten Grausamkeiten gegen die wahren Besitzer des Landes in so kurzer Zeit, wie möglich, ein großes Vermögen zu sammeln. Auf diese Art ward bald genug der größte Theil der alten Einwohner des Landes ausgerottet, und um wenigstens etwas ihren Abgang zu ersetzen, fing man an Neger aus Africa einzuführen, die besser als die Indianer die schweren Arbeiten in den Gruben und auf den Feldern ertragen konnten. So wurde bald die Volksmenge und Sprache des ganzen Landes umgeschaffen, und nachdem eine Menge Spanischer Familien hieher gekommen waren, aber noch mehrere Spanier, sowie auch der größere Theil der Neger sich Indianische Weiber genommen hatten, so zeigte sich nach Verlauf eines Jahrhunderts eine ganz eigene Er-

ſcheinung in der Weltgeſchichte, nämlich eine ganze Nation in Südamerika, beſtehend aus faſt allen möglichen Menſchenfarben, mit einer Miſchung von Europäiſchen, Afrikaniſchen und Amerikaniſchen Sitten, mit derſelben Regierung, denſelben Geſetzen, derſelben Religion, und einer und derſelben Sprache, der Spaniſchen. Man konnte daher ſagen, daß die Spanier hier nicht allein Colonien angelegt, ſondern beinahe einen neuen Staat mit einem neuen Volke geſchaffen hatten.

Seitdem indeſſen dieſe transmariniſchen Beſitzungen vollkommen organiſirt worden waren, wurden ſie nach einer Colonialpolitik regiert, die in Hinſicht auf ihre Reſtrictiv- und Prohibitiv-Verfaſſungen, Monopolien, aber beſonders durch eine ganz raſende Eiferſucht auf Fremde und ihren Eindrang, bei weitem die übertroffen hat, welcher andere Nationen in und für ihre Colonien gefolgt ſind, und vielleicht kein Gegenſtück in den Annalen der Welt hat, wenn nicht in der fanatiſchen Inquiſition des Mutterlandes ſelbſt. Der Geiſt dieſes Syſtems war, ohne die geringſte Hinſicht auf das eigene Intereſſe der Colonie, für das Mutterland davon den größtmöglichen Gewinn zu ziehen, niemals zu erlauben, daß der Wohlſtand in einer dieſer Provinzen einen gewiſſen von den anderen abhängigen Punkt überſtiege, und zuletzt durch eine unermüdete Wachſamkeit, ja wenn es nöthig wäre, durch Aufopferung alles Anderen, für ewige Zeiten dieſe ungeheuren Länder in derſelben Abhängigkeit von Spanien, in derſelben Unwiſſenheit unter ſich ſelbſt, und in derſelben Unbekanntſchaft mit der ganzen übrigen Welt zu erhalten. Zufolge des erſtgenannten Grundſatzes wurde ein ausſchließender Handel zwiſchen dem Mutterlande

und den Colonien eingerichtet, wobei sich das erstere vorbehielt, das letztere mit allen seinen Bedürfnissen von Europäischen Waaren und Manufacturen zu versorgen, diese Dinge mochten nun aus Spanien kommen, oder, wie es nachher der Fall war, für besseren Preis von anderen Nationen gekauft werden. Hierin konnte Spanien mit einem gewinnsüchtigen Vormunde verglichen werden, durch dessen gierige Hände alle Bedürfnisse seines Pupillen gehen müssen, und der es ungebeten übernommen hatte, seine ganze Nothdurft zu wählen, nicht sowohl deshalb, um das Beste zu schaffen, sondern vielmehr das, was in seinem eigenen Waarenlager befindlich war, oder aus dem des nächsten Nachbars genommen ward, wobei doch wenigstens einige Provision zu gewinnen war. Zufolge des zweiten war es nicht allein strenge verboten in Amerika eins der Gewächse anzupflanzen, welche Spaniens Exportartikel ausmachten, und ein Bedürfniß für die daran gewöhnten Creolen waren, wie Oel, Wein u. s. w., sondern man ging auch noch weiter dadurch, daß man in gewissen Provinzen sogar den Anbau der Produkte verbot, welche die Natur selbst ihren Bewohnern gegeben hatte, um dadurch alle in einer gewissen Abhängigkeit von einander zu erhalten. Auf diese Weise, ausgenommen daß im allgemeinen kein Manufactur- oder Kunstprodukt, es mochte seyn, was es wollte, im ganzen Lande hervorgebracht werden durfte, war fast gar kein Ackerbau oder Landmannsindustrie in dem silberreichen Mexico erlaubt, und zu gleicher Zeit durften in Venezuela keine andere Nahrungszweige getrieben werden. In Neu-Granada hingegen war es nicht erlaubt eine Silbergrube zu bearbeiten, sondern hier mußten nur Goldminen getrieben werden,

so wie es, außer auf Cuba, sonst nicht erlaubt war, Taback mehr als zum eigenen Bedarf nöthig war, anzubauen, und dennoch ward das Zusammenbringen desselben einem königlichen Monopolium unterworfen. Mit einem Worte, man konnte beinahe sagen, daß Spanien in dieser Hinsicht seine Amerikanischen Colonien ungefähr wie ein Fabriqueur einer großen Uhrfabrik seine Arbeiter behandelt, von denen z. B. einer immer nur Federn, der andere nur Ketten, der dritte nichts anders als Räder, und so weiter, zu machen hat, so daß keiner je eine ganze Uhr verfertigen und auf diese Art auch nie unabhängig von seinen Mitarbeitern, und noch weniger von dem Meister selbst, der das Ganze leitet, werden kann. — Um aber zuletzt den dritten und schwersten Zweck zu erreichen, oder den, beständig diese Länder in statu quo, was die Aufklärung betrifft, zu erhalten, sowohl in Hinsicht auf sich selbst, als das Mutterland und die übrige Welt, bedurfte es etwas größerer Anstrengungen, denn nun kam es nicht bloß darauf an den Anwachs von gewissen Pflanzen, sondern von gewissen Wissenschaften auszurotten, so wie das Einschwärzen nicht von Waaren, sondern von Meinungen zu verhindern, und zu gleicher Zeit mußte die Erziehung im Lande nicht nur vernachlässigt, sondern auch nur bis zu einem gewissen Grade erlaubt seyn. Das Eindringen eines jeden Fremdlings war strenge verboten, die Reisen der Einwohner waren dem Willen der Regierung unterworfen, es mochte nun eine längere ausländische Reise, die selten bewilligt ward, oder nur eine im Lande nach verschiedenen Provinzen seyn, denn zwischen einigen derselben war der Verkehr verboten. Die hiesige Geistlichkeit sah man ganz übereinstimmend hiermit

verfahren, die doch sonst dazu bestimmt zu sein scheint, eher Licht und Aufklärung als Finsterniß und Unwissenheit zu verbreiten, und mit inquisitorischer Macht der Regierung hülfreiche Hand leisten, und nicht bloß aus eigenem Antriebe Ketzer verfolgen, denn solche willkommene Missethäter für die Auto-da-Fés der Inquisition gab es hier nach ihrer Meinung leider allzu wenige, sondern auch ihre Aufmerksamkeit über weniger geistliche Verbrecher auszudehnen, wie z. B. den Besitz von wissenschaftlicher Bildung, Sprachkenntniß, Bekanntschaft mit der Geographie, oder nur eine geringe Bewanderung in der Politik und Statistik anderer Länder u. s. w. Dem zu Folge waren alle darüber geschriebene Bücher so strenge verboten, daß sie ungefähr so angesehen und behandelt wurden, wie bei uns ein verfälschter Banozettel. Eben so verhinderte man die Einwohner möglicherweise einige Aufklärung über das Land durch Charten oder Anzeichnungen zu geben, und der, welcher einmal dabei ertappt wurde, die umherliegende Gegend zu Papier zu bringen, dem wurde für die Zukunft alle Gelegenheit zu geographischen Uebungen genommen, wenn er sie nicht etwa auf den Wänden seines Gefängnisses anstellen wollte. — War es aber der Fall, daß ein Fremder auf diese oder jene Weise zufällig an dieser Küste landete, so war sein künftiges Schicksal schon entschieden; denn wagte man nicht, aus Furcht vielleicht vor seiner Nation, ihn sogleich zu tödten, so mußte er während seines ganzen übrigen Lebens in einer der geheimen Gefängnisse für die Kühnheit büßen, den heiligen Boden einer Spanischen Colonie betreten zu haben. In diesem Falle nahm man weder Rücksicht auf Wassermangel, Schiffbruch, Hungersnoth, oder wie sonst alles das

Unglück heißt, das den Seefahrer zwingen kann, eine andere Küste, oder einen anderen Hafen, als den, nach welchem er bestimmt ist, zu suchen; denn das Gesetz war hier unerbittlich, nach welchem es ein Verbrechen war, diesem für Fremde geheimen Ufer sich nur zu nähern, und die Spanier hätten gerne gewünscht ihn mit einem dicken Nebel umgeben zu können, der nur für ihre Galeonen durchdringlich gewesen wäre, und in dieser Hinsicht waren die Amerikanischen Besitzungen der Spanier einer Räuberhöhle nicht unähnlich, von der die wilden Bewohner dem unglücklichen verirrten Reisenden nicht erlauben lebendig zurückzukehren, aus Furcht, daß er sonst das Gesehene wiedererzählen könnte.

Auf diese Art ward nun diese gigantische Colonie beinahe 300 Jahre von einem so kleinen, und zuletzt so schwachen Staate, wie Spanien, regiert; und wenn endlich eine Revolution diese unnatürlichen Verhältnisse beendigte, so erscheint dies weniger wunderbar, als daß sie nicht früher eintraf. Daß dies aber nicht geschah, kann nur durch die weite Entfernung dieser Länder von Europa erklärt werden, durch die geringe Volksmenge in Vergleichung mit der Größe des Landes, die verhältnißmäßig große Menge der auf den gemeinen Mann imponirenden Priester, deren Interesse gegen jede Veränderung in dem Zustande der Dinge war, die Gutmüthigkeit der Eingebornen, allein am meisten von allen das heiße Clima mit seinem fruchtbaren Boden, welches den Menschen in Sorglosigkeit und Kummerlosigkeit einschläfert, nebst einer Ungeneigtheit zu jeder Beschäftigung der Seele, welche bewirkt, daß man lieber in seiner alten Gemächlichkeit lebt, als auf etwas besseres

neues denkt. Es bedurfte also nothwendig einer so verkehrten und erbitternden Politik, verbunden mit einer so großen Schwäche von Seiten des Mutterlandes, daß es diese Colonie nicht noch länger in Ruhe, oder wenigstens auf gewisse Bedingungen hehalten hätte; und um dies noch deutlicher einzusehen, wollen wir einen vergleichenden Blick auf beide Länder werfen, von der Entdeckung des letzteren an, bis zu der Zeit, da der erste Saame zur Revolution daselbst Wurzeln geschlagen zu haben scheint.

Da Spanien zuerst die Herrschaft über Südamerika erhielt, war es auf seinem politischen und statistischen Culminationspunkte. Damals ward es in Europa nicht bloß als das mächtigste Land, wegen seiner Flotte und Armee, sondern auch als das reichste wegen der Industrie der Nation betrachtet, denn mit einigen wenigen Ausnahmen konnte Spanien damals als das einzige Land mit Manufacturen in Europa betrachtet werden. So groß war auch sein Wohlstand und seine Macht, daß es fast auf einmal im Stande war, das ungeheuere Gebäude der Colonien in der neuen Welt aufzuführen, und bereits 50 Jahre nach der ersten Grundlage desselben, stand es mit allen seinen Theilen völlig fertig da, so daß von dieser Zeit an bis zum Anfange des jetzigen Jahrhunderts nichts Hauptsächliches darin weder geändert noch hinzugefügt worden ist, und so bedeutend war der Ertrag der damaligen Industrie dieses Landes, daß es im Stande war, beinahe ein ganzes Jahrhundert hindurch seine großen Besitzungen mit allen Produkten dieser Art zu versehen, gegen welche es sich die reicheren Erzeugnisse des vor kurzem entdeckten Amerikas eintauschte. Man sollte also vermuthen, daß das Mutterland, so wie andere auf

diese Art vergrößerten Länder an Wohlstand im Verhältniß mit dem Zuwachse und den größeren Requisitionen seiner Colonien hätte zunehmen und, daß auch die Regierung an Stärke und Ansehen in demselben Maaße hätte wachsen müssen, wie ihre Schatzkammer mit dem Ertrage von den Gold- und Silbergruben der neuen Welt gefüllt wurde. Allein nichts von diesem allen geschah, und binnen einer Zeit von etwas mehr als einem Jahrhunderte nach der genannten Periode, gab Spanien der übrigen Welt ein Schauspiel, welches deutlich bewies, wie wenig ein zuströmender Reichthum zum Wohlstande eines Staates beiträgt, wenn er nicht mit dem ihm entsprechenden industriösen Charakter und der Lebensart der Nation, so wie mit der klugen Bemühung der Regierung, ihm lieber eine für den innern Wohlstand des Landes passende Richtung zu geben, als ihn zu ehrgeizigen politischen Planen anzuwenden, in Verbindung steht. Dies war nicht der Fall mit Spanien: nach nicht langer Zeit sah man hier einen großen Theil der arbeitenden Volksmasse mit neidischer Aufmerksamkeit das große schnell erworbene Vermögen ihrer heimgekommenen Landsleute betrachten; und zuletzt mißvergnügt mit den, freilich sicheren, aber doch weniger schnellen Einkünften ihrer vorigen Gewerbe, sich mit Begierde nach den gesegneten Regionen einschiffen, aus denen der Ueberfluß mit einer solchen Fahrt strömte. Zu gleicher Zeit fingen die schwachen Regenten der Spanischen Monarchie nach Carl V. an, aufgeblasen von einem eingebildeten Gedanken über die unübertreffliche Größe ihres Reichs und die Unerschöpflichkeit der Schatzkammer desselben, mit einem thörichten Stolze sich in alle politischen Angelegenheiten Europas und die vielen kostbaren und verwüstenden Kriege in

diesem Welttheile zu mischen, und so wurden nach und nach Schätze und Bevölkerung verschwendet. Um das Maaß dieser unklugen Politik voll zu machen, und um gleichsam den abnehmenden Manufacturen ihres Reichs den Todesstreich zu versetzen, die doch grade, und besonders nun hätten gepflegt werden müssen, machte Philipp III. ein Edikt bekannt nach Art des von Nantes, das auf einmal aus Spanien beinahe eine Million der fleißigsten Einwohner vertrieb. — Auf diese Art ward, nun allmählig aller Kunstfleiß und alle Betriebsamkeit im Lande geschwächt, und bald konnte das Mutterland nicht mehr den Bedarf für die Colonien aufbringen, und von diesem Augenblicke an wurde das mächtige Spanien nichts anders als ein Handelsagent, durch dessen Hände die Schätze der neuen Welt gingen, um damit den größeren Fleiß seiner Nebenbuhler zu bezahlen. Aus Mangel an einer besseren und vortheilhafteren Gemeinschaft mit seinen Besitzungen wollte es wenigstens nun ausschließend diese behalten, und obgleich es mit Hülfe seiner großen Flotte eine Zeitlang so glücklich war, allein der theure Commissionair seiner Colonien zu seyn, so bekam es bald dawin heftige Nebenbuhler unter anderen Nationen, die um so gefährlicher waren, da sie nun von den Colonisten selbst unterstützt wurden.

Unterdessen war eine neue Klasse von Mithürgern nach und nach in den Colonien emporgekommen. Neben der ersten Mischung von friedlichen Indianern, Negersklaven und einigen wenigen Spaniern mit ihren gemeinschaftlichen Abkömmlingen, war nun eine neue bessere Race von weißen Menschen — die Creolen — entsprungen, die herstammend von den Familien der ersten Europäischen Colonisten, sich

mit Recht als die vornehmsten Bewohner dieses Landes betrachteten, mit der billigen Forderung als solche vom Mutterlande behandelt zu werden, und dem zu Folge nicht ganz von den Vortheilen und Aemtern in ihrem Vaterlande ausgeschlossen zu seyn. Diese Creolen hatten inzwischen so viele gerechtere Ursache zum Mißvergnügen in diesem Falle, da weder irgend eins der vielen einträglichen Monopolien, noch ein Posten von höherem Vertrauen und bedeutenden Einkünften jemals anderen als eingebornen Spaniern gegeben wurde, aus Furcht von Seiten der Regierung in entgegengesetztem Falle eine aristokratische Unabhängigkeit in ihren Colonien zu bilden, die vielleicht mit der Zeit gefährlich für das Mutterland werden könnte. Auch war es wirklich, als wenn der bloße Zufall in der neuen Welt geboren zu seyn, alle Hoffnung vereitelt hätte, dort ein gewisses Ansehen zu erlangen, und wenn die Liste der Verdienste übrigens noch so lang war, so nahm der Hof von Madrid darauf nie Rücksicht, wenn sie mit den Worten: Geboren in Amerika anfing. Ein solches Benehmen von Seiten des Mutterlandes ist im allgemeinen auf die Länge um so unpolitischer, da grade diese Creolen, oder Abkömmlinge von den Einwohnern selbst, in einer großen mit verschiedenen Volksracen bevölkerten Colonie der sicherste oder vielleicht einzige Bürge für den Zusammenhang derselben mit jenem ist; allein im Gegentheil, wenn sie schlecht behandelt werden, sind sie grade die, von welchen es die ersten Aeußerungen revolutionärer Gährungen zu erwarten hat, und hernach die eifrigsten Verfechter des Rechts der unterdrückten Colonie, wegen der vergleichungsweise größeren Aufklärung dieser Klasse und ihrer besseren Ideen über

die politischen Angelegenheiten. Es ist freilich wahr, daß die Spanischen Creolen eine lange Zeit hindurch eben nicht in dieser Hinsicht sich auszeichneten; Dank sey dies sowohl den unverdrossenen Bemühungen der Priester für das Gegentheil, als auch dem einschläfernden Clima; allein endlich mußten sie doch geweckt werden, denn es ist nicht denkbar, daß nach so weitläuftigen Ländern zuletzt nicht freiere Ideen auf irgend eine Art gelangen sollten, besonders da es wohl möglich ist für eine Regierung durch strenge fiscalische Veranstaltungen vielleicht die Einführung der materiellen Artikel aus von ausländischen Handelswaaren zu verhindern, aber durch nicht, selbst durch den wachsamsten Despotismus, auf die Länge die feineren Theile des intellectuellen Lichtes auszuschließen.

Indessen hätte diese steigende Kenntniß der Creolen sowohl von ihrem eigenen Gewichte als von dem des Mutterlandes in der politischen Wagschaale der Welt wahrscheinlich noch in langer Zeit keine nachtheilige Folge für das letztere gehabt, wenn Spanien nur immer mit Würde die hohe Rolle hätte behaupten können, die es zur Zeit seines ersten Ansehens gegen seine Amerikanischen Colonien zu spielen übernommen hatte. Dies ward ihm aber mit der Zeit unmöglich, zufolge seiner eigenen Schwäche sowohl in industriöser als politischer Hinsicht, und da die Verlegenheit in seinen eigenen Manufacturen es zwang die Erzeugnisse anderer Nationen zu benutzen, konnte es zuletzt nicht mit seiner nun geschwächten Seemacht diese hindern, sie mit eigenen Fahrzeugen an den weitläuftigen Küsten einzuschwärzen, und bald entstand ein Schleichhandel, vorzüglich im Caraibischen Meere, der in Hinsicht auf den Gewinn, mit welchem er getrieben wurde, der systematischen Klugheit, mit

der er ausgeführt ward, und der Unerschrockenheit, mit welcher die dazu gebrauchten kleineren Fahrzeuge den Guardacostas — Küstenbewachern — der Spanier begegneten, nicht seines Gleichen in der Welt gehabt hat, wenn nicht etwa in dem jetzt zwischen Afrika und Westindien eben so gefährlichen als einträglichen Sklavenhandel. Natürlich mußte immer ein Theil von den eigenen Bewohnern des Landes, mehr oder weniger unmittelbar an diesem Contrabandverkehre Theil nehmen, und die Gemeinschaft, die sie dadurch besonders mit ihnen ähnlichen Fremden schlossen, konnte für ihre eigenen loyalen Ideen eben nicht sehr heilsam seyn. Allein diese erlitten doch einen noch stärkeren Stoß, da zuletzt der Krieg zwischen England und Spanien nicht allein alle Verbindung zwischen Columbien und dem Mutterlande abbrach, sondern sogar das erstere zwang, selbst seine Häfen gegen den Anfall des gemeinschaftlichen Feindes zu vertheidigen. Wie ihnen dies nun auch, besser oder schlechter glücken mochte, so hatten doch die Amerikaner, sich selbst überlassen, Gelegenheit, sich von ihrer bis jetzt ihnen unbekannten Stärke zu überzeugen, und die Kenntniß hiervon ward bald von der Ueberzeugung begleitet, daß diese ihre gesammte Kraft, die den äußeren Feind abgehalten, sie zugleich vor dem Druck des innern Despotismus schützen könnte.

Diese vorläufigen Bemerkungen sind von der Art, daß sie im allgemeinen mehr oder weniger auf alle Besitzungen Spaniens in der neuen Welt angewandt werden können, oder auf alle die vielen verschiedenen Länder, die vor kurzem, beinahe auf einmal, ihre unabhängigen Regierungen auf den Trümmern der Spanischen Gewalt in Amerika er-

richteten, aber für die Folge ist es nöthig sie weniger umfassend fortzusetzen, um einigermaaßen eine Idee von der Entwickelung der Revolution in der, in politischer Hinsicht wichtigsten von allen, nämlich in der jetzigen Republik Columbien zu geben.

Schon am Ende des vorigen Jahrhunderts zeigten sich kleinere aufrührerische Auftritte sowohl in Venezuela als in Neu-Granada, meistens eine Folge des Mißvergnügens mit den schweren Handelsmonopolien und unerträglichen Taxen, unter welchen letzteren sich eine besonders unter dem Namen Alcabala auszeichnete, die in einer Abgabe an die Regierung bestand von fünf pCt. des Werthes sowohl von beweglichem als unbeweglichem Eigenthume, wenn es durch Kauf seinen Besitzer veränderte. Diese wurden indessen bald gestillt, und hatten keine weitere sonderliche Folge, als daß die Urheber, wie gewöhnlich, nach Spanien abgeführt wurden. Auf dieselbe Art ward der schwache Ausbruch von freieren Meinungen gedämpft, der sich in Bogotá bei der ersten Nachricht von der Französischen Revolution äußerte. Ernsthaftere Folgen hatte im Jahre 1808 die Neuigkeit von Ferdinands VII. Gefangenschaft, und obgleich die ersten Maaßregeln dem zufolge eher loyal als revolutionair waren, weil sie die Absicht hatten, die Rechte des genannten Königs gegen Joseph Bonapartes hiehergesandte Commissarien zu schützen, oder Frankreich zu widerstehen, Spanien aber zu helfen, so lange es seine Unabhängigkeit behielte; so vermochte doch die eigensinnige Strenge der Cortes sie bald, mit mehrerem Interesse für ihr eigenes Land zu handeln. — Wie vorher erwähnt ist, hatte Spaniens Krieg erst mit England und dann mit Frankreich auf längere Zeit alle

Communication mit Amerika abgebrochen, und 1808 hatte man sich hier genöthigt gesehen, provisorische Juntas zur Administration der verschiedenen Gouvernements einzurichten; und da man nun Ferdinands Schicksal erfuhr und die Besetzung ganz Spaniens von Franzosen, so bildete sich in Caraccas ein Congreß, der dem damaligen Schattenbilde der Spanischen Regierung, den Cortes, obige Erklärung gab. Hierauf erfolgte eine eben so sonderbare, als harte und unbedachtsame Antwort, daß die Colonien sich, nämlich passiv verhalten, und in allen Dingen dem Schicksale des Mutterlandes folgen müßten, wie auch sein Loos seyn würde. Außerdem legten die Cortes ihre große Unzufriedenheit mit der Handlungsweise der Colonien an den Tag, und um dies zu beweisen, wandten sie ein eben so lächerliches als ohnmächtiges Mittel an, nämlich das, die Küste von Venezuela in den Blokadezustand zu erklären. Mit Recht hierüber aufgebracht, beschloß nun derselbe Congreß sich für immer vom Mutterlande zu trennen, und die erste Acte der Insurrection wurde in Caraccas im Julius 1811 datirt, nach welcher sie — nachdem sie sich vor der ganzen Welt über die Art ihrer Brüder, der Spanier, ihren freundschaftlichen Anerbietungen zu begegnen, ihnen in allen Dingen gegen den gemeinschaftlichen Feind zu helfen, beklagt hatten — sich genöthigt sahen, sich von Spanien zu trennen, und eine eigene freie und unabhängige Republik zu errichten, unter dem Namen **Las Provincias confederadas de Venezuela.**

Unterdessen hatte Miranda, ein Creole aus Caraccas, eine lange Zeit vorher mit vielem Eifer und vieler Thätigkeit der Sache seines Vaterlandes zu dienen gesucht, und

hatte schon vor dem Ausbruche der Französischen Revolution bei der Englischen Regierung, und einige Zeit darauf von der Nordamerikanischen und Französischen Republik Hülfe verlangt, um das Spanische Joch in seinem Vaterlande abschütteln zu können. Obgleich das erste dieser Länder anfangs mit so viel größerer Begierde seine Vorschläge anhörte, weil es damals selbst mit Spanien im Kriege war, so konnte es doch hernach seine Versprechungen nicht erfüllen, da wegen der Französischen Revolution mit diesem Reiche Frieden geschlossen wurde, und jene beinahe ganz Europa zu viel zu thun gab, eine einzige Republik in der alten Welt zu unterdrücken, um Zeit zu haben mehrere solche in der neuen zu gründen. Kraft der Constitution der vereinigten Staaten kann die dortige Regierung keine andere Stärke, als zur unmittelbaren Vertheidigung des Landes disponiren; so daß Miranda auch da keine Hülfe erhielt. Der Französische Nationalconvent, der große Lust hatte, den Freiheitsbaum auch nach den tropischen Ländern zu verpflanzen, und die Jacobinermütze den Indianern Südamerikas aufzusetzen, bot Miranda wirklich den Befehl über eine Expedition an, die zu diesem Endzwecke ausgerüstet werden sollte; allein er fand nicht seine Ausrechnung dabei dieses Projekt anzunehmen, indem er vermuthlich ahnte, daß eine Revolution à la Française nicht für sein Land passen würde, und schob deshalb bis zu einer besseren Gelegenheit die ganze Unternehmung auf.

Dies geschah nun mit der eben erwähnten Insurrection in seinem Geburtsorte, und kurze Zeit darauf stand Miranda in Caraccas, an der Spitze der ersten sogenannten patriotischen Armee gegen Monteverde, welcher gezwungen

ward, sich nach Maracaibo zurückzuziehen. Im folgenden Jahre erlitten indessen die Patrioten großes Mißgeschick, das für längere Zeit den glücklichen Fortgang der guten Sache hinderte, nämlich die fürchterliche Begebenheit den 26. März 1812, da ein schreckliches Erdbeben in einer Minute den größten Theil der Hauptstadt Caraccas nebst 12000 Einwohnern vernichtete. Einen wo möglich noch größeren Schaden verursachte diese traurige Begebenheit durch ihren Einfluß auf das allgemeine Urtheil, denn die Priester ließen eine so gute Gelegenheit nicht aus den Händen gehen, um zu beweisen, daß die Vorsehung selbst gegen die Patrioten streite, und daß man im Erdbeben deutlich eine Strafe des Himmels über das Land, wegen seines Ungehorsams gegen den König von Spanien sähe. Durch die Reaction in der allgemeinen Denkungsart, die hierdurch verursacht wurde, erhielten die Spanier so viele Vortheile, daß Monteverde auf Caraccas, wohin sich Miranda nun zurückziehen mußte, marschiren konnte; und da der letztere eins seiner besten Bataillone verloren hatte, das in seiner Baracke beim Erdbeben begraben wurde, so sah er sich gezwungen eine Capitulation mit dem Spanischen General zu unterzeichnen, worin festgesetzt ward, daß Niemand wegen seiner politischen Denkungsart verfolgt werden, und daß es einem Jeden frei stehen sollte, sich einzuschiffen und das Land zu verlassen. Da die Spanier in diesem ganzen Kriege auf solche Conventionen wenige Rücksicht nahmen, wenn sie auf irgend eine Art ihr Interesse dabei fanden, sie zu brechen— und zwar um so viel weniger, da es einer ihrer politischen Glaubensartikel war, daß man Rebellen kein Versprechen zu halten brauche — so wurden diese Bedingungen nicht besser gehal-

ten, als daß Monteverde in la Guaira Miranda den Abend vor seiner Abreise nach Europa verhaften ließ, und nachdem man ihn eine Zeitlang dort behalten hatte, ward er nach Cadix abgeführt, wo dieser um sein Vaterland so verdiente Mann sein thätiges Leben in einem Gefängnisse endigte; und da er selbst nicht mehr als den ersten Funken eines Kriegs entzünden konnte, der zuletzt die alte Spanische Herrschaft zerstören sollte, überließ er Bolivar die weitere Leitung und Vollendung, der damals Oberste in Mirandas Armee war, und bei dieser Gelegenheit glücklich nach Curaçao entkommen war.

Obgleich das Feuer der Independenten hierdurch freilich etwas gedämpft ward, so war es doch bei weitem nicht ganz erloschen, und nachdem man sich nur erst von dem ersten Schrecken erholt hatte, den diese schreckliche Naturscene verursachte, loderte es bald heller in jedem Theile des Landes auf, der nicht mit Spanischen Truppen besetzt war. Im Jahre 1813 bildete der Patrioten-General Mariño eine Stärke in Cumana, mit der er im Stande war den Royalisten die Spitze zu bieten, und nachdem Bolivar von Curaçao nach Cartagena zurückgekommen war, und vom Congresse in Neu-Granada, das nun Venezuelas Beispiel gefolgt war, den Befehl über ein kleines Corps erhalten hatte, marschirte er von Cartagena nach Mompox, schiffte da seine Truppen auf dem Magdalenafluße ein, und landete bei Ocaña, dessen Gebirge er darauf passirte, und traf eine Abtheilung Spanier bei Cucuta, die von ihm über den Haufen geworfen wurden. Durch die Menge Rekruten, die er auf diesem Marsche erhalten hatte, war sein Corps so stark geworden, daß er sich nun im Stande glaubte, Monteverde

in Valencia aufsuchen zu können, wo er auch einen vollständigen Sieg erfocht und den Spanischen General zwang mit dem Reste seines Heeres sich in Puerto-Cabello einzuschließen. Nun stand die Hauptstadt wieder den Patrioten offen, und im August 1813 marschirte Bolivar in Caracas ein.

In diesem Feldzuge, der beinahe ein Jahr dauerte, fielen viele kleinere Treffen vor, welche hier näher zu beschreiben von zu wenigem Interesse seyn würde. Die Divisionen der Patrioten wurden von Bolivar, Mariño, Paëz, Bermudez und Urbaneta angeführt; die der Royalisten von Monteverde, Morales, Cajegal, Boves und Rosette. Das Kriegsglück war anfangs auf der Seite der Amerikaner, allein gegen das Ende des Feldzugs neigte es sich mit bedeutendem Uebergewichte auf die der Spanier.

In Caraccas entsagte sich Bolivar des Befehls über die Truppen Neu-Granadas, welchen der dortige Congreß ihm gegeben hatte, und im Januar 1814 ward eine militairische Regierung für Venezuela eingerichtet, in der die höchste Macht dem General Bolivar übertragen ward, so lange der jetzige gefährliche Zustand des Landes eine solche Dictatur nothwendig machte. Die Independenten konnten indessen nicht lange ihre erzwungenen Vortheile behaupten, denn in demselben Jahre ward Bolivar zu zwei verschiedenen Malen vom Spanischen General Boves bei la Puertá und Ariguita geschlagen, und dadurch gezwungen Caraccas zu räumen und sich nach Cartagena einzuschiffen.

Fast unglaubliche Grausamkeiten wurden sowohl in diesem Feldzuge als in allen folgenden dieses Krieges verübt, und die Menschheit würde bei einer näheren Beschreibung

derselben schaudern. Es ist außer allem Zweifel, daß die Spanier damit anfingen auf diese Art das Elend des Kriegs zu vervielfältigen, allein die Americaner brauchten bald Repressalien, und ein so barbarischer Krieg entsprang hieraus zwischen beiden Parteien, daß er, wenigen in der Geschichte ähnlich, am besten mit denjenigen verglichen werden kann, welche die wilden Nationen mit einander führen. Niemals gab man während des Kampfes Pardon, und die unglücklichen Gefangenen, die man beim Rückzuge erreichte, oder die zerstreut auf dem Felde gefunden wurden, hieb man entweder sogleich nieder, oder sie wurden auch ins Hauptquartier geführt, um dort mit kaltem Blute in Masse geschlachtet zu werden, und es sah so aus, als wenn man in diesem Kriege das bloße Wort Gefangener ausrotten wollte. Allein nicht nur die, welche mit den Waffen in der Hand gefangen genommen wurden, mußten unumgänglich sterben, sondern auch auf Privatpersonen erstreckte sich eben diese Grausamkeit, die man im Verdachte solcher Gesinnungen hatte, welche wider die Politik der herrschenden Partei stritten; und nachdem sie in gehöriger Menge in den Gefängnissen zusammengebracht waren, führte man sie auf einmal heraus, um, wie während der französischen Revolution, alle zugleich massacrirt zu werden. Unter diesen Gräuelthaten mag hier nur angeführt werden, daß nachdem Monteverde einen Obersten Briceño nebst sieben von Bolivars Officieren hatte erschießen lassen, und die Bevölkerung in ganzen Distrikten der Provinz Varinas von den dortigen Anführern der royalistischen Truppen getödtet worden war; so fand Bolivar für gut sich durch den Befehl zu rächen seine Gefangenen in Caraccas und la Guaira erschießen zu lassen, wo auch über 800 dieser

Unglücklichen auf solche Weise hingerichtet wurden. Bei der Belagerung von Puerto-Bello, wo Monteverde sich vertheidigte, war es auch eine von beiden Parteien angenommene Praxis ihre Gefangenen vor dem ersten Gliede aufzustellen, und sie so die Stelle von Schanzkörben gegen das Feuer ihrer Freunde vertreten zu lassen.

Während dies in Venezuela geschah, litt Neu-Granada nicht minder, theils durch eigene Uneinigkeiten, und theils durch die Bemühungen der Spanier, die besonders in den westlichen Provinzen ein bedeutendes Uebergewicht hatten. Schon im Jahre 1808 waren Juntas auf verschiedenen Stellen im Lande gebildet worden, und heftige Streitigkeiten entstanden nun unter ihnen, die besonders die zukünftige Regierungsart der werdenden Republik betrafen, da einige das föderative System, andere das centrale wünschten. Diese Uneinigkeit ging endlich so weit, daß man sich in zwei Parteien trennte, wovon die eine, bestehend aus den nördlicheren Provinzen, ihre Zusammenkünfte in der Stadt Tunja hatte, und sich el Congreso de la Nueva-Granada nannte, und die andere, die südlichen in sich begreifend, la Gunta de Cundinamarca, welches ein alter Indianischer Name dieser oberen Provinzen ist. Die letztere Versammlung, welche ihre Sitzungen in Bogotá hielt, von wo der letzte Spanische Vicekönig Amar im August 1810 vertrieben ward, bestand auf eine Centralrepublik, deren Hauptstadt Bogotá seyn sollte: und da die Bitterkeit zuletzt den höchsten Grad gegen die erstgenannte Partei erreicht hatte, die dies nicht genehmigen wollte, so rüstete man sich von beiden Seiten zum Kriege. Dieser eben so thörichte als damals unkluge Beschluß kam nicht zur Ausführung, denn die Spanier, welche nun

von Peru aus ins Land drangen, nöthigten sie bald sich zur Abwehrung des gemeinschaftlichen Feindes, zu vereinigen und die kleineren Zwistigkeiten bei Organisirung eines republikanischen Gouvernements aufzuschieben, bis sie die erste Bedingung desselben, die Zerstörung der alten royalistischen Gewalt erst sicherer erlangt hätten. — Ein junger Creole, Namens Nariño, in politischer und militairischer Hinsicht einer der größten Charaktere, den die Revolution in Südamerika entwickelt hat, bekam nun den Befehl der vereinigten Truppen, und hielt länger als ein ganzes Jahr nicht nur Stand gegen die überlegenen Spanier, sondern trieb sie auch unter verschiedenen Treffen aus der Provinz Popayan zurück; allein litt zuletzt eine entscheidende Niederlage, in der gebirgigten Provinz Pasto, wo er selbst gefangen genommen wurde.

Um diese Zeit ungefähr war es, als Bolivar nach seiner Niederlage bei Ariguita zumzweiten Mal in Cartagena anlangte, und nachdem er nach Tunja gekommen war, übertrug der Congreß von Neu-Granada ihm zum zweitenmale den Befehl, um die Junta in Cundinamarca zu bezwingen, mit der aufs neue Uneinigkeiten ausgebrochen waren. Er führte diesen Auftrag auch vollkommen aus, indem er den General Alvarez schlug und sein Corps auflöste, das er größtentheils mit seinem eigenen vereinigte, um nach dem Beschlusse, des ebengenannten Congresses die Royalisten aus der Provinz Santa Marta zu vertreiben. Zu dem Ende ging er mit beinahe 3000 Mann den Magdalenafluß hinunter, die meistens ohne Waffen und Ammunition, diese Bedürfnisse in Cartagena erhalten sollten. Allein da der dortige Gouverneur Castillo, geleitet von einer unglücklichen und bis auf den heutigen Tag noch nicht gänzlich erstickten Eifersucht zwischen Neu-Granada und Venezuela diese Be-

dürfnisse nicht an den in Caraccas gebornen General auszuliefern wollte, so konnte Bolivar nichts unternehmen, und grade, da er im Begriff war, den Befehl des Congresses auf irgend eine Art geltend zu machen, langte General Morillo mit einer überlegenen Macht vor Cartagena an und setzte dadurch zugleich allen Uneinigkeiten unter den Patrioten eine Gränze. Bolivar, der jetzt noch weniger ausrichten konnte, verließ zum zweiten Male das Land, flüchtete nach Jamaica und übergab Castillo seine Truppen zur Vertheidigung von Cartagena.

Dieser Morillo war neulich mit einer Armee aus Spanien abgesandt, wo Ferdinand, wegen des Glücks der vereinigten Mächte im Jahre 1814 wieder auf den Thron gestiegen war. Man hatte nun in Spanien und den Colonien gute Hoffnung durch eine Constitution für die letzteren, die den Bewohnern derselben dieselben Vortheile mit den Mitbürgern des Mutterlandes gab, eine für beide Länder nützliche Vereinigung zu Wege zu bringen; allein dies war nicht der Wille des vor kurzem wieder eingesetzten Königs; und anstatt dieses Instrument zu ratificiren, strengte er alle seine Kräfte an um seine ehemaligen Besitzungen zu einer unbedingten Unterwerfung zu bringen, und zur Belohnung der ausgezeichneten Ergebenheit, die sie ihm während seiner Gefangenschaft in Frankreich erwiesen hatten, schenkte ihnen der dankbare Ferdinand ein Decret, das Vergessen alles des Geschehenen versprach, und ihnen gnädig erlaubte, die Fesseln wieder anzulegen, welche sie eben abgeschüttelt hatten. Da er sie indessen weniger gefühlvoll für diese Gnade fand, oder vielmehr ganz abgeneigt, dieselbe auf solche Bedingungen zu benutzen, so beschloß er andere Mittel anzuwenden, und

sandte deshalb General Morillo ab, um an der Spitze von 10,000 Mann seine Gründe jenseit des Oceans geltend zu machen.

Nach einem viermonatlichen tapfern Widerstande, mußte sich gleichwohl Cartagena an Morillo ergeben, der dann in kurzer Zeit ganz Neu-Granada einnahm, ohne daß Jemand im Stande war, diesem rasenden Spanier zu widerstehen, dessen Spuren man auf dem ganzen Wege von Cartagena nach Bogotá durch die Verheerungen und das Blutvergießen folgen konnte, welches er allenthalben zurückließ. Jeder Creole, den man ertappen konnte, und der wegen Geschicklichkeit und Kenntnisse bekannt war, ward sogleich erschossen, und der General prahlte selbst damit in seinen Berichten an seinen König, daß er in ganz Neu-Granada keinen einzigen Menschen am Leben gelassen habe, den man möglicherweise wegen eines Einflusses oder Talents die Revolution zu leiten, in Verdacht haben könnte, und fügt hinzu, sein Vorsatz sey ganz in demselben Geiste zu handeln wie es die Spanier bei ihrer ersten Invasion machten. — Auch wurde nun dieser Krieg von den Spaniern mit einer Raserei fortgesetzt, die am besten mit der der Türken in Griechenland verglichen werden kann, und ihr Anführer Morillo brauchte in dieser Hinsicht nicht Muselmann zu seyn, um einen würdigen Pendant Ibrahim Paschas vorzustellen.

Unterdessen lag Bolivar nicht unthätig auf den Westindischen Inseln. Nachdem er sich eine Zeitlang auf Jamaica aufgehalten hatte, wo er nur durch Zufall einem von den Spaniern gedungenen Meuchelmörder entging, begab er sich nach St. Domingo, wo er bedeutende Unterstützung von Boyer, dem Präsidenten der Republik, erhielt. Von hier

ging er nach Curaçao, wo er Brion traf, der vermöge dessen was vorher angeführt worden ist, ihm Geld und eine kleine Escadre gab. Nachdem er hier eine Menge Ausgewanderte gesammelt hatte, die so wie er selbst, gezwungen gewesen waren, das feste Land wegen der Ueberlegenheit der Spanier zu verlassen, segelte er darauf nach der Insel Margarita, die jetzt von einem Patriotenchef Arismendi den Spaniern entrissen worden war. Hier rekrutirte er erst sein Corps, und steuerte darauf zum zweiten Male nach der Küste von Venezuela und landete bei Cumana. Hier fand er indessen bald neues Mißgeschick, und nachdem er seine Macht getheilt hatte, ward er selbst von Morales angegriffen und gezwungen sich wieder nach den Inseln einzuschiffen.

Nachdem sich Bolivar einige Zeit in Aux-Cayes auf St. Domingo aufgehalten hatte um neue Kräfte zu holen, kehrte er nach der Küste des festen Landes zurück, und landete im December 1816 zum dritten Male in seinem Vaterlande, um es nicht eher wieder zu verlassen, bis er alles, was Spanier hieß, aus demselben vertrieben hatte. Nach einem kurzen Aufenthalt in Barcelona, passirte er mit seiner Armee die ungeheuren Ebenen — Llanos — zwischen der Küste und dem Orinoco, und es glückte ihm Angostura zu besetzen, die bedeutendste Stadt am genannten Flusse und die Hauptstadt in der Spanischen Provinz Guyana. Hieher verlegte er nun auch den Sitz seiner neuen Regierung, bis glücklichere Umstände ihn vermögen konnten, ihn nach einem anderen Orte, mehr im Mittelpunkte der bleibenden Republik zu verlegen. Durch den Besitz dieser Stadt kam er auch in den Stand, eine Communication auf dem Orinoco und über das atlantische Meer mit Europa und besonders mit England zu eröffnen,

das um so glücklichere Folgen für das Interesse seiner Sache hatte, da eine Menge Verstärkungen von Officieren, Mannschaft und Kriegsbedürfnissen jetzt durch private Speculationen den Patrioten zugeschickt wurden.

Während die Pflanze der Freiheit auf diese Weise Wurzeln in Venezuela schlagen zu wollen schien, wurde sie auf alle mögliche Art in Neu-Granada von dem Ungeheuer Morillo aufgerissen und zerstört, der dort ungehindert wüthete, bis die Nachricht von Bolivars glücklichem Erfolge seine Aufmerksamkeit nach dieser Gegend richtete. Nachdem er Garnisonen in Cartagena, Santa Marta und Bogotá zurück gelassen hatte, in welcher letzten Stadt er auch einen neuen Vicekönig, Samano, einsetzte, brach er nach Caraccas auf, um sich dort erst mit einer Verstärkung aus Spanien von 1600 Mann zu vereinigen, und dann Bolivar anzugreifen. Dieses geschah im Anfange des Jahrs 1817, und nun fing zwischen diesen beiden Generalen ein mehr beschwerlicher und vernichtender als entscheidender Krieg auf den Ebenen am Orinoco an, welcher mit abwechselndem Glücke in einer Zeit von 18 Monaten geführt wurde. Endlich ermüdete Bolivar auf diese wenig lohnende Art seine theuren Streitkräfte aufzuopfern, und beschloß, vermittelst eines bis jetzt für unmöglich angesehenen Marsches über die östlichen Cordilleras, welche Venezuela von Neu-Granada trennen, auf einmal die auf der anderen Seite befindlichen Spanischen Truppen zu überfallen, und sich dadurch den Weg nach der Hauptstadt Bogotá zu bahnen. Zu dem Ende ließ er Paëz zurück, um mit seiner Cavallerie Morillos Bewegungen auf den Ebenen zu beobachten, und nachdem er sich in der Provinz Casanare mit Santander vereinigt hatte, verließ er bei Chita die Landstraße, und

wandte sich rechts hinauf nach den hohen Bergen, über welche ein kaum für Peonen erträglicher Fußsteig sich nach der auf der anderen Seite liegenden Provinz Tunja schlängelt. Nachdem seine kleine Armee, bereits von einem zweimonatlichen, beinahe ununterbrochenen Marsche ermüdet, am Fuße des Berges angelangt war, fing sogleich das beschwerliche Klettern an, das noch schlimmer durch die damalige Regenzeit wurde, so daß die vielen Ströme, welche überschritten werden mußten, zu einer solchen Höhe anschwollen, daß sie sehr oft Soldaten und Maulesel mit sich fortrissen. Dabei strömte ein unaufhörlicher und oben auf dem Gipfel selbst mit Schnee vermischter Regen herab, der nicht nur Gewehre und Ammunition verdarb, sondern auch die Soldaten hinderte durch gekochtes Essen ihre von Kälte und beständig nassen Kleidern erstarrten Glieder zu erfrischen. Nach ganz unglaublichen Anstrengungen und mit einem bedeutenden Menschenverlust, glückte es endlich dem abgehärteten Heere den kalten, feuchten Gebirgsgipfel zu passiren und den Fuß des Berges auf der anderen Seite zu erreichen, so wie das vom Saltnazostrome bewässerte Thal bei Tunja, in dessen mildem Clima Bolivar seiner ermatteten Armee nur eine Rast von zwei Tagen erlaubte, worauf er den Marsch nach der Hauptstadt fortsetzte. Er war aber nicht weit gekommen, so stieß er auf die Truppen des Vicekönigs, der bereits von seinem unerhörten Zuge über die Gebirge Nachricht erhalten hatte, und den 25. Julius schlug er dessen Vortruppen unter dem Obersten Barreira bei Bargas, und marschirte weiter, bis er endlich die ganze Stärke beim Dorfe Boyaca vor sich hatte, wo Bolivar den 7. August 1819 einen seiner größten und entscheidendsten Siege gewann, denn beinahe die ganze

Spanische Armee ward hier entweder niedergemacht, oder gefangen genommen, und kein bewaffneter Royalist wagte nun sich auf dem für die Patrioten offenen Wege nach der Hauptstadt zu zeigen, in welche Bolivar bald mit seiner ganzen Armee einzog; und so bedeutend waren außerdem die Folgen dieser beiden Siege, daß mit Ausnahme der Garnisonen in Cartagena und Santa Marta keine Spanische Macht nun mehr in diesem Theile von Neu-Granada war.

Sowohl bei den beiden eben genannten Treffen, als auch am Ufer des Orinoco hatte ein Corps Engländer, das unter dem Namen von Batallon de Albion den Patrioten einverleibt war, auf eine ausgezeichnete Weise zu den Siegen dieser Armee beigetragen, und Bolivar war so zufrieden mit ihrem Verhalten bei Boyacá, daß er ihnen in der Generalordre dankte, und das ganze Bataillon, Officiere und Gemeine, zu Mitgliedern des Befreierordens — Orden de los Liberadores — ernannte, die größte Ehrenbezeugung im Lande, und ihnen übrigens in allem eine so große Gunst zeigte, vorzüglich bei den für sie beschwerlichen Märschen in diesem coupirten tropischen Lande, daß sie sogar die Eifersucht der anderen Truppen erregten. Indessen hatten sie noch einmal Gelegenheit die ihnen bewiesene Aufmerksamkeit ihres Generals zu rechtfertigen, da sie etwas mehr als ein Jahr nach dieser Zeit die entscheidende Schlacht bei Carabobo eröffneten, zu deren glücklichem Ausgange sie auch am meisten beitrugen, obgleich das Bataillon dabei die Hälfte seiner Stärke verlor, und darunter auch seinen tapferen Anführer, den Obersten Ferrier.

Im folgenden Jahre, oder 1820 ward eine Unternehmung unternommen die Stadt und Provinz Santa Marta

zu befreien, zu welchem Endzwecke ein Detachement von Bogotá abgeschickt ward, um sich mit dem Corps unter dem damaligen Obersten Montilla zu vereinigen, der bei Sabanilla von der Escadre des Admirals Brion gelandet war, und dann Posto in Baranquilla gefaßt hatte. Unter den Befehl des Obersten Careño's wurden nun zwei Bataillone gestellt, welche, nachdem sie ein von Cienaga gegen sie abgeschicktes Spanisches Corps vernichtet hatten, bei diesem großen Dorfe anlangten, das, die Landstraße nach Santa Marta sperrend, von den Royalisten stark befestigt worden war. Eine Escadre von Kanonenschaluppen, bestehend aus einigen Bongos, die mit einer Kanone von geringerem Kaliber besetzt waren, wurden unter dem Obersten Padilla durch die Inseln und Klippen bei Quatro-Bocas abgesandt, und in Vereinigung mit denselben ward nun ein gemeinschaftlicher Angriff zur See und zu Lande auf Cienaga vorgenommen und der Ort mit Sturm erobert, worauf sich Santa Marta sogleich ergab. Hierdurch erhielten also die Patrioten eine feste Position an der Küste, welche ihnen außerdem eine sehr vortheilhafte Communication mit den Inseln im Caraibischen Meere eröffnete.

Unterdessen war nichts von Wichtigkeit in Venezuela vorgefallen, als im Anfange des Jahrs 1821, da zwischen Bolivar und Morillo ein Waffenstillstand geschlossen ward, worauf sich der letztere nach Spanien verfügte, und den Befehl über seine Truppen Latorre und Morales übergab. Da Bolivar bald fand, daß dieser Stillstand seiner Sache nicht vortheilhaft war, sagte er ihn auf, und kurze Zeit darauf ward die entscheidende Schlacht bei Carabobo geliefert, worin die obgleich an Zahl überlegenen Spanier eine

vollkommene Niederlage erlitten, und die geringen Ueberbleibsel ihrer Armee konnten sich kaum mit der größten Geschwindigkeit in Puerto-Cabello einschließen, welche Stadt auch der einzige Platz war, den die Royalisten in Venezuela besaßen, und dessen Belagerung nun sogleich von den Patrioten angefangen wurde.

Im October desselben Jahrs ward Cartagena vom Obersten Montilla eingenommen, der die Belagerung dieser starken Festung kurz nach seiner vorher genannten Ankunft in Sabanilla angefangen hatte. Bei dieser Belagerung, so wie bei der Erstürmung Cienaga's hatte sich der Oberste Padilla auf eine glänzende Weise mit seinen Kanonenschaluppen ausgezeichnet, und trug bedeutend zu dem glücklichen Erfolge der Patrioten bei. So hatten denn nun die Spanier, Puerto-Cabello ausgenommen, keinen Platz auf der ganzen Küste zwischen der Gränze von Mexiko und der Mündung des Orinoco. Sie hatten indessen aber noch festen Fuß in Peru, und Bolivar sandte jetzt sogleich ein starkes Detachement zur Verstärkung des Generals Sucre dahin, der sich dort schon einige Vortheile erkämpft hatte. Durch die Einrichtung des ersten Congresses der Republik in Cucuta verhindert, konnte sich Bolivar nicht sogleich mit der südlichen Armee vereinigen, allein im folgenden Jahre, oder 1822 eilte er dahin, und gewann bald die große Schlacht bei Pichincha, welche den Patrioten, oder wie sie sich nun nannten, Columbiern, die Herrschaft über den ganzen District gab, der ehedem unter dem Namen von Neu-Granada verstanden wurde.

Ungeachtet die Spanier also beinahe aus dem ganzen Umfange der Republik Columbien vertrieben worden waren,

glückte es dennoch Morales, sich nicht nur in Puerto-Cabello zu behaupten, dessen Belagerung wegen des Krieges in Peru aufgeschoben war, sondern auch mit Hülfe der Verstärkungen, die er sich durch seine freie Communication mit Cuba und Porto-Rico verschaffen konnte, wieder offensive zu verfahren. Er schiffte nämlich ungefähr 500 Mann ein, und segelte nach dem Meerbusen bei Maracaibo, und durch die Ungeschicklichkeit des dortigen Commandanten glückte es ihm die Stadt und Festung, die den Einlauf vertheidigt, einzunehmen; so daß er sich nun mit seinem kleinen Geschwader im Besitze des ganzen Maracaiboschen Meerbusens sah — eine Position, die wegen ihrer centralen Lage, und der Leichtigkeit von da auf Caraccas, Bogotá und Santa Marta zu marschiren, gewiß sehr gut gewählt war, um mit einer so kleinen Stärke auf eine ernsthafte Weise die Columbische Regierung zu beunruhigen. Diese, die auch vollkommen das Gefährliche einer solchen Lage einsah, opferte viel Geld und viele Menschen auf, um so viele auf einmal bedrohete Punkte beschützen zu können. Allein Morales, der unläugbar der geschickteste General der Spanier und Columbiens gefährlichster Feind war, entfernte sich nicht zu weit von seiner guten Position, sondern begnügte sich damit, die wider ihn ausgesandten kleinern Corps zu beunruhigen, und oft dieselben niederzumachen; und es läßt sich schwer sagen, wie lange er auf diese Weise hätte fortfahren können, oder, was er nach einer Verstärkung aus Spanien gethan haben würde, besonders da Bolivar nun in Peru geschlagen ward; wenn es nicht zuletzt dem unerschrockenen Padilla gelungen wäre, mit einem unbedeutenden Geschwader von kleinen Kriegsschiffen und Kanonenschaluppen erst den Ein-

lauf bei Maracaibo zu forciren, und kurz darauf Morales ganze Flotille zum Treffen zu bringen, die beinahe aus dreißig kleineren Fahrzeugen bestand. In der nun entstandenen Seeschlacht, die die Columbier mit ihren größten Siegen zu Lande über die Spanier in Vergleich stellen, zerstörte oder eroberte Padilla die ganze Spanische Flotille, so daß Morales sich gezwungen sah, in Maracaibo zu capituliren, mit der Bedingung eines freien Abzugs sich nach Spanien einzuschiffen, und nie mehr gegen Columbien zu dienen.

Da man hieraus gesehen hatte, von welchem Gewichte der Besitz von Puerto-Cabello für die Spanier war, welche noch eine starke Besatzung daselbst hatten, so beschloß man, die Belagerung dieser Festung nach dem letzten Siege mit größerer Kraft vorzunehmen. Sie ward auch jetzt so hart bedrängt, daß die Außenwerke bald erstürmt wurden, und den Tag darauf, oder den 10. November 1823 capitulirte die Citadelle — und so verloren die Spanier nach einem dreizehnjährigen, anhaltenden, blutigen und zerstörenden Kampfe ihren letzten Platz in Columbien.

Capitel XVII.

Die Republik Columbien.

Wie vorher angeführt worden ist, war schon im Jahre 1811 für Venezuela eine Art Constitution ausgefertigt worden, die indessen durch das Mißgeschick des Krieges eben von nicht großem Werthe wurde, so wie daß nach der Wie-

bereinnahme der Hauptstadt von den Patrioten, die Regierung aus einer Bolivar übertragenen Dictatur bestand. Auf dieselbe Art hatten etwas später die Juntas in Neu-Granada jede verschiedene Constitutionen gebildet, die jedoch alle in den Hauptpunkten übereinstimmten, nämlich Unabhängigkeit von Spanien und einer republikanischen Regierungsart. Nachdem die Patrioten im Anfange des Jahrs 1821 sich im Besitze von beinahe ganz Neu-Granada und des größten Theils von Venezuela sahen, bildeten sie zusammen einen Congreß in der Stadt Cucuta, welche nahe an der Gränze beider Länder liegt, auf welchem sie, den 12. Julius 1821 ein Fundamentalgesetz ausfertigten, wodurch die zwei Staaten Neu-Granada und Venezuela zu einer einzigen untheilbaren Centralrepublik, unter dem Namen la Republica de Colombia, vereinigt wurden, deren Hauptstadt Bogotá seyn sollte, bis künftig eine neue Stadt erbaut werden könnte, die nach dem einstimmig gewählten ersten Präsidenten, Bolivia heißen sollte.

In demselben Jahre, den 20. August, wurde die von demselben Congresse entworfene und noch für die Republik geltende Constitution bekannt gemacht, die meistentheils nach dem Muster der für die vereinigten Staaten von Nordamerika entworfen zu seyn scheint, so weit es der Unterschied zwischen einer centralen und föderativen Regierung erlauben kann. Indessen unterscheiden sich die Constitutionen beider Länder bedeutend in einem Falle von einander, worin die Columbische in Absicht auf den wahren Geist einer freien Regierungsart der letzteren weit nachsteht, nämlich in der Art, die Repräsentanten der Nation zu wählen. Denn da die Nordamerikaner selbst directe ihre Bevollmächtigten beim

Congresse wählen, können die Columbier es nur durch Electoren thun, und ob zwar das Volk durch diese Constitution freilich diejenigen ernennen kann, welche hernach Repräsentanten wählen sollen, wird es gleichwohl nicht für fähig angesehen solche zu erwählen, sondern dadurch gleichsam unter ein vormundschaftliches Corps gesetzt, welches, da es zwischen dem Volke und seinen Bevollmächtigten steht, die Gemeinschaft abschneidet, welche unter ihnen herrschen soll, und die Abhängigkeit aufhebt, in der die letzteren immer in der Meinung und Billigung ihres öffentlichen Betragens bei dem ersteren stehen müssen, welches das eigentliche Fundament einer repräsentativen Staatsverfassung auszumachen scheint. Und mit Rücksicht auf die geringe Anzahl dieser Electoren, nämlich Einer von Viertausend; auf den langen Zeitraum ihres Amtes, vier Jahre; die lange Zeit, welche gewöhnlich zwischen ihrer Ernennung und ihrem eigentlichen Dienstthun, oder dem Votiren, verstreicht; und zuletzt ihr großes Vorrecht nicht allein Repräsentanten und Senatoren, sondern auch den Vicepräsidenten und Präsidenten zu wählen — möchte vielleicht diese Einrichtung mit der Zeit den bezweckten democratischen Geist der Constitution in einen nicht berechneten aristokratischen verwandeln, oder allmählig die republikanische Regierungsart in eine Art Oligarchie verwandeln, und dies um so viel mehr, da die Masse der Nation, oder die farbige Klasse, noch in mehreren Generationen für eine ungewöhnlich große politische Freiheit nicht reif seyn möchte.

Um sowohl die Handhabung der Gesetze zu erleichtern, als wie auch zur Beförderung der Wahl der Mitglieder der Regierung, wird das ganze Gebiet der Republik Columbien

in zwölf Departementos getheilt, welche wieder in Provincias, Cantones und Parroquias zerfallen. Die Regierung eines jeden Departements, das unseren Landeshauptmannschaften sehr nahe kommt, ist einem Intendente übertragen, der vom Präsidenten, mit der Sanction des Congresses ernannt wird. Der Constitution nach erstreckt sich seine Macht nur auf die juristische und ökonomische Administration des Departements, allein im Kriege, so wie bei andern Gelegenheiten, wenn es der Präsident für die allgemeine Sicherheit nothwendig erachtet, kann er auch dem Intendenten den militairischen Befehl beilegen, wenn er anders, welches oft der Fall ist, eine Generalsperson ist. Durch ihn gehen auch alle Decrete der Regierung an die Gouverneure der Provinzen — Gobernadores — die unter dem Intendenten stehen. In der Provinz, worin die Hauptstadt des Departements liegt, giebt es keinen andern Gouverneur als den Intendenten. Da diese beiden Posten meistens von Militairpersonen bekleidet werden, so wird ihnen in solchem Falle immer ein Assessor oder Jurist zur Beihülfe zugestanden. Zunächst unter den Gouverneur stehen die Befehlshaber der Cantone, welche unter dem Namen Juez-politico — politischer Richter — in allen Rechts- und Polizeisachen ihr Urtheil sprechen, und unter sich Alcalden haben, die unsern Fiscalen oder Länsmännern am nächsten entsprechen, und von denen es zwei in jeder Parroquia oder in einem Kirchspiele giebt. Der Alcaldendienst ist durchaus municipalisch; er wird jedes Jahr vom Cantone besetzt, und ist von keinem Lohne begleitet; der Juez-politico dient auch gratis, oder richtiger der Ehre wegen, hat aber gewöhnlich einen Ersatz dafür in einer der Steuerein-

nahmestellen des Staats. Der Lohn des Gouverneurs hängt freilich sehr von der Größe der verschiedenen Provinzen ab, kann aber im Durchschnitt auf 3000 Piaster angeschlagen werden, und die jährlichen Einkünfte der Intendenten auf eine doppelt so große Summe.

Jedes Departement sendet vier Senatoren auf den Congreß, und die Provinzen einen Repräsentanten für eine Anzahl von 30,000 ihrer Bewohner. Um nun diese zu wählen, oder richtiger die Electoren, welche dies thun sollen, versammeln sich in jedem Kirchspiele, den letzten Sonntag im Julius jedes vierte Jahr, alle stimmfähigen Mitbürger. Zu diesen gehöret nur der, welcher Columbier, entweder verheirathet oder ein und zwanzig Jahre alt ist, schreiben und lesen kann, *) ein festes Eigenthum von hundert Piastern besitzt, oder in Ermangelung derselben ein Handwerk oder einen Handel treibt. Diese wählen nun die Electoren des Cantons, einen von Viertausend der Einwohner desselben; allein wenn die Volksmenge des Cantons sich nicht auf diese Anzahl belaufen sollte, hat er doch immer das Recht einen Elector zu wählen. Um dazu gewählt zu werden, ist es nöthig stimmfähig zu seyn, lesen und schreiben zu können, 25 Jahre alt zu seyn, in einem der Kirchspiele des Cantons zu wohnen, für welchen man gewählt wird; entweder ein festes Eigenthum, fünfhundert Piaster werth, zu besitzen, oder 300 Piaster jährliche Einkünfte zu haben, oder auch irgend

*) Durch eine sehr vorsichtige Clausel bei dem Paragraphen in der Constitution, der diese Bedingung bestimmt, hat man sie bis zum Jahre 1840 aufgeschoben, denn sonst hätte man jetzt nicht viele stimmfähige Columbier bekommen.

eine Wissenschaft zu treiben, oder einen wissenschaftlichen Grad zu besitzen. Am ersten October jedes vierten Jahres versammeln sich die Electoren in der Hauptstadt der Provinz und sobald zwei Drittheile ihrer vollen Anzahl beisammen sind, schreiten sie zur Wahl, erst zu der des Präsidenten der Republik, darauf des Vicepräsidenten, dann der Senatoren für das Departement, und zuletzt der Repräsentanten der Provinz.

Der Congreß, der also aus 48 Senatoren und für jetzt aus fast 100 Repräsentanten besteht, muß sich vermöge der Constitution den zweiten Januar jedes Jahr in Bogotá versammeln, und seine Sessionen 90 Tage halten, wenn aber die bestimmten Arbeiten nicht abgeschlossen werden können, wie oft der Fall ist, so kann er 30 Tage verlängert werden. Während dieser Zeit genießen alle Mitglieder des Congresses neun Piaster täglichen Unterhalts, und außerdem für jede Legua — eine halbe schwedische Meile — anderthalb Piaster Reisegeld von ihren Provinzen: bei diesen beiden Abköhnungen soll die erstere die letztere unterstützen, welche im allgemeinen etwas zu sparsam zu sein scheint.

Der Präsident der Republik hat ein jährliches Salarium von 30000 Piastern und der Vicepräsident 18000, mit einer Zulage von 6000 wenn er in der Abwesenheit des ersteren die ausführende Gewalt hat. Außerdem sind sechs Staats-Secretaire, die gegenwärtig folgende sind, für die auswärtigen Angelegenheiten: Señor Revenga; für das Innere: J. Restrepo; für die Finanzen: Castillo; für die Justiz: F. Restrepo; für die Armee: Soublette; und für die Flotte: Clementi. Sie haben alle einen jährlichen Lohn von 6000 Piastern. Der höchste Gerichtshof — La alta Corte de Justi-

cia — besteht aus fünf Mitgliedern, welche auf die Art gewählt werden, daß der Präsident funfzehn Candidaten den Repräsentanten der Kammer vorschlägt, von denen diese zehn wählt, die zuletzt vom Senate auf fünf reducirt werden, welche die Gewählten sind. Außer daß die Mitglieder desselben alle Bedingungen erfüllen müssen, die für die Electoren aufgezählt sind, müssen sie auch Juristen und dreißig Jahre alt seyn. Sie erhalten jährlich 4000 Piaster, und behalten ihr Amt so lange, als die Regierung mit ihrem Verhalten zufrieden ist. Dieser Gerichtshof spricht als letzte Instanz in allen den Sachen, die an ihn verwiesen werden. Außerdem sind in den Provinzen geringere Obergerichte eingerichtet, deren Mitglieder auf den Vorschlag des höchsten Gerichts von der ausführenden Gewalt gewählt werden, und jährlich 3600 Piaster bekommen.

Wenn man zu diesen mit Fleiß aufgezählten Summen noch den Lohn aller Beamten beim Zoll, der Post u. s. w. hinzurechnet, so findet man, daß die Landesadministration unter einer republikanischen Staatsverfassung ziemlich theuer ist. Allein die öffentlichen Gelder werden noch weit mehr von der Armee und Flotte angegriffen, die gegenwärtig ungeheure Summen unter den Ausgaben des Staats ausmachen. — Bis jetzt hat die Columbische Landmacht aus 26000 Mann Infanterie, 5000 Mann Cavallerie und 2000 Mann Artillerie bestanden; aber da die Constitution sagt, daß die Stärke der Armee bei jedem Congresse nach dem dermaligen Bedürfnisse des Landes modificirt werden soll, so hat man Ursache zu vermuthen, daß sie bald bedeutend verringert werden wird. Während des Kriegs war die Ablöhnung derselben, wenn sie anders eine solche bekam, sehr hoch, da ein

Oberſter monatlich für 200 Piaſter, ein Fähnrich für dreißig und ein Soldat für zehn diente, und die übrigen Grade im Verhältniſſe darnach, aber der letzte Congreß hat ſie bedeutend heruntergeſetzt, ſo daß der erſte jetzt 130 und der letzte 6 Piaſter monatlich hat. Nach dieſer Ablöhnungsliſte koſtete doch die Armee im Jahre 1825 ungefähr drei Millionen Piaſter. Durch eine der letzten Congreßacten iſt die Recrutirung der ſtehenden Armee auf einen regelmäßigeren Fuß, als es bisher geweſen, geſtellt worden, da ſie meiſtens in gewaltthätigen und beliebigen Zwangswerbungen beſtand. Alle Columbier von 18—30 Jahren ſind nämlich einer Conſcription unterworfen, wodurch ein Fünftel der Armee jedes Jahr durchs Loos erſetzt wird, und die Zeit der Dienſtpflicht iſt alſo fünf Jahre für die Perſon, indeſſen ſteht es jedem frei einen anderen für ſich zu ſtellen. Außerdem giebt es eine Miliz, beſtehend aus der ganzen männlichen Bevölkerung der Republik von 16—40 Jahren. Dieſe Stärke iſt indeſſen bis jetzt nicht organiſirt worden, außer in den Seeſtädten, wo ſie zu gewiſſen Zeiten des Jahrs exercirt. Sie dürfte für jetzt auch weniger nothwendig ſeyn, denn wenn die alten Veteranbataillone aus Peru nach Hauſe kommen, ſo hat Columbien eine Armee, die wahrſcheinlich mehr als hinreichend iſt das Land gegen die an das Clima nicht gewöhnten Spanier zu vertheidigen, wenigſtens in dem Zuſtande, worin ſich Spanien gegenwärtig befindet.

So verhält es ſich nicht mit der Columbiſchen Marine. Ungeachtet des großen Beſtrebens der Regierung mit ſchweren Koſten ihre Seemacht zu einer ziemlich bedeutenden Höhe zu bringen, iſt dies ihr doch nicht gelungen, und mit Rückſicht auf das, was ſchon hierüber bei der Beſchrei-

bung von Cartagena gesagt ist, muß hier nur hinzugefügt werden, daß ihre ganze Flotte im October 1826 aus drei Fregatten, vier Corvetten, einigen wenigen Briggen und Schönern nebst Kanonenschaluppen bestand, von denen eine Corvette und zwei kleinere Fahrzeuge an der Küste des Südmeers ihre Station haben. Diese Macht wäre jedoch weniger unbedeutend, wenn sie gut bemannt und exercirt wäre, allein da dies jetzt nicht der Fall ist, so ist es wahrlich schwer zu begreifen, warum die Regierung eigensinnig mit einer Macht glänzen will, die sie doch nie aus vorher angeführten Gründen zu einem dem Kostenaufwande entsprechenden Nutzen oder einiger Höhe bringen kann, nicht einmal zu der gewiß nicht schwindelnden der Spanischen Escadre die Spitze bieten zu können. Man kann indessen der Regierung nicht vorwerfen, daß sie nicht thut, was in ihrer Macht steht, um hierin ihre Absicht zu erreichen, und außer dem Ankaufe von Fahrzeugen mit deren Bedürfnissen sind neulich auch Anstalten für den Befehl und die Bemannung getroffen. Zu dem Ende ist eine See-Cadettenschule in Cartagena eingerichtet, aus der die beiden ersten Officiere im Jahre 1825 hervorgingen, und durch ein Gesetz des letzten Congresses sind alle zu Wasser fahrenden Columbier, sowohl zur See als auf den Flüssen einer Conscription unterworfen, wenn sie 14 bis 40 Jahre alt sind, um durch Loosung, wie es erforderlich ist, auf den Kriegsschiffen angestellt zu werden. Wenn die Flotte durch die erste Einrichtung möglicherweise tüchtige Seeofficiere erhalten kann, so bekommt sie wahrscheinlich nicht viele an das Seeleben gewöhnte Matrosen durch die letztere, denn der eigentlichen Seefahrenden giebt es sehr wenige, und die Befahrer der

Flüsse können freilich in Hinsicht auf ihre Menge die Forderungen der Flotte erfüllen, allein so viel weniger auf ihre Beschaffenheit, da ungefähr eben so viele Aehnlichkeit zwischen einem auf dem Flusse schiebenden Böga und einem erfahrnen Matrosen ist, als es zwischen einem im Morasse watenden Sumpfvogel, und einem auf dem Wasser schwimmenden Seevogel seyn kann. Da es schwer ist, die jährlichen Kosten für eine Flotte zu bestimmen, so können die für die hiesige ebenfalls auch nicht genau angegeben, sondern nur erwähnt werden, daß der Minister der Marine für das Jahr 1826 vier Millionen Piaster zur Verbesserung und dem Unterhalte derselben nöthig gehalten hat.

Aus dem Vorigen sieht man also, daß die Ausgaben der Republik im Lande schon ziemlich groß sind, allein ihre Staatskasse hat noch andere, die schwerer sind, nämlich die Liquidirung der ausländischen Anleihen, oder richtiger die bloße Bezahlung der Interessen für dieselben. — Da die Colonie zuerst den Krieg mit dem Mutterlande anfing, hatten die Patrioten nur sehr schwache Mittel zu demselben; denn ob es gleich wahr ist, daß ein Feldzug in Südamerika nicht so viel wie in Europa kostet, da er auf einem weit leichteren Fuß geführt wird, wegen der Bekleidung der Truppen, des Proviants und ebenfalls der Abköhnung; so war doch Geld oder Credit nothwendig zum Einkaufe von Waffen und Ammunition, weshalb der Ausländer darum angesprochen werden mußte. Sowohl auf den Westindischen Inseln als in England fanden sich auch sogleich Speculanten, die bereit waren, theils mit Geld, und theils mit Waaren den kämpfenden Patrioten zu Hülfe zu kommen. Natürlich war aber doch keiner unter ihnen, der sein Eigen-

thum aus bloßem Eifer für den glücklichen Erfolg der guten Sache grade aufs Spiel setzen wollte, besonders da solche Leute weniger bekannt sind aus Enthusiasmus für die Freiheit solche Anerbietungen zu machen, sondern gelockt durch die Aussicht, nach Begründung derselben, einen vielfachen Gewinn zu ernten. Auch waren die Preise so hoch, die Interessen so groß und die Bedingungen im allgemeinen so schwer, daß sie beinahe denen glichen, die Juden gewöhnlich jungen Verschwendern auferlegen, wobei sie ihren eigenen Gewinn so hoch treiben, als es die drückende Verlegenheit der letzteren möglicherweise zugeben will. Kaum hatte also auch die Republik ihre Unabhängigkeit befestigt, so wurden Maaßregeln getroffen, um mit einem Male diese zur Zeit der Noth gemachten Schulden bezahlen zu können. Zu dem Ende wurden bedeutende Anleihen in England 1822 und 1824 gemacht, die sich zusammen auf beinahe vier und dreißig Millionen Piaster beliefen, welche mit sechs Procent jährlicher Zinsen, die jedes halbe Jahr erlegt werden, innerhalb dreißig Jahre wieder bezahlt seyn sollen. Außerdem hat die Regierung einige geringere einheimische Schulden, besonders auch an Officiere und Soldaten seit dem Kriege, da sie selten ihren vollen Sold erhielten.

Die vornehmsten Einkünfte der Republik bestehen im Zolle, dem Tabacksmonopolium, in directen Contributionen, öffentlichen Salzwerken, der Alcabalatare, dem Stempelpapier, den Gold- und Silberminen und dem Postwerke, welche alle in der Ordnung, wie sie genannt sind, obgleich für jetzt unzureichend, zur Bestreitung der Ausgaben des Staats beitragen. Nach dem Plan des Finanzministers für das kommende Jahr, glaubt er doch mit vieler Wahrschein-

lichkeit sie so bedeutend vermehren zu können, daß die Republik nicht nur ganz ordentlich ihre halbjährigen Zinsen von der ausländischen Staatsschuld wird einbezahlen können, das bis jetzt nicht immer der Fall gewesen ist, sondern auch alle die einheimischen Forderungen erfüllen können wird, besonders nachdem die Armee die große Reduction erlitten hat, die sie unter den jetzigen Umständen sehr gut aushalten zu können scheint. Wenn man hierzu die erwartete Bezahlung der Schuld Perus an Columbien, im Kriege und für denselben gemacht, rechnet; so kann man wohl mit Recht hoffen, daß die Finanzen der Republik sich immer mehr und mehr verbessern, und daß die Columbischen Fonds etwas über den niedrigen Punkt steigen werden, worauf sie sich so lange gehalten haben.

Was hierauf einen großen Einfluß hat, ist natürlicherweise der ausländische Handel des Staats, und obgleich er für jetzt lebhaft genug ist, besonders was die eine Seite desselben, die Einfuhr, betrifft, so ist die andere, oder die Ausfuhr, wie begreiflich, von einer so viel größeren Ausdehnung, da es wenige Länder mit mehreren natürlichen Hülfsmitteln und mit geringerer Neigung, sie zu benutzen, als Columbien, giebt. Denn es ist nicht genug, daß dieser Theil von Südamerika im Ueberflusse alle sogenannte Colonialwaaren Westindiens hervorbringen kann, er ist auch im Stande, in seinen gebirgigten Provinzen alle Erzeugnisse des gemäßigten Climas hervorzubringen, und obgleich unter den mineralischen Produkten dieser Gebirge die edlen Metalle am meisten bekannt sind, so vermißt man hier durchaus nicht die nothwendigeren und nützlicheren, denn in denselben Cordilleras, die jetzt allein des Goldes und Silbers

wegen durchgraben werden, findet man auch Eisen, Kupfer und Blei, außer Steinkohlen und Salz; obgleich der Werth der ersteren bis jetzt und wahrscheinlich noch lange die Verabsäumung der letzteren verursachen wird. Man sieht also, daß Columbien vielleicht in der Zukunft, durch die Noth gezwungen, und dazu durch eine sehr vermehrte Volksmenge und noch größere Industrie in den Stand gesetzt, sich in seinen Besitzungen, sogar ohne Handel mit Fremden alles vielleicht wird verschaffen können, was es nöthig hat. Da aber ein solcher Zeitpunkt nicht nur außerhalb der Gränzen der Wahrscheinlichkeit liegt, sondern auch die sanguinischsten Hoffnungen des eingebildetsten Columbiers weit übersteigt, welches beinahe noch mehr ist, so wollen wir uns nicht länger dabei aufhalten, sondern anstatt dessen bei den Produkten dieses Landes verweilen, die jetzt am meisten zum Exporte sich eignen, oder zum Austausche der Menge fremder Manufacturwaaren und auch Rudimaterien, welche das Land nun, und vielleicht noch lange bedarf.

Das was bei der Aufzählung von Columbiens Produkten unläugbar den ersten Platz einnehmen muß, ist Cacao, sowohl wegen der Menge und Güte, in der er hier gebaut wird, als auch deshalb, weil es mit Ausnahme von Goatimala, oder wie es nun genannt wird, die Republik Central-Amerika, kein Land in der neuen Welt giebt, von dem man eigentlich sagen kann, daß es ihn zum Export hat. — Da dieser kleine Baum besonders einen niedrigen, heißen und feuchten Boden liebt, beschattet von einigen größeren Bäumen; so kann es wohl keine Landschaft geben, die besser zum Anbau desselben paßt, als Columbiens niedrigere Provinzen, und diejenigen unter ihnen, die hauptsächlich diese

Frucht hervorbringen, sind die, welche an der Küste von Venezuela, um den See bei Maracaibo, und auf beiden Ufern des Magdalena- und Orinocoflusses liegen. — Obgleich dieser Baum nur erst nach einem Verlaufe von 8 bis 10 Jahren Früchte trägt, so lohnt sich der Anbau desselben doch so sehr mit der Zeit, da er nach dieser Zeit jährlich zwei Ernten zwanzig bis dreißig Jahre hindurch giebt. Er bedarf so wenig der Pflege und Wartung, daß ein Mensch für tausend Bäume hinreichend gehalten wird, die aufs Jahr ungefähr fünf und zwanzig Fanegas*) Cacaobohnen gaben, wovon jede gewöhnlich mit 25 Piastern bezahlt wird. — Es ist schwer zu sagen, wie groß der Export jetzt seyn mag, da der Anbau im Kriege sehr abgenommen hat; allein vor der Revolution wurden allein von Venezuela ungefähr 140,000 Fanegas Cacaobohnen ausgeführt, wodurch das Land ein Einkommen von viertehalb Millionen Piaster erhielt.

Da die Unsicherheit während des Krieges zwischen Spanien und England Cacao auszuführen, der sich nicht gerne länger als ein Jahr hält, den Anbau desselben weniger vortheilhaft machte, nahmen dagegen die Caffeeplantagen unter derselben Periode bedeutend zu, weil sich diese Frucht weit länger hält, und also in den Magazinen verwahrt werden konnte, bis sich eine sichere Gelegenheit zu ihrer Ausfuhr darbot. — Besonders in Venezuela ist dieser Baum mit vieler Betriebsamkeit angepflanzt worden, aber nun fängt man auch nach und nach in den Provinzen von Neu-Gra-

*) Ein Fanega entspricht 12½ Schwedischen Kappen, oder drei solche einer Schwedischen Tonne. (Eine Tonne ist beinahe vier Scheffel.)

nada damit an, welche sehr dienlich dazu sind, denn dieses Gewächs begnügt sich mit weniger Hitze und größerer Dürre als der Cacao, oder grade mit solchen Gegenden, wie die Abhänge und Thäler zwischen den Andes in Menge darbieten. Im Jahre 1812 führte Venezuela 40,000 Quintale*) Caffeebohnen aus, und da dieser Industriezweig merklich zunimmt, so hat man Grund zu behaupten, daß Caffee jetzt der größte Exportartikel Columbiens ist.

Obgleich Indigo in vorigen Zeiten einen bedeutenden Posten unter den Exportwaaren dieses Landes ausmachte, hat doch der Anbau desselben hernach sehr abgenommen. Die Ursache davon ist, daß, da der Krieg theils die Absendung desselben nach Europa erschwerte, wo diese Waare besonders einen so hohen Werth hat, und ihm theils die Menge Arbeiter geraubt hat; die zur Pflege, zum Kochen und Zubereiten desselben nothwendig sind, so gerieth dieser Zweig der Industrie in einen solchen Verfall, daß er sich noch nicht davon hat erholen können, und dies um so viel weniger, da Europa sich unterdessen gewöhnt hat, diese kostbare Waare aus Ostindien zu nehmen, von wo man sie auch für besseren Preis erhält. Es ist freilich wahr, daß der Indigo aus Venezuela und Goatimala noch für den feinsten, der die schönste Farbe giebt, gehalten wird, allein da man ihm zugleich vorwirft, daß er sich nicht so lange hält, als der Ostindische, so ist es wohl die Frage, ob er lange mit diesem Nebenbuhler wetteifern können wird, besonders da der Arbeitslohn, den die Englisch-Ostindische Compagnie bezahlt,

*) Ein Spanisches Gewicht von 100 Pfund, die ungefähr 110 Schwedische ausmachen.

geringer ist, als der, welchen man gewöhnlich in Columbien giebt, und der Unterschied in der Fracht für eine so ungewöhnlich theure Waare ist kaum des Erwähnens werth. — Etwas vor dem Ausbruche der Revolution ging die Ausschiffung des Indigos von Columbien, oder richtiger Venezuela, bis gegen 10,000 Quintale, die im Lande selbst damals zwischen 2 und 300,000 Piastern geschätzt wurden.

Baumwolle ist auch eine in Columbien einheimische Pflanze, die außerordentlich gut in allen an der Küste liegenden niedrigen Provinzen desselben gedeiht, allein sie wird dessen ungeachtet bei weitem nicht mit dem Eifer, wie es in den Zeiten der Spanier der Fall war, angebaut. Was diese Abnahme verursacht hat, ist sowohl das Fallen der Preise für Baumwolle im allgemeinen in Europa, als auch der geringere Werth, worin die Columbische gekommen ist, seitdem man Vergleichungen zwischen ihr und der Baumwolle aus den vereinigten Staaten angestellt hat, welche letztere von einer weit besseren Beschaffenheit ist. Wenn man ehemals in der Provinz Cartagena für den Quintal 20 — 30 Piaster bezahlte, so will man jetzt nicht mehr als acht und zuweilen sechs Piaster geben, wovon die Folge ist, daß man lieber etwas anderes anpflanzt, obgleich die Kosten dabei so geringe, und die Arbeit so unbedeutend ist, daß es auch bei diesem so außerordentlich verminderten Preise sich sehr gut lohnen müßte. Daß die Baumwolle dieses Landes in einen solchen Mißcredit gekommen ist, muß vornämlich sowohl der Nachlässigkeit zugeschrieben werden, mit der man hier immer seine Erde bearbeitet, und also auch die für die Baumwollenplantage bestimmte, als auch der unrechten Art, wie man zuletzt die Baumwolle selbst reinigt. Die erste be-

schränkt sich darauf nur den Wald umzuhauen und ihn anzuzünden, so wie ohne weiteres Pflügen erst Maiskörner in Reihen, zehn Fuß von einander entfernt, zu pflanzen, und wenn diese aufgekommen sind, wird der Baumwollensaame in demselben Abstande von einander dazwischen gepflanzt. So wächst nun die Baumwollenpflanze auf, beschützt von dem höheren Mais, bis sie die gehörige Stärke erlangt hat, und der Mais abgeschnitten wird. Die Baumwolle erhält darauf keine andere Pflege, als die jährliche Reinigung und Ernte, womit man sechs Jahre fortfährt. — Die letztere oder die Saamenreinigung wird gewöhnlich von Frauenzimmern verrichtet, die die Baumwolle mit Stöcken auf der Erde dreschen, um den Saamen davon zu scheiden, das aber selten vollkommen gelingt, so mühsam diese Arbeit auch ist. Im südlichen Theile der vereinigten Staaten dagegen, wird das Land für die Baumwolle jedes Jahr bestellt und zubereitet, und die dadurch erhaltene bessere Ernte wird durch Maschinenwerk gereinigt, das vollkommen den beabsichtigten Zweck erfüllt, die Blume von ihrem Saamen zu reinigen. Man sieht also, daß ein großer Unterschied in der Art beider Länder beim Anbau dieses Gewächses herrscht, und da es außer Zweifel ist, daß der Boden Columbiens wenigstens eben so dienlich zum Anbau der Baumwolle, als der von Nordamerika ist, so ist es auch wahrscheinlich, daß er bei einer eben so sorgfältigen Wartung in dem erstern wie in dem letzteren Lande, auch bald einen eben so großen Credit im Welthandel erhalten würde. —

Vor allen Produkten Columbiens ist indessen keins, dessen Anbau so lahm getrieben wird, als der des Tabacks, der durch das Monopolium der Regierung, wenn nicht zu einem

Importartikel verwandelt ist, doch wenigstens aufgehört hat, eine Exportwaare zu sein. Durch dieses Privilegium ist die Regierung der einzige Tabacksverkäufer im Lande, und der ganze Ertrag dieses Gewächses muß in ihre Magazine gebracht werden, um hernach durch ihre Agenten wieder im Kleinen verkauft werden zu können. Deshalb wagt kein anderer Columbier sich mit dem Tabacksbau abzugeben, als die von der Regierung einregistrirten — Matriculados — welche darauf gegen einen gewissen, von der ersteren bestimmten Preis den ganzen Ertrag desselben ablassen müssen. Darauf wird der Taback in kleine Rollen, jede vom Gewichte eines Pfundes vertheilt, und in diesem Zustande nach den Verkaufsplätzen — Estancas de Tabaco — abgesandt, von denen einer an jedem einigermaaßen bewohnten Orte ist, von der Hauptstadt an bis zum kleinsten Dorfe. — Hier wird er nun dem Volke verkauft, das dafür zwischen vier bis fünfhundert Procent mehr bezahlen muß, als die Regierung gegeben hat, oder beinahe sechsmal so viel, wie er kosten würde, wenn der Anbau des Tabacks Jedem erlaubt wäre. Auf diese Art bezahlt die Regierung jetzt von zwölf bis funfzehn Piaster für einen Quintal Taback, den sie hernach für funfzig und an einigen Orten bis gegen sechszig Piaster verkauft. — Man hatte zwar im Anfange der Unabhängigkeit der Republik und im ersten liberalen Eifer dieses sowohl als auch alle die anderen abscheulichen Spanischen Monopolien abgeschafft; allein man fand bald, daß man sich hierin etwas übereilt hatte, und daß in einem Staate, der sich in einer solchen Geldnoth befindet, es wenigstens bis auf weiter klüger seyn würde, das Tabacksmonopolium um so viel lieber beizubehalten, da es für jetzt der Schatzkammer

zwei Millionen Piaster einbringen wird. Es ist indessen immer die Frage, ob es nicht für die Zukunft besser für den Staat seyn würde, wenn er erst auf leichtere Art Geld schaffen kann, von diesem Privilegium abzustehen, und anstatt dessen einen allgemeinen Anbau desselben aufzumuntern, da er sich dadurch nicht allein einen so viel einträglicheren Exportartikel verschaffte, weil Columbien beinahe überall, die kalten Gebirgsgegenden ausgenommen, Taback hervorbringen kann, der an Güte mit dem von Cuba und Virginien wetteifert — sondern auch dadurch das Einschwärzen der Menge Tabacks verhindern würde, welcher nun jährlich von dem erstgenannten Orte eingeschmuggelt wird: eine Ursache von dem unermeßlich hohen Preise im Lande.

Die Amerikanischen Färbehölzer haben lange einen vortheilhaften Handelsartikel mit Europa ausgemacht, und es giebt keinen Theil der neuen Welt, der sie in größerer Menge als Columbien hervorbringt. Unter diesen Holzarten ist besonders Nachfrage nach Brasilien-, Campeche- und Nicaraguaholz, von denen eine große Menge seit langer Zeit aus den Häfen Neu-Granadas ausgeführt worden ist, und besonders sind es die Provinzen Rio de la Hacha, Santa Marta und Ocaña, deren wilde Waldungen einen unerschöpflichen Ueberfluß an der letztgenannten Holzart haben. Die einzigen Kosten sie zu bekommen sind für das Fällen und den Transport, wovon der letztere um so bedeutender ist, da er meistens auf dem Rücken der Esel geschieht, bis er nach einem der schiffbaren Ströme kommt, auf denen er weiter nach den Seestädten fortgesetzt werden kann. Es ist also sehr wahrscheinlich, daß, sobald die innere Communication

des Landes freier ist, auch dieser Zweig der Industrie bedeutend zunehmen wird.

So lange bis die genannte Communication durch bessere Wege und Fuhrwerke erleichtert ist, wird auch ein anderer ähnlicher Exportartikel unübersteigliche Hindernisse finden, nämlich die Menge schöner Holzarten, die sich sowohl für die Schiffsbaumeister als Tischler passen, und eine unermeßliche Anzahl Cedern-, Mahagony- und Seibasbäume, so wie viele andere, eben so starke als schöne Holzarten in den undurchdringlichen Wäldern verfaulen müssen, ganz allein aus Mangel an brauchbaren Transportmitteln, sie von da weg zu bringen. Und wenn bis jetzt wenig von dieser Waare von Columbien ausgeschifft worden ist, so muß dies nur dem schlechten Zustande zugeschrieben werden, worin sich die Communicationsanstalten dieses an Gewächsen so reichen tropischen Landes befinden.

Außerdem hat Columbien zwei Produkte, welche, ob sie jetzt gleich nicht bedeutender, als kaum zum Bedarf des Landes getrieben werden, doch mit der Zeit wichtige Exportartikel bilden können, nämlich Zucker und Reiß. Das erstere dieser Gewächse kommt üppig in jedem Theile des Landes fort, der nicht über 2000 Fuß über der Oberfläche des Wassers liegt, wird aber am meisten in den Provinzen Cartagena, Mompox, Santa Marta, Mariquita und Varinas gebaut. Im Kriege wurden indessen die vornehmsten Zuckermühlen an diesen Orten zerstört, sind auch hernach nicht gänzlich wiederhergestellt worden, und es sind jetzt kleinere, in denen nun eine Art von braunem groben Zucker — Panela — gekocht wird, nebst einem gelben und schmutzigen Puderzucker, der im Innern des Landes dem raffinirten

weißen vorgezogen wird, welcher nur unten an der Küste zu haben ist, wohin er von Westindien eingeschwärzt wird. — Was die letztere Waare, oder den Reiß betrifft, so wird davon nicht mehr gebaut, als was zur eigenen Consumtion des Landes aufgeht, da aber der Erdboden beinahe überall dazu passend, und das Volk an seinen Anbau gewöhnt ist, weil eine große Menge davon im Lande verbraucht wird, so könnte bei einigem Nachdenken daraus ein sehr bedeutender Exportartikel gemacht werden. Besonders ist es die Gegend um den Fluß Zinu, südlich von Cartagena, die in großer Menge diese Getraideart hervorbringt; indessen behauptet man, daß er sowohl aus dieser Gegend als auch von anderen Oertern in Columbien nicht so gut ist als der aus anderen Ländern, wozu dieselben Ursachen, wie bei der Baumwolle beitragen, oder eine versäumte Pflege und eine nachläßige Reinigung, zwei Hinderniße des Exports, welche durch eine vermehrte Industrie nothwendig gehoben werden müssen.

Bei der Beschreibung der Produkte dieses Landes, mit Hinsicht auf ihren Export, müssen nicht Pferde und Rindvieh vergessen werden, welche auf den ungeheuren Ebenen — Sabanos — im nordöstlichen Theile von Columbien, oder zwischen dem Orinoco, den östlichen Cordilleras und der Küste, in einer beinahe unglaublichen Menge aufgezogen werden. Bei der Ankunft der Spanier im Lande waren diese mit Wald oder mannshohem Grase bewachsenen feuchten Wiesen nur von Tigern oder Crocodilen bewohnt, aber die von ihnen hieher verpflanzten Pferde und das Rindvieh haben sich hernach so unglaublich vermehrt, daß es wenigstens vor dem Kriege schwer war, nur ungefähr ihre Anzahl be-

stimmen zu wollen. Nach der Ausfuhr allein war es damals möglich sie zu errathen, und da in dieser Zeit bloß aus den Häfen in Venezuela nach den Westindischen Inseln jährlich beinahe 180,000 Häute, und ungefähr 10,000 Quintale gesalzenes, und an der Sonne getrocknetes Ochsenfleisch — Tasajo — ausgeführt ward, das von den dortigen Plantageneigenthümern zur Nahrung für ihre Sklaven gebraucht ward, so rechnet man gewiß nicht zu hoch, wenn man annimmt, daß das Land damals anderthalb Millionen Stücke Hornvieh hatte. Außerdem wurden auch Pferde und Maulesel ausgeführt, und man rechnet, daß es hier damals 200,000 der letzteren, und halb so viele von den letzteren gab. Während des Kriegs wurde indessen ein guter Theil dieser Thiere ausgerottet, da man oft auf den Reisen über die Ebenen einen Ochsen schlachtete, bloß zur Mahlzeit für einige Männ; und nachdem man die Zunge davon verzehrt hatte, gab man den ganzen übrigen Körper den Galinazen und anderen Raubvögeln zum Schmause. Eben so gebraucht man oft Pferde auf einem Marsche so lange sie gehen konnten, und sattelte das Gepäck nicht eher ab, als bis sie vor Mattigkeit niederfielen, da man sie dann ihrem Schicksale überließ, und die Reise auf anderen, leicht angeschafften, fortsetzte. — So hat sich die Anzahl dieser Thiere bedeutend vermindert, obgleich noch jetzt eine hinlängliche Menge davon übrig ist, die sich in diesem alles fortpflanzenden Clima bald genug vielfach vermehrt. Außer diesen auf den Ebenen weidenden Thieren haben die Wälder häufig fast in jedem Theile des Landes, der nicht ungewöhnlich kalt ist, einen Ueberfluß an einem großen und fetten Rindvieh, und auf den meisten der hohen Gebirgsebenen giebt es eine große

Menge Schafe, die besonders gut in dem frischen Clima dieser gemäßigten Gegenden gedeihen.

Wenn Columbien vielleicht am meisten seinem östlichen Theile, oder dem ebenen, fruchtbaren Venezuela die oben angeführten vegetabilischen und animalischen Produkte verdankt, so erhält es dagegen die mineralischen größtentheils aus dem westlichen, oder dem von den Andes durchkreuzten Neu-Granada; und obgleich, wie schon gesagt ist, diese Gebirge nicht nur die edlen Metalle enthalten, sondern auch alle die übrigen, so wollen wir uns um so viel lieber auf die ersteren einschränken, da sie ausschließend zu den Exportartikeln gehören, und also eben so sehr gepflegt, als die letzteren versäumt werden.

Vorzüglich ist Gold eins der vornehmsten Produkte Columbiens gewesen und ist es noch, und findet sich in geringerer oder größerer Menge beinahe in jedem Theile seiner bergigten Landschaften, allein besonders in den Provinzen Antioquia, Choco, Popayan und Pamplona, und unter diesen sieht man Choco für diejenige an, welche im Verhältniß ihres Quadratinhalts mehr Gold enthalten soll, als irgend ein bis jetzt bekannter Ort in der Welt, Pamplona hingegen giebt das beste, weil man es dort von der ungewöhnlichen Feinheit von 23 Karat trifft, und Antioquia giebt das meiste, da man gewisse Jahre eine Million Piaster von da hergeholt hat. Da die Arbeit mit diesem Metalle schon bei der Beschreibung der letztgenannten Provinz angeführt ist, so braucht hier nur hinzugefügt zu werden, daß der jährliche Ertrag der Goldminen Columbiens vor der Revolution über drei Millionen Piaster ging, eine Berechnung, die gleichwohl nur von dem Theile hergenommen ist, der gemünzt

und von der Regierung taxirt wurde, aber nicht von dem ganz bedeutenden Theile, der in Goldsand ausgeschmuggelt, oder zu eigenem Bedarf verarbeitet wurde, und vielleicht das jährliche Goldprodukt mit noch einer halben Million vermehrte. — Aus schon angeführten Ursachen, oder der Verminderung der Sklaven, von denen beinahe zwanzig tausend zur Zeit der Spanier zu den hiesigen Grubenarbeiten angewandt wurden, hat dieses Erzeugniß bedeutend abgenommen, so daß voriges Jahr, nach Angabe des Finanzministers, was davon nach der Münztaxe der Schatzkammer zugefallen ist, sich auf nicht mehr als anderthalb Millionen belief.

Obgleich es Silber an vielen Stellen in Columbiens Bergen giebt, so ist es doch bis jetzt nie in so großer Menge wie Gold producirt worden, die Ursache mag nun der vergleichungsweise geringere Werth, oder vielmehr die wirklich geringere Menge desselben seyn, verbunden mit der größeren Schwierigkeit es zu erhalten. Die Silberminen, welche jetzt am bekanntesten sind, liegen in den Provinzen Pamplona, Mariquita und Choco, sind aber bisher so wenig bearbeitet worden, daß sie vor der Revolution nicht bedeutend mehr als 10,000 Piaster jährlich gaben, und nun vielleicht nicht die Hälfte davon, obgleich sie künftig wohl mehr abwerfen möchten, da sie jetzt größtentheils von Engländern bearbeitet werden.

Außer diesen hat Columbien ein drittes edles Metall, das, wenn es auch nicht wegen der Menge bedeutend ist, die man davon bekommt, es wenigstens der Seltenheit wegen in der ganzen übrigen Welt wird, nämlich Platina, die sich kaum an einem andern Orte findet. Man er-

hält sie in der Provinz Choco, zwischen den westlichen Cordilleras und dem stillen Meere, wo sie in Gesellschaft mit Gold angetroffen wird. Es ist schwer zu sagen, wie viel man jährlich davon erhält, da sie größtentheils nach Jamaica heimlich herüber geführt wird, wo sie sich besser bezahlt als hier, da die Regierung sich vorbehalten hat, den ganzen Vorrath, das Pfund zu acht Piastern, zu kaufen, um hernach daraus eine Art Scheidemünze schlagen zu lassen, ein Plan, der indessen aus genannter Ursache schwerlich zur Ausführung kommen wird, wenn die Regierung nicht für gut findet, den Einkaufspreis bedeutend zu erhöhen.

Obgleich die Volksmenge der Republik Columbien vor dem Kriege zu vier Millionen geschätzt wurde, so macht sie gegenwärtig doch nicht mehr als etwas über drittehalb Millionen aus, indessen hat man darüber keine detaillirte Angabe, da eine genaue Zählung seit den Zeiten der Spanier nicht geschehen ist. Indessen wollen wir folgende Eintheilung anführen, die ziemlich zuverlässig die Volksmenge der Departemente in runden Zahlen angiebt, und die zugleich eine kurze Nachricht von der jetzigen statistischen Eintheilung der Republik in zwölf Departemente und acht und dreißig Provinzen giebt.

1. Das Departement Maturin, mit den Provinzen Cumaná, Barcelona und Margarita, zusammen mit 123,000 Einwohnern und der Hauptstadt Cumaná.

2. Venezuela, mit den Provinzen Caraccas und Carabobo, mit 370,000 Einwohnern und der Hauptstadt Caraccas.

3. Orinoco, mit den Provinzen Barinas, Apure und

Guyana; mit 180,000 Einwohnern und der Hauptstadt Barinas.

4. Zulia, mit den Provinzen Maracaibo, Coro, Merida und Truxillo; mit 163,000 Einwohnern und der Hauptstadt Maracaibo.

5. Boyacá, mit den Provinzen Tunja, Socorro, Pamplona und Casanare; mit 444,000 Einwohnern und der Hauptstadt Tunja.

6. Cundinamarca, mit den Provinzen Bogotá, Antioquia, Mariquita und Neiva; mit 371,000 Einwohnern und der Hauptstadt Bogotá.

7. Magdalena, mit den Provinzen Cartagena, Santa Marta, Mompox und Rio de la Hacha; mit 249,000 Einwohnern und der Hauptstadt Cartagena.

8. Cauca, mit den Provinzen Popayan, Choco, Pasto und Buenaventura; mit 192,000 Einwohnern und der Hauptstadt Popayan.

9. Isthmo, mit den Provinzen Panamá und Véragua; mit 80,000 Einwohnern und der Hauptstadt Panamá.

10. Equador, mit den Provinzen Pichincha, Imbabura und Chimborazo; mit 190,000 Einwohnern und der Hauptstadt Quito.

11. Asuay, mit den Provinzen Cuença, Loya und Juan de Bracamoro; mit 210,000 Einwohnern und der Hauptstadt Cuença.

12. Guayaquil, mit den Provinzen Guayaquil und Manabi; mit 150,000 Einwohnern und der Hauptstadt Guayaquil.

Von diesen Departements gehörten die vier ersten zu der ehemaligen Capitaine-Generalschaft Caraccas, oder Ve-

nezuela, und die übrigen zum Vicekönigreiche Neu-Granada, das wieder abgetheilt wurde in die Audiencia Neu-Granada, das aus den fünf mittelsten Provinzen bestand, und die Audiencia Quito, wozu die drei letzten gerechnet wurden.

Nach dieser Berechnung über die Volksmenge der Departemente, beträgt die gesammte Bevölkerung der Republik 2,728,000; und da ihr Gebiet 1,350,000 Englische Quadratmeilen ausmacht, oder eine halbe Meile für jeden Menschen, so giebt es wohl wenige Länder, wenigstens zwischen den Wendekreisen, die so schwach bevölkert sind, wie die Republik Columbien.

Capitel XVIII.

Die Columbier.

Obgleich die jetzige Bevölkerung Columbiens aus drei verschiedenen Welttheilen herstammt, America, Europa und Africa, da die Vorfahren Indianer, Spanier und Neger waren, so kann sie doch jetzt nicht ganz genau in diese drei Abtheilungen zerfallen, da sie durch die Vermischung dieser Racen zuerst mit sich selbst, und hernach mit den daraus entstandenen Abkömmlingen so vermengt worden ist, und die drei verschiedenen Grundfarben, weiß, rothbraun und schwarz so in einander übergegangen sind, daß es bei vielen dieser Bastarde nach der Farbe ihrer Haut eben so schwer anzugeben seyn würde, zu welchem dieser drei Völker sie meistens gehören, als es bei einem Gemälde wäre, alle die

gemischten Farben desselben nach den sieben des Regenbogens zu bestimmen. Da dies natürlich mit der ganzen Bevölkerung nicht der Fall ist, in der noch jetzt, und wahrscheinlich immer, die drei Hauptstämme sich, einem Theile nach, unvermischt mit einander erhalten werden, und da es in jedem Falle nicht möglich ist, den vermischten Racen in allen ihren verschiedenen Zweigen zu folgen; so wollen wir uns damit begnügen, zu den drei Hauptstämmen, Creolen, Indianern und Negern, den ersten Grad ihrer gemeinschaftlichen Abkömmlinge, nämlich Mestizen, Mulatten und Zambos hinzuzufügen.

Die ersten von ihnen, oder Creolen, welche hier Blancos — Weiße — genannt werden, sind eigentlich die, welche von Europäischen Eltern geboren sind, oder solche, deren Voráltern Europäer waren, aber es geschieht oft, daß diejenigen, welche sich nicht so ganz dieses unvermischten Blutes rühmen können, doch mit diesem hier so beneideten Titel beehrt werden, sobald sie nicht so dunkel sind, daß sie zu dem darauf folgenden Grade, den Mestizen gezählt werden. — Unter diesem Namen versteht man die, welche von weißen Vätern und dunklen Müttern*) geboren sind; diese letzteren mögen Indianerinnen oder Mulattinnen seyn. Sie haben deshalb eine schmutzgelbe oder hellbraune Haut, schwarzes lockiges Haar, mehr Europäische Gesichtszüge, und einen vortrefflichen Wuchs, besonders wenn die Mutter eine Mulattin gewesen ist. — Dann kommt der Mulatte, oder

*) Man kann nicht gerne hinzusetzen: oder umgekehrt, denn schwerlich ist es wohl jemals der Fall gewesen, daß eine weiße Mutter ein dunkles Kind zur Welt gebracht hat.

der Bastard von dem Weißen und der Negerinn, mit seinem kurzen krausen Haare, seiner dunkelbraunen Farbe und der Mischung von Afrikanischen und Europäischen Gesichtszügen, so wie mit einem Wuchse, der an Schönheit kaum von dem seiner Mutterbrüder übertroffen werden kann. Dann folgt der Indianer, oder der Eingeborne und Besitzer des Landes, der sich durch seinen kleineren Körperbau, seine bronzfarbene Haut, sein breites Gesicht mit niedriger Stirne und zusammengewachsenen Augenbraunen, und glattem schwarzen Haare auszeichnet, dessen Gränze nur zwei Finger über der Nasenwurzel liegt. — Nach ihm folgt der Zambo, oder Abkomme von einem Indianer oder Mulatten und einer Negerinn, oder umgekehrt, der sich von dem Neger selbst nur durch eine etwas hellere, oder vielmehr schwarz schmutzige Haut, und vielleicht etwas strafferes, weniger krauses Haar unterscheidet. Zuletzt kommt der Afrikaner, den man überall an seiner schwarzen glänzenden Haut, seinem starken, aber geschmeidigen Wuchse, seinem runden Gesichte mit den dicken Lippen, der platten Nase, den breiten Augen, und seinem kurzen wolligen Haar erkennt. Alle diese verschiedenen Racen sind hier in der Ordnung angeführt, wie sie hieselbst im allgemeinen angesehen werden, und hieraus sieht man, daß der Weiße und Schwarze die beiden Endpunkte sind, zwischen welchen die übrigen nach Verhältniß der größeren oder geringeren Masse von Europäischem oder Afrikanischem Blute, das in ihren Adern fließt, geschätzt werden; oder daß sie alle zusammengenommen, wie eine Probecharte von Zeugen betrachtet werden können, die, je heller ihre Farbe ist, im Preise steigen, und vielleicht auch zu gleicher Zeit an Feinheit zunehmen.

Von diesen sechs Racen machen die Weißen, wie man glaubt, kaum ein Sechstel aus, die Indianer ein Drittel, die Neger ein Zwölftel, und die übrigen Bastardracen den Rest, oder beinahe die Hälfte der ganzen Volksmenge.

Unter ihr nehmen die Creolen den ersten Platz mit so viel größerem Rechte ein, da sie, mit Ausnahme einiger wenigen Mulatten und Mestizen diejenigen sind, von denen man ausschließend sagen kann, daß sie einige Aufklärung und Kenntniß von ihrem Lande, der Regierung, und so weiter haben, und also in gewisser Hinsicht die sind, welche eigentlich Columbier genannt werden können. Sie sind es auch, die ganz und gar die Revolution anfingen, leiteten und endigten, woran die anderen Klassen auf keine andere Art, als wie blindlings gehorchende Soldaten Theil nahmen. Auch sind sie nun im ausschließenden Besitze der Regierung, und mit Ausnahme der Generale Paëz und Padilla, giebt es, so viel ich weiß, keinen Farbigen, der jetzt eine der höheren Civil- oder Militairstellen bekleidet, als Intendent, General, Gouverneur, Senator oder Repräsentant, so wie auch keiner eine priesterliche Würde besitzet, und noch weniger sich wegen wissenschaftlicher oder litterärischer Bildung bekannt gemacht hat. Selten sieht man auch, daß einer von den farbigen Klassen ein bedeutendes Vermögen hat, sondern wenn die Rede von einem großen Kaufmanne, vermögenden Eigenthümer oder reichen Grubenbesitzer ist, so versteht es sich von selbst, daß es ein „Blanco“ ist. Mit einem Worte sie sind die aufgeklärtesten, mächtigsten und vermögendsten unter der Volksmenge, und bilden also in der Republik, wenn auch nicht de forma, doch wenigstens de facto die natürlichste, nothwendigste und sicherste Aristo-

cratie, die vielleicht irgend ein Land jetzt oder in der Geschichte aufweisen kann.

Wo die Weißen aufhören, fangen die Mestizen an, das heißt, man sieht sie oft in den Dörfern wie Alcalden, Postmeister, und so gar wie Juez-Politico auftreten. In der Armee bilden sie den Unterbefehl, und zuweilen auch die Subaltern-Officiere. Die meisten kleineren Kaufleute und die Krämer in den Städten gehören zu dieser Klasse, die man auch oft die geringeren Dienste der Schreiber in den öffentlichen Collegien bekleiden sieht. Da sie wegen ihrer etwas dunkleren Farbe allerdings nicht so angesehen sind, wie die Creolen, allein doch nicht von Macht und Ansehen ausgeschlossen sind, und noch weniger ihnen die Hoffnung geraubt ist weiter zu avanciren *), so kann man mit wenigen Worten sagen, daß sie einen Uebergang von den Weißen zu den niedrigeren farbigen Klassen bilden.

Unter diesen betrachtet sich der Mulatte am vornehmsten, und obgleich dunkler als der Indianer, sieht er ihn doch über die Schultern an, als wenn er gleichsam auf sein großes Geschlecht stolz wäre, und wüßte, daß etwas Europäisches Blut in seinen Adern fließt. Er hat auch viele Vorzüge vor dem Eingebornen, und da er den besseren Kopf des Creolen mit der für das Clima passenderen Complexion des Negers vereinigt, findet man bei ihm mehr Industrie und Arbeitsfähigkeit als bei den anderen Klassen. Beinahe alle Handwerker, Seefahrer, und ein großer Theil der

*) Es ist wohl nicht einmal nöthig anzuführen, daß alle diese Unterschiede sich durchaus nicht in der Constitution befinden, sondern nur in der allgemeinen Meinung.

Plantagenanbauer sind auch von dieser Race, so wie Unteroffiziere, Champanenpatrone und Krüger; man sieht auch mehrere von ihnen in den Städten, auf dem Lande und in den Dörfern. Im Kriege gab es viele Beispiele, daß sie durch Geschicklichkeit und Tapferkeit sich zu den höheren Militairgraden emporschwangen, wovon Padilla und Paëz glänzende Beweise sind: und da sie im allgemeinen eben so vielen Muth wie persönliche Tapferkeit haben, verbunden mit einem gewissen Glauben an ihre eigene Macht, so möchten die Weißen möglicherweise in der Zukunft, wenn sich erst eine allgemeine Aufklärung verbreitet hat, von dieser braunen Race allerlei aufrührerische Plane zu fürchten haben, wenn sie sich anders dadurch dieser Besorgniß aussetzen, daß sie die farbigen Klassen zu sehr den Druck des Unterschiedes zwischen den hellen und dunklen Menschenklassen fühlen lassen.

Der Indianer hingegen mit seinem friedlichen, stillen Charakter ist gewesen, ist und bleibt wahrscheinlich lange einer der niedrigsten, deswegen aber nicht unzufriedenen und noch weniger unglücklichen Einwohner in seinem eigenen wahren Vaterlande. Nicht so verschlagen und arbeitsam wie der Mulatte, oder ein so starker Arbeiter wie der Neger, sieht man ihn selten in den Städten oder in größeren Plantagen, sondern am liebsten in Dörfern, wo er in Gemächlichkeit die so wenig Arbeit erfordernde Erde seines Geburtslandes baut. Im Kriege befand sich ein großer Theil von ihnen in den Gliedern der Armee, und ob er gleich im allgemeinen nicht für einen so tapfern Soldaten, wie der Zambo oder Neger gehalten wird, so füllte er um so viel besser seinen Platz, da er bis ins Unglaubliche im Stande

ist Strapazen und Entbehrungen aller Art zu ertragen, und mit einem Filze über die Schultern, dem Gewehre auf dem Arme und einigen Platanen auf dem Bayonette, sah man ihn alle seine Bedürfnisse auf den forcirten Märschen mitnehmen, welche die Armee durch die kaum durchdringlichen Wälder und die von der Sonne glühenden Ebenen dieses Landes machte. Die Indianer machen noch jetzt den größeren Theil der Armee aus, wo sie sich durch ihre Treue und Disciplin auszeichnen, und sind im allgemeinen, in was für einer Beschäftigung man sie findet, ein stilles, zuverläßiges und nüchternes Volk.

Dunkler, stärker und muthiger als der Indianer ist der Zambo, der zum Theil die ungleichen Eigenschaften dieses und des Negers vereinigt, und eine kraftvolle Race bildet, die, freilich gehörig gezügelt, der beste Arbeiter, Matrose und Soldat u. s. w. ist, aber die sich selbst überlassen, oder ohne ein kräftiges Oberhaupt oft einen Charakter zeigt, den wir in seiner höchsten Ausartung bei der Beschreibung von den Bogas auf dem Magdalenaflusse geschildert haben. Sie machen auch die zahlreichsten Mitglieder dieser unbändigen Gilde aus; und wenn man sie an den Flüssen wie Bogas sieht, findet man sie wie Lootsen, Matrosen, Fischer, Soldaten und Arbeiter an der Küste und in den Seestädten, wo sie großentheils auch diesen faulen und trotzigen Pöbel bilden, der sich daselbst im Ueberflusse auf den Gassen umhertreibt.

Zuletzt kommt der Neger, der überall, wo man ihn findet, den niedrigsten Platz einnimmt, und also auch hier, wo er die einzige Race gewesen ist, aus der die Sklaven bestanden, so viel schlechter als der Indianer und Zambo an-

gesehen wird, da ein großer Theil von ihnen noch nicht frei ist. Man bemerkt ihn auch nicht so viel außerhalb des Hauses, wie die genannten Klassen, sondern er hält sich in den Städten, meistens in den Häusern auf, wo er die Geschäfte des Kochs und Knechts verrichtet, und in den größeren Plantagen, wo er allein die Zahl der Arbeitenden ausmacht. Außerdem giebt es eine Menge freie, entweder wie Soldaten, oder auch auf diese oder jene Art losgekauft *), wobei man hinzufügen muß, daß er, in welchem Zustande man ihn hier auch sehen mag, entweder als Sklave, oder Freier, an keinem Orte besser und milder behandelt wird, als in seinem jetzigen Vaterlande Columbien.

Mit Ausnahme einiger Stämme wilder Indianer — **Indios Bravos** — die sich auf den Schneegebirgen bei Santa Marta aufhalten, auf der Küste von Darien und südlich vom Orinoco, so wie an gewissen Stellen in den Provinzen Pasto und Choco, und die, da sie auf keine Weise der Regierung unterworfen sind, auch nicht zu der Columbischen Nation gezählt werden können — haben alle diese verschiedenen Menschenracen dieselbe Religion und reden dieselbe Sprache. Die Römisch-katholische Religion ist nicht allein die allgemein herrschende, sondern auch für die einzige Religion des Staats erklärt, und ob man gleich nicht wie ehemals, wegen eines anderen Glaubensbekenntnisses verfolgt

*) Die Regierung hat gewisse Taxen von Erbschaften und Testamenten angeschlagen, wofür jährlich Sklaven losgekauft werden, und wobei man auf die fleißigsten und bravsten unter ihnen Rücksicht nimmt. Es ist den Sklaven auch erlaubt sich zu Soldaten werben zu lassen, in welchem Falle der Besitzer desselben von jenen Mitteln etwas Bestimmtes erhält.

wird, so ist doch keinem Fremden erlaubt, öffentlich seinen Gottesdienst auf eine andere, als die hier angenommene Art auszuüben, worin zugleich ein Nachlaß der Spanischen Priesterherrschaft und eine sonderbare Inconsequenz bei einer republikanischen Staatsverfassung liegt. Die einzige Ausnahme von dieser unbegreiflichen Intoleranz ist den Engländern bewilligt, welche im letzten Tractate mit Columbien die Erlaubniß erhalten haben, sich in ihren Wohnhäusern versammeln zu können, um dort ihren Gottesdienst nach dem Ritual ihrer Kirche zu verrichten. Als Beweis, wie wenig indessen die Priester geneigt sind eine solche Religionsfreiheit zu befördern, wie wenig liberal sie hierin noch sind, und was für einen Einfluß sie noch auf die unaufgeklärtere Masse der Nation haben; mag ein Vorfall angeführt werden, der sich einige Tage nach meiner Abreise aus der Hauptstadt zutrug, und der ohne die Dazwischenkunft der Regierung wahrscheinlich schlimmere Folgen gehabt hätte, als es nun der Fall war.

Des Abends, den 15. Junius, fühlte man über den größten Theil der gebirgigten Provinzen einige der heftigsten Erdstöße, deren man sich in langer Zeit erinnern konnte, besonders war es aber die Stadt Bogotá, die am meisten davon erschüttert wurde, da mehrere der größeren Gebäude einstürzten und die Cathedralkirche selbst bedeutend litt; indessen setzten nur sehr wenige Menschen ihr Leben dabei zu. Wie früher in Caraccas waren die Priester sogleich bei der Hand, diese Naturbegebenheit zur Beförderung ihrer eigenen intoleranten Absichten zu benutzen, und da sie nun nicht gerne behaupten konnten, daß es eine Strafe der Vorsehung gegen die Feinde des Königs von Spanien sey, er-

klärten sie doch von den Kanzeln, es sey eine Ermahnung an die Regierung und das Volk, einer solchen Menge ausländischer Ketzer nicht zu erlauben, nicht nur das Land zu überschwemmen, sondern auch ihren eigenen Aergerniß gebenden Gottesdienst auszuüben. Die Folge dieser fanatischen Erklärung war die, daß der Pöbel sich auf den Gassen und vor den Häusern hier wohnender angesehenen Fremden zusammenrottete, ohne ihnen indessen einigen Schaden zuzufügen, oder zu wissen, was er eigentlich wollte, das ihm indessen die Priester und Mönche bald würden zu verstehen gegeben haben, wenn nicht die ausführende Gewalt es verhindert hätte. Alle hiesige Engländer und Nordamerikaner sahen sich inzwischen nicht so ganz sicher auf den Gassen an, sondern gingen immer zusammen und bewaffnet, bis die geringere Geneigtheit des Pöbels zu dergleichen Auftritten und sein im allgemeinen guter und harmloser Charakter machte, daß die intoleranten Dünste bald aus ihren Köpfen verdunsteten, um sich wieder in dem Gehirne der Priester, woraus sie hervorgegangen waren, zu verdicken.

In einem Lande, wo solche Auftritte noch in der Hauptstadt selbst eintreffen können, kann wahrlich die allgemeine Aufklärung nicht sonderlich groß seyn, und obgleich freilich viele Ausnahmen davon sich unter den vornehmeren Creolen finden, kann man doch wohl sagen, daß sich die Nation gegenwärtig in einer kindischen Unwissenheit, sowohl in Religionssachen, als auch über sich selbst und die übrige Welt befindet, und dies um so viel mehr, da nur ein sehr unbedeutender Theil derselben lesen kann. Der größte Theil kennt auch nicht mehr als drei Religionen, nämlich: „Christianos, Paganos und Judios“ — Christen, Heiden und

Juden. — Mit dem ersten Namen tituliren sie sich ausschließend selbst; mit dem zweiten bezeichnen sie die wilden Stämme der Indianer, die sich im Gebiete der Republik befinden, und mit dem dritten, oder Juden, beehren sie alle Fremde, die sich nicht zur katholischen Kirche bekennen. Eben so kennen sie in politischer Hinsicht nicht mehr als drei Nationen, nämlich: „los libres Colombianos, los pendejos Espagnoles und los amigos Inglezes“ — die freien Columbier, die infamen Spanier und die Freunde, die Engländer. — Daher kommt es, daß das Wort Estrangero — Fremdling — und Inglez hier im allgemeinen Gespräche ganz gleichbedeutend sind; so wie sie oft Nordamerika und Europa mit dem seit der Revolution bekannteren Namen Inglaterra — England — bezeichnen. Diese Unwissenheit ist allein eine Folge des Spanischen Erziehungssystems, und also nicht von der Dummheit des Volks oder von seinem Widerwillen bessere Begriffe sowohl hierüber als über andere, ihm bis jetzt unbekannte Sachen aufzufassen, denn im Gegentheil, obgleich diejenigen, welche lesen können, freilich keine Bücherwürmer sind, und die übrigen aus den triftigsten Gründen gehindert sind, auf diese Art einige Kenntnisse einzusammeln, so vereinigen sie sich fast alle in dem merkwürdigen Verlangen von Fremden durch Unterhaltung über eine Menge Sachen, Aufklärung zu wünschen, und im allgemeinen kann man ihnen kein größeres Vergnügen machen, als wenn man auf diese Art ihre Wißbegierde befriedigt; wobei sie mit vieler Aufmerksamkeit die Antworten auffassen, die sie auf ihre nicht selten scharfsinnigen Fragen bekommen, so daß man also sagen könnte, daß sie ausschließend Lust und Neigung für den dialogisirenden Unterricht zu haben scheinen.

Diese Bemerkungen gelten nur für die große farbige Masse der Nation, nebst den niedrigeren Klassen der Weißen. Die höheren Creolen, oder was man den besseren Theil des Volkes im Lande nennen könnte, machen hiervon natürlicherweise Ausnahmen, und bei ihnen trifft man sehr oft mehr Aufklärung, nicht so selten Kenntnisse, und beinahe immer Scharfsinn, verbunden mit einer angewöhnlichen Leichtigkeit zu lernen und zu fassen. Diese Eigenschaften trifft man besonders in den gemäßigten Provinzen, wo das Clima größere Anstrengung der Seele erlaubt als in den heißen. Auch merkt man hierin einen bedeutenden Unterschied zwischen den Gebirgsbewohnern und dem Volke des flachen Landes, und dies am meisten bei der jüngeren Generation, die seit der Revolution Gelegenheit gehabt hat, die darnach besser eingerichteten Unterrichtsanstalten sowohl in der Hauptstadt, als in mehreren größeren Städten zu benutzen, aus denen eine Menge Jünglinge hervorgehen, die gewiß mit der Zeit eine nothwendige Verstärkung aufgeklärter Mitbürger bilden werden, um den wenigen jetzigen zu helfen, das noch so schwache, nicht gehörig feste republikanische Gebäude aufrecht zu erhalten und zu begründen.

Um diese Absicht zu erreichen, haben die Columbier wenigstens eine Eigenschaft, die, wenn sie gleich dem Fremden übertrieben und oft lächerlich vorkommt, doch für sie selbst sehr nützlich werden kann, weil sie einen Stolz der Nation befestigt, der mit der Zeit ein besseres Nationalgefühl bilden kann, das gewiß in allen Staaten herrschen muß, allein doch nothwendiger und heilsamer für eine wachsende Republik ist. Diese Eigenschaft ist nämlich der prahlende Stolz, womit sie immer von ihrem eigenen Lande,

ihrer Freiheit, ihrer Constitution, ihrem Befreier, ihren Generalen, ihrer Kriegsmacht u. s. w. sprechen. Nach ihrer Meinung giebt es nämlich kein Land in der Welt, vielleicht mit Ausnahme der „los Estados Unidos“ — vereinigten Staaten — das in Hinsicht auf bürgerliche Freiheit und glückliche Staatsverfassung auf irgend eine Weise mit „la Republica de Colombia“ verglichen werden kann, und sehr oft ist es eine fruchtlose Mühe sie eines anderen überzeugen zu wollen, wenn man anders ein Land zum Vergleiche aufstellen will, welches das in ihren Augen große Unglück hat von einem Könige regiert zu werden, ein Wort, vor welchem sie immer eine gewisse Verachtung und Abscheu zeigen*). Eben so ist es mit ihrer Kriegsmacht und deren Anführern, und derjenige, welcher nicht glauben will, daß die Columbischen Bataillone die auserlesensten Regimenter in Europa übertreffen, oder daß Paëz der geschickteste Cavallerie-General, und Padilla der größte Admiral in der ganzen Welt ist, — der ist in ihren Augen entweder ein neidischer Ausländer, oder auch ein unwissender Zweifler. Allein in diesen Dingen sind sie noch erträglich, denn man kann doch etwas mit ihnen raisonniren: ist aber die Rede von Bolivar, so sind sie ganz eigensinnig; und als Krieger Napoleon, oder als Befreier Washington mit ihm

*) Es ist lächerlich zu sehen, wie sie dies bei allen Gelegenheiten zu zeigen suchen. So sieht man wie sie sich sorgfältig in allen ihren Zeitungen und allen öffentlichen Acten bemühen, immer die Wörter rey, reyno etc. mit kleinen Anfangsbuchstaben zu schreiben, so wie die Wörter Presidente, Republica etc. so groß wie möglich anfangen, um sich auch hierdurch an der verhaßten Regierung unter den Spaniern zu rächen.

vergleichen zu wollen, ist nichts geringeres, als das schrecklichste Verbrechen, denn Bolivar steht in ihren Augen weit höher als jene beiden Männer, die doch die ganze übrige Welt in diesen beiden Fällen mit Recht als die ersten anerkennen zu müssen glaubt; und gewiß wäre es nicht rathsam für einen Franzosen oder Nordamerikaner zu lange die Ueberlegenheit der größten Männer ihrer beiden Länder behaupten zu wollen. — Ohne sich weiter in eine nähere Vergleichung dieser drei Personen einlassen zu wollen — und mit gehöriger Erinnerung an die große Schuld, worin alle große Männer zu Zeit und Umständen stehen, denen sie, aufrichtig gesagt, vielleicht den größeren Theil ihrer Größe zu verdanken haben — kann man wohl behaupten, daß wenige unpartheiische Untersucher sich befugt halten würden Columbiens ersten Präsidenten vor den der vereinigten Staaten, oder den, der die Spanischen Truppen aus Südamerika vertrieb, vor den Mann zu stellen, welcher die Armeen von beinahe ganz Europa besiegte. Dies ist deshalb nicht gesagt, um — wenn es auch möglich wäre — den großen Werth des Columbischen Befreiers herabzusetzen, denn man kann ein sehr großer Mann, und sogar der größte in Südamerika, auch vollkommen zu der fast gränzenlosen Dankbarkeit der Columbischen Nation berechtigt seyn; ohne daß man deshalb nothwendig das verdunkeln muß, was die alte und neue Welt in dieser Hinsicht als das Größte und Glänzendste betrachtet. Und wie im allgemeinen jede Uebertreibung nothwendig eine Reaction verursacht, so ist immer ein zu großes Lob, von ähnlichen Vergleichungen begleitet, für den Ruf eines ausgezeichneten Mannes eher nachtheilig als nützlich, denn es zwingt zu

Vergleichungen in der Meinung der Welt, welche oft die eigenen Verdienste des Mannes, von dem die Rede ist, verdunkeln, und seinen sonst großen Ruf vermindern. Eben so ist es mit Bolivar: ohne ein Washington in der Rathskammer, oder ein Napoleon auf dem Schlachtfelde zu seyn, sind seine Dienste die größten gewesen, die jemals ein Mann seinem Vaterlande hat erweisen können; und von dieser Seite betrachtet, ist er unläugbar einer der merkwürdigsten Personen unserer Zeit, und wird eben so gewiß einer der größten Männer in der Weltgeschichte.

Simon Bolivar (∪ — ∪), der aus einer der reichsten und angesehensten Familien in Caraccas stammt, ward daselbst 1780 geboren. Zufolge einer ungewöhnlichen, und damals selten bewilligten Erlaubniß vom Spanischen Hofe ward er nach Madrid zur Vollendung seiner Erziehung geschickt, und nachdem er sich dort zu dem Ende einige Zeit aufgehalten hatte, durchreisete er einen großen Theil von Europa, worauf er im Jahre 1803 oder in einem Alter von 23 Jahren in sein Vaterland zurückkehrte; die Seele eben so voll von den liberalen Ideen der damaligen Zeit, als aufgebracht über den erniedrigenden Zustand, in welchem sich damals sein eigenes Land befand. Da Miranda kurze Zeit darauf seine patriotische Bahn anfing, äußerte Bolivar sogleich seine Denkungsweise, eilte sich unter seine Fahnen zu stellen, und gab schon im Anfange seines öffentlichen Lebens einen glänzenden Beweis des uneigennützigen Patriotismus, der nachher im Laufe seines Lebens einen so ausgezeichneten Charakterzug ausgemacht hat — durch Freigebung seiner vielen Sklaven und Aufopferung seines beinahe ganzen väterlichen Erbes zum Besten der

heiligen Sache, die er jetzt so eifrig umfaßte. Nach Miranda's Unglück und Tod vereinigten sich die Hoffnungen aller Patrioten in Venezuela beinahe allein auf Bolivar, und er erhielt nun nicht allein den Befehl über die Truppen, sondern auch eine fast unumschränkte Macht, und von dieser Zeit an bis auf die gegenwärtige Zeit hat er wenn nicht de jure, doch wenigstens de facto diese Würde behalten, die er mit der größten Klugheit, Besonnenheit und Uneigennützigkeit ausgeübt hat, deren sich jemals ein Dictator hätte rühmen können. Obgleich die Angelegenheiten der Patrioten in diesem langen Kampfe oft in dem elendesten Zustande waren, und als alle seine Landsleute an einem glücklichen Ausgange verzweifelten, behielt er immer die Hoffnung einmal alle Hindernisse zu besiegen, und seiner Standhaftigkeit muß man unläugbar den glücklichen Ausgang zuschreiben. Um sich indessen eine richtige Idee von seinen Verdiensten hierbei machen zu können, und welche abschreckende Schwierigkeiten er zu überwinden hatte, ist es nöthig das Volk zu kennen, mit welchem er zu thun hatte, und das Land, worin er wirkte. Nicht genug, daß der größte Theil seiner Begleiter kaum die niedrigsten Grade der Civilisation erreicht hatte, so waren auch viele von denen, die wegen ihrer besseren Erziehung und größeren Aufklärung als Beförderer seiner Absichten und Plane hätten angesehen werden müssen, eben so oft seine Nebenbuhler als seine Gehülfen. Es war deshalb nur möglich, durch ruhige Besonnenheit und rasche Entschlossenheit des Charakters, Eigenschaften, die wenige Menschen in dem Grade wie Bolivar besitzen, dieses ganze streitige Interesse, diese Leidenschaften zusammen zu halten, die die Revolution entwickelte und ihnen eine für das Wohl

des Ganzen passende Richtung zu geben. Auf der andern Seite war es oft nothwendig durch eine persönliche Gegenwart entweder die verschiedenen Theile des weiten Landes aufzumuntern oder zu zügeln, das unter seinem Befehle stand, und die Schwierigkeit, die fürchterlichen Berge und Ebenen zu passiren, wo der Reisende jedem Extrem des verschiedenen Climas ausgesetzt ist, und die Nothwendigkeit für den commandirenden General dieselben Strapazen mit dem gemeinsten Soldaten zu theilen, zwangen ihn in diesem ganzen Kriege ein so beschwerliches und mühseliges Leben zu führen, daß jeder Andere, welcher von Natur nicht mit eben so außerordentlichen Seelen- und Körperkräften ausgerüstet gewesen wäre, unumgänglich unter der Last dieser Beschwerden, die er ausgestanden hat, hätte erliegen müssen; welches auch sehr häufig mit seinen Adjutanten der Fall war, denen es selten möglich war, ihm auf seinen beinahe unglaublich schnellen Reisen zu folgen. — Obgleich er keine militairische Erziehung bekommen hat, ersetzte er diesen Mangel durch die Thätigkeit und den brennenden Eifer, womit er sich auf einmal dem Militairfache widmete, wodurch er auch in den Stand gesetzt ward, sich nach einiger Zeit so viele tactische Kenntnisse zu erwerben, als für die Feldzüge, für die er sich bestimmt hatte, nothwendig seyn konnten. Deswegen wurden die Armeen der Independenten unter Bolivars ersten Lehrjahren sehr oft geschlagen, das man mit eben so großem Rechte der Unfähigkeit ihres Anführers, als der Geschicklichkeit des Gegners zuschreiben muß; allein er lernte dadurch so zu sagen siegen, und in den letzten sieben Jahren ist die Columbische Armee nie geschlagen worden, wenn Bolivar sie persönlich angeführt hat. — Bis jetzt hat er auch

mehr Gelegenheit gehabt, seine militairischen, als politischen Talente zu entwickeln, und in der That scheint er auch nicht große Lust zu haben, sich näher mit dem Theile der Regierung zu befassen, der ihm die meiste Veranlassung giebt, die letzteren zu zeigen, und die wenigen Versuche, die er bis jetzt hierin gemacht hat, sind wenigstens nicht von einem so sonderlich glücklichen Erfolge gewesen.

Obgleich Bolivar nicht mehr als 45 Jahre alt ist, sieht er, wie man sagt, doch viel älter aus, eine Folge des kummervollen, beschwerlichen Lebens, das er so lange geführt hat. An Gestalt ist er beinahe klein und mager, aber seine Glieder sind wohl proportionirt, und von ungewöhnlicher Stärke und Gewandtheit, sein Gesicht ist länglicht mit großen dunklen Augen, durchdringend und voll Feuer, die Nase groß und wohlgebildet mit einer kleinen Biegung, das Haar schlicht und schwarz, eben so wie der Backen- und Schnurrbart, die Haut gelbbraun und von der Sonne angegriffen, und in seiner ganzen Physiognomie herrscht ein fester und hoher Ernst, vereinigt mit überlegendem Nachdenken, das wenn er in Gesellschaft, oder von seinen Freunden umgeben ist, einer offenen Güte und einem lebhaften Frohsinn Platz macht. Bei solchen Gelegenheiten ist er munter und gesprächig, voll von Einfällen und Anekdoten. Er tanzt gerne und gut, ist auch sehr artig gegen die Damen, die auch natürlich gegen den allgemein geliebten Libertador nicht schwierig sind. Er ist schon seit langer Zeit Wittwer ohne Kinder, da seine Spanische Frau vor seiner Abreise aus Europa starb. Außer Französisch und Italiänisch spricht er auch etwas Englisch, eine Sprache, die er im Kriege lernte, da er immer zwei

Englische Adjutanten und einen Leibmedikus von eben der Nation hatte. Er lebt sehr mäßig, ißt wenig, trinkt keine starke Getränke und nicht viel Wein; raucht auch selten Taback; er schläft wenig, steht gerne zuerst auf, und legt sich zuletzt. Zu seinen Fehlern zählt man einen etwas unbeständigen und heftigen Ausbruch seines Gemüths, wobei er sich oft vergeht, und gegen Jedermann übereilte und beleidigende Ausdrücke gebraucht, über welche er hernach selbst mißvergnügt ist, und auf alle Art diejenigen zu versöhnen sucht, welche er so verunglimpft hat. Mit eben dem Rechte wirft man ihm eine etwas zu starke Neigung zu dem schönen Geschlechte vor, die besonders bei einem solchen Manne nicht gerne ohne unangenehme Folgen für ihn und Andere ablaufen könnte, wenn es nicht in einem Lande wäre, wo man im allgemeinen in dieser Hinsicht grade nicht so gewissenhaft und exemplarisch lebt. So wie die meisten seiner Landsleute hat er noch eine merkliche Schwäche für das Glänzende in seiner Kleidung, die im Anfange des Kriegs ins Lächerliche fiel, da er beständig mehrere Maulesel bei sich hatte, die mit seiner großen und kostbaren Garderobe beladen waren. Daß diese in späteren Zeiten nicht immer dem Hauptquartiere folgen konnten, und daß der commandirende General nicht immer überflüssig equipirt war, beweiset folgender Vorfall, der außerdem eine Idee von den Beschwerlichkeiten dieses Kriegs und Bolivars Art mit seinen Officieren umzugehen, giebt.

Sogleich nach der Schlacht bei Boyacá und bei seiner Ankunft in Bogotá, gab Bolivar den dortigen vornehmsten Familien und seinen Officieren ein großes Fest. Kurze Zeit vor dem Auftragen des Essens und nach der

Ankunft der übrigen Gesellschaft kam ein Englischer Oberst, der, da er dem General seine Verbeugung machte, von ihm die sonderbare Frage bekam: Mein bester Oberst, wie kommt es, daß Sie ein so schmutziges Hemde bei einem so großen Mittage tragen? Der Oberst antwortete sogleich, daß ihm dies sehr unangenehm sey, allein die Wahrheit zu gestehen, sey es das einzige Hemde was er hätte. Bolivar lächelte darüber, und ließ seinen Major-Domo kommen, dem er befahl, dem Obersten eins von seinen Hemden zu geben. Dieser wußte nicht, was er thun sollte, blieb verlegen stehen und sah den General an, worauf dieser ungeduldig den Befehl mit dem Zusatze erneuerte: Warum thun Sie nicht, was ich sage, das Essen ist ja bald auf dem Tische. Nun konnte der arme Mann die Erklärung nicht länger aufschieben, und mit stammelndem Tone antwortete er: Ew. Excellenz haben nicht mehr als zwei Hemden, das eine auf dem Leibe und das andere in der Wäsche. Diese Antwort erregte Bolivars herzliches Gelächter, woran auch die übrige Gesellschaft Theil nahm, worauf er, sich zum Obersten wendend, lächelnd hinzufügte: Die Spanier haben sich so schnell vor uns zurückgezogen, mein lieber Oberst, daß ich mein Gepäck nothgedrungen bei der Arrièregarde habe lassen müssen.

Durch die außerordentliche Geschicklichkeit, Energie und Uneigennützigkeit, die er im Kriege bewiesen, so wie durch die unschätzbaren Dienste, die er seinem Vaterlande geleistet hat, besitzt Bolivar auch die größte Liebe, die wohl jemals ein Chef in irgend einem Lande besessen hat. Obgleich wohl dieser oder jener von den andern Generalen vielleicht mit neidischen Augen seinen politischen Bewegun-

gen folget, so ist doch der größere Theil der höheren Officiere und Beamten von aufrichtiger Freundschaft für seine Person eingenommen, so wie von einer enthusiastischen Bewunderung seiner großen Eigenschaften; und von den Soldaten und der niedrigeren Volksklasse kann man nicht sagen, daß sie ihn nur lieben, sondern richtiger, daß sie zu ihm mit einer beinahe abgöttischen Verehrung emporsehen. Da keiner von den anderen Männern und Generalen aus der Zeit der Revolution nicht einmal den zweiten Platz nach ihm einnimmt, so kann man auch sagen, daß Bolivar ganz allein an der Spitze der Columbischen Regierung steht, und sowohl deshalb, als auch wegen des unbegränzten Einflusses, den er auf die Nation hat, kann er mit vollem Rechte Ludwigs XIV. Aeußerung „Moi, c'est l'Etat" auf sich anwenden, und dies um so viel mehr, da er der Einzige ist, der es vermag, das Ganze zusammen zu halten, dessen künftige Form schwer vorherzusehen ist, wenn Bolivar nicht lange genug lebt, um die Regierung auf eine oder die andere Art sicherer zu begründen, und die Nation genug aufzuklären, um sie hernach als Monarchie, Republik, Dictatorat, oder wie sie sie sonst zu nennen belieben mögen, zu erhalten.

Eine gefährliche Klippe für die jetzige centrale Regierungsart ist die Uneinigkeit, welche unter den Columbiern gegenseitig herrscht, oder die Antipathie, die wahrscheinlich nie auszurotten ist, unter den Einwohnern von Venezuela und Neu-Granada. Dieses Gefühl ist uralt, und hat eine politische und physische Ursache: die erstere muß durchaus ganz der boshaften und eigennützigen Politik der Spanier zugeschrieben werden, die ihre Rechnung dabei fand auf alle

Weise Eifersucht und Feindschaft unter den verschiedenen Provinzen zu befördern; die letztere dagegen hat einen nicht so boshaften, aber natürlicheren Grund in den ungleichen Sitten und der Lebensart, welche in diesen beiden Ländern herrschen, von denen das eine oder Venezuela meistentheils aus brennenden Ebenen besteht, und das andere, Neu-Granada größtentheils von den kalten Cordilleras durchschnitten wird, die seinen Provinzen ein gemäßigteres Clima schenken. Diese große Verschiedenheit des Climas muß nothwendig mit der Zeit die Einwohner in vielen Fällen verschieden machen, und so wie man bei dem Venezuelaner mehr Raschheit und Arbeitsamkeit, verbunden mit einem übermüthigen Stolze bemerkt, glaubt man mehr Bravheit, besseren natürlichen Verstand und mehrere Kenntnisse bei dem Bewohner von Neu-Granada zu finden. Der erstere wirft auch dem letzteren seine Langsamkeit und Hinterlist vor, während er von diesem geringerer Bildung und der Dummdreistigkeit beschuldigt wird.

Uebrigens kann man im allgemeinen von den Columbiern sagen, daß die Hauptzüge ihres Charakters Stolz und Gemächlichkeit sind, von denen der erstere eine Erbschaft von ihren Vorvätern, den Spaniern, ist, und der letztere eine natürliche Folge ihres jetzigen Vaterlandes. Hiermit verbinden sie eine gewisse Bedachtsamkeit und Vorsichtigkeit, und lassen sich nicht gerne überraschen; auch ist es sehr schwer, bei ihnen eine starke Gemüthsbewegung hervorzubringen, das indessen vielleicht eben so viel einer gewissen Verstellung als Gefühllosigkeit zugeschrieben werden muß. Mit einer Ordentlichkeit, die an Uebertreibung gränzt, sowohl in ihrem Betragen als in ihren Geschäften, vereini-

gen folget, so ist doch der größere Theil der höheren Officiere und Beamten von aufrichtiger Freundschaft für seine Person eingenommen, so wie von einer enthusiastischen Bewunderung seiner großen Eigenschaften; und von den Soldaten und der niedrigeren Volksklasse kann man nicht sagen, daß sie ihn nur lieben, sondern richtiger, daß sie zu ihm mit einer beinahe abgöttischen Verehrung emporsehen. Da keiner von den anderen Männern und Generalen aus der Zeit der Revolution nicht einmal den zweiten Platz nach ihm einnimmt, so kann man auch sagen, daß Bolivar ganz allein an der Spitze der Columbischen Regierung steht, und sowohl deshalb, als auch wegen des unbegränzten Einflusses, den er auf die Nation hat, kann er mit vollem Rechte Ludwigs XIV. Aeußerung „Moi, c'est l'Etat" auf sich anwenden, und dies um so viel mehr, da er der Einzige ist, der es vermag, das Ganze zusammen zu halten, dessen künftige Form schwer vorherzusehen ist, wenn Bolivar nicht lange genug lebt, um die Regierung auf eine oder die andere Art sicherer zu begründen, und die Nation genug aufzuklären, um sie hernach als Monarchie, Republik, Dictatorat, oder wie sie sie sonst zu nennen belieben mögen, zu erhalten.

Eine gefährliche Klippe für die jetzige centrale Regierungsart ist die Uneinigkeit, welche unter den Columbiern gegenseitig herrscht, oder die Antipathie, die wahrscheinlich nie auszurotten ist, unter den Einwohnern von Venezuela und Neu-Granada. Dieses Gefühl ist uralt, und hat eine politische und physische Ursache: die erstere muß durchaus ganz der boshaften und eigennützigen Politik der Spanier zugeschrieben werden, die ihre Rechnung dabei fand auf alle

Weise Eifersucht und Feindschaft unter den verschiedenen Provinzen zu befördern; die letztere dagegen hat einen nicht so boshaften, aber natürlicheren Grund in den ungleichen Sitten und der Lebensart, welche in diesen beiden Ländern herrschen, von denen das eine oder Venezuela meistentheils aus brennenden Ebenen besteht, und das andere, Neu-Granada größtentheils von den kalten Cordilleras durchschnitten wird, die seinen Provinzen ein gemäßigteres Clima schenken. Diese große Verschiedenheit des Climas muß nothwendig mit der Zeit die Einwohner in vielen Fällen verschieden machen, und so wie man bei dem Venezuelaner mehr Raschheit und Arbeitsamkeit, verbunden mit einem übermüthigen Stolze bemerkt, glaubt man mehr Bravheit, besseren natürlichen Verstand und mehrere Kenntnisse bei dem Bewohner von Neu-Granada zu finden. Der erstere wirft auch dem letzteren seine Langsamkeit und Hinterlist vor, während er von diesem geringerer Bildung und der Dummdreistigkeit beschuldigt wird.

Uebrigens kann man im allgemeinen von den Columbiern sagen, daß die Hauptzüge ihres Charakters Stolz und Gemächlichkeit sind, von denen der erstere eine Erbschaft von ihren Vorvätern, den Spaniern, ist, und der letztere eine natürliche Folge ihres jetzigen Vaterlandes. Hiermit verbinden sie eine gewisse Bedachtsamkeit und Vorsichtigkeit, und lassen sich nicht gerne überraschen; auch ist es sehr schwer, bei ihnen eine starke Gemüthsbewegung hervorzubringen, das indessen vielleicht eben so viel einer gewissen Verstellung als Gefühllosigkeit zugeschrieben werden muß. Mit einer Ordentlichkeit, die an Uebertreibung gränzt, sowohl in ihrem Betragen als in ihren Geschäften, vereini-

gen sie eine unerklärbare Neigung zu hohen Hazardspielen, und derselbe Mann, der am Morgen in die schrecklichste Hitze versetzt wird, wenn man bei einem Kaufe einen halben Real abdingen will, kann am Abend mit der größten Kälte beim Spieltische seine Dublonen wegwerfen. Nüchtern zu dem Grade, daß sie darin andern Nationen zur Nachahmung dienen könnten, sieht man nie Jemand von ihnen mit starken Getränken überladen, und derjenige, welcher sich einmal die Beschuldigung „Emborrachado" — Betrunken — zugezogen hat, der hat, wenn nicht für immer, doch wenigstens für längere Zeit die Achtung und den guten Ruf seiner Landsleute verloren. Sonst sind sie frohe Gesellschafter, und lassen die Unterhaltung wenigstens nie aufhören, sondern unterhalten sie beständig mit ihren langen Reden, die mit Uebertreibungen angefüllt und begleitet von Gesticulationen, wohl Declamationen genannt werden könnten, obgleich sie sehr oft solche Gegenstände behandeln, die wir zu der Rubrik des Geschwätzes zählen, und die Engländer noch besser mit dem Worte Chitchat benennen. — Zu artig, um so ganz aufrichtig seyn zu können, muß man ihren vielen freundschaftsvollen Versicherungen nicht glauben, besonders wenn dies eine Angelegenheit betrifft, welche eine Thätigkeit erfordert, die auch noch so wenig ihre gewöhnliche Trägheit übersteigt; und besonders muß ein Fremder in dieser Hinsicht sehr behutsam seyn, um nicht durch zu oft wiederholte Erinnerungen ihre warmen Versicherungen und laue Hülfsleistung in leere Ausflüchte und eine kalte Unthätigkeit zu verwandeln.

Zuletzt muß bei diesem kurzen Charaktergemälde der Einwohner von Columbien dasselbe hinzugefügt werden,

was für alle andere Nationen gilt, nämlich, daß es Ausnahmen von den angeführten Regeln immer giebt, welches auch die Folge hat, daß die kürzeste Beschreibung, wenn auch nicht die beste, wenigstens die sicherste ist, denn je weiter man eindringen, und je mehrere Details man entwickeln will, je mehr ist man auch in Gefahr, in Uneinigkeit mit sich selbst zu kommen, und folglich noch mehr mit andern Beobachtern; welches auch bei der Zeichnung einer im allgemeinen so unbestimmten und vielseitigen Sache unvermeidlich ist, wie der Charakter eines Volks ist, besonders wenn seine Bildung den rohen, unaufgeklärten Zustand eines wilden Stammes beinahe übersteigt, aber noch mehr dann, wenn er durch Vermischung von ungleichartigen Menschenracen und Climaten so vielen Variationen wie der der Columbier unterworfen ist.

Capitel XIX.

Besuch bei Tequendama.

Etwas mehr als 20 Meilen südwest von Bogotá ist das merkwürdigste Wunder der Natur in Columbien, und gewiß eins der größten in der ganzen Welt, nämlich der Wasserfall Tequendama. Der Fluß Bogotá, der in der nordöstlichen Ecke der Ebene auf den dortigen Gebirgen entspringt, läuft darauf über die ganze Ebene von Bogotá, wobei er eine Menge kleinerer Flüsse aufnimmt, so daß er an der südwestlichen Ecke von einer bedeutenden Größe ist, wo er die daselbst befindliche Bergkette durchbricht, und sich

bei Tequendama auf einmal senkrecht in das auf der andern Seite liegende Magdalenathal stürzt.

Obgleich die jetzige Regenzeit nicht das günstigste Wetter zur Betrachtung dieses seltenen Schauspiels mit sich führte, so ließ mir doch die bald bevorstehende Abreise von der Hauptstadt keine Wahl einer besseren Jahrszeit übrig, und den 29. May, des Nachmittags, ritt ich auf dem ebenen und breiten Wege von Bogotá ab, über die Ebene nach dem Dorfe Soacha. Da mein Freund, Doctor Hoyos, natürlich mehrmals vorher dasselbe gesehen hatte, und jetzt seine Vorlesungen im Collegium nicht versäumen konnte, auch außerdem kein Fremder, der bis zum Eintreffen der trockenen Jahreszeit zu warten im Stande war, nun Gesellschaft machen wollte, so war ich denn auch ohne andere Begleitung, als einen Indianischen Burschen, dessen Vater Besitzer der beiden Pferde war, auf welchen wir bei einem einander bespritzenden Galopp über die mit Wasser angefüllte und schmutzige Ebene dahineilten.

Obgleich das Wetter des Nachmittags sehr klar war, und die Sonne durch die vertheilten Wolken hell hervorblickte, welche am Vormittage schwer und Regen gebend über der Stadt geruht hatten, eilten wir doch mit dem über die Ebene beinahe immer gebräuchlichen Galopp davon, um vor dem Untergange der Sonne das zwölf Meilen von Bogotá liegende Dorf Soacha zu erreichen, wo wir um so viel lieber Nachtquartier nehmen mußten, da hier während der Regenzeit selten ein Abend ohne einen heftigen Regenschauer vorübergeht. Das Land auf beiden Seiten des Weges war von eben der fruchtbaren, obgleich etwas einförmigen Beschaffenheit, wie es schon zwischen Facatativa und

Bogotá beschrieben ist, oder bestehend aus beinahe unabsehlichen Weiden, hie und da von Getraidefelhern durchschnitten, zwischen welchen zerstreute Häuser und Dörfer lagen, umpflanzt mit Weiden und schwach von Obstbäumen beschattet. Im Hintergrunde lag die Hauptstadt, deren viele von den weniger senkrechten Strahlen der Nachmittagssonne stark beleuchteten Kirchen und Klöster schön gegen die gleich hinter ihr liegenden Gebirgsgipfel hervorglänzten. Im Vordergrunde stand die dunkle Bergkette, welche die westliche Gränze der Ebene von Bogotá und den Raum zwischen ihr und dem Magdalenathale bildet: zur Linken lagen die südlichen Theile der weiten Ebene, die eine Zeitlang eben und sichtbar, darauf mehr und mehr von den beiden eben genannten Bergketten zusammen gedrängt werden, die zuletzt weiter nach Süden in dieser Gegend das Thal und die Aussicht beschließen; zur Rechten hingegen ist diese letztere unbegränzter, und beinahe so weit offen, als das Auge über die weite Ebene reichen kann, deren undeutliche, dunkle Partien in weiter Entfernung mit dem dunkelgrauen Bergrücken zusammenfließen, der, wie eine Schutzmauer die Ebene im Norden und Osten umgiebt; zwischen welcher und seinem eigenen niedrigen Standpunkte das Auge keinen merklicheren Gegenstand entdecken kann, als den ruhigen Bogotáfluß, der etwas rechts vom Wege fließend, unter großen Umwegen und Biegungen sich langsam den vor ihm liegenden Gebirgen nähert, ängstlich einen Ausweg durch diese suchend, als wenn es ihm ahnete, wie theuer er etwas weiter vorwärts denselben durch den fürchterlichen Fall bei Tequendama erkaufen muß.

Etwas vor Sonnenuntergang trafen wir ziemlich be-

schmutzt in dem kleinen Dorfe Soacha ein, wo mein Begleiter uns bei einer guten alten Frau einquartierte, die unter dem Namen Señora Josepha, allen Fremden, die den Wasserfall besuchen, als die beste Wirthin in dem gewöhnlichen Nachtquartiere dieses Dorfs bekannt ist. Sie ihrerseits glaubte mich und den Zweck meiner Reise auch sogleich zu kennen, da sie mich bei meinem Eintritte ins Zimmer den dortigen Personen wie „un Ingles, que quiere ver el Salto" — einen Engländer, der den Wasserfall sehen will — vorstellte, als wenn es eben so gewiß wäre, daß man ein Engländer seyn muß, wenn man kein Columbier ist, und daß man Tequendama sehen muß, wenn man nach Soacha kommt. Ob ich gleich wußte, daß es vergebliche Mühe seyn würde, ihr das Gegentheil zu sagen, oder der Gesellschaft weitere Aufklärung zu verschaffen, wenn ich erklärte, daß ich ein Schwede war, oder meinen Namen sagte, so konnte ich doch nicht unterlassen, der gesprächigen Frau ein kleines Dementi zu geben, da sie mit einer so entschiedenen Sicherheit die Meinung der Uebrigen zu leiten schien; und indem ich den Wunsch, den Wasserfall zu sehen, zugestand, erklärte ich, daß ich kein Engländer wäre. Ohne über ihren Irrthum verlegen zu seyn, glaubte sie ihn durch ein „Entonces es un Francez" — dann ist es ein Franzose — berichtigen zu können, das sie mit einer vergnügten Gewißheit der Gesellschaft mittheilte, ohne Zweifel froh darüber, hierdurch Gelegenheit zu zeigen bekommen zu haben, daß sie mehr als eine fremde Nation kenne. Allein da ich sie mit einem „Tampoco, Señora!" — eben so wenig, Frau Wirthin — unterbrach, hatte sie beinahe durchaus ihre Fassung verloren, bis sie endlich, nach einigem Beden-

ken sich mit einer triumphirenden Miene an mich wandte und ausrief: Pues, Señor! Usted viene de los Estados Unidos!“ — Gut, mein Herr! Sie kommen von den vereinigten Staaten! — und da sie darauf von neuem die harte Antwort „tampoco“ erhalten hatte, ward die Frau ganz verwirrt, steckte ihre Cigarre hinter das Ohr, setzte sich verlegen und fragte verwundert: „Pero de donde viene Usted entonces?“ — Aber woher kommen Sie denn? — Da ich die gute Frau wirklich bedauerte, die mit allen ihren geographischen Kenntnissen bekennen mußte, daß sie nicht begriff, woher derjenige kommen konnte, welcher nicht in Südamerika oder Spanien zu Hause, und weder Engländer, Franzose noch Nordamerikaner war, welches doch alle die Länder und Nationen waren, von denen sie hatte reden hören, — so sparte ich nun keine Mühe, ihr und der Gesellschaft, so viel wie möglich, auch eine Idee von Schweden zu geben, worin ich, wie ich mir schmeichle, so glücklich war, daß sie bei einer darüber möglicherweise vorkommenden Unterhaltung wenigstens nicht denselben Fehler begehen werden, den ich einmal in einer Gesellschaft in Frankreich hörte, wo eine Person, die gereiset war, und Ansprüche auf Bildung machte, auch übrigens zu den gens comme il faut gehörte, in Schwedens Hauptstadt gewesen zu seyn erzählte, „en accompagnant la division de General Mortier jusqu'à Stralsund.“ —

Den anderen Morgen waren wir vor Aufgange der Sonne fertig, und nachdem wir eine Tasse Chocolade getrunken hatten, setzten wir uns sogleich zu Pferde, um zu guter Zeit des Morgens in Tequendama zu seyn, weil man

dann am ersten auf schönes Wetter in dieser sonst so regnigten und bewölkten Jahrszeit rechnen kann. Es war nun auch ein sehr schöner Morgen, und die Sonne ging oder eilte vielmehr an einem beinahe unbewölkten Horizonte hin, der freilich weiter am Tage, wie gewöhnlich, sich mit dicken Wolken überzog. Ueber große weitläuftige mit Rindvieh und Pferden angefüllte Weiden, worüber viele oder richtiger gar kein bestimmter Weg ging, und durch welche der Bogotáfluß sich nach Belieben schlängelte, kamen wir endlich halb sieben Uhr an eine leichte Brücke aus Bambusrohr, auf der man den hier ruhigen und breiten Fluß passirt, welcher darauf einen großen Umweg zur Linken um eine hier anfangende Gebirgsreihe macht, und den man nicht eher als bei Tequendama in einem ganz verschiedenen Zustande wiedersieht. — Etwas auf der anderen Seite der Brücke liegt eine große Hacienda, Namens Canoas, drei Meilen von Soacha und sechs vom Wasserfalle entfernt. Von hier geht der Weg bald die mit Gras bekleideten Anhöhen hinauf, die hier den Uebergang zwischen der Bogotá-Ebene und der südwestlichen Gebirgskette bilden. Die Aussicht erweiterte sich nun mit jedem Schritte, und endlich lag ein bedeutender Theil der großen Ebene wie eine ausgespannte Charte vor dem Reisenden. Man sah hier deutlich die Hauptstadt, mit ihrem dunklen Bergrücken hinter sich, mehrere Dörfer, außer dem zunächst liegenden Soacha, eine Menge einsam liegender Häuser und Landstellen, den Fluß Bogotá, der ruhig und klar, sich in vielen Gestalten durch Wiesen und Aecker schlängelt, und endlich einige kleinere Landseen weit entfernt zur Linken, die durch geringere Bäche in Verbindung mit eben genanntem Flusse stehen. —

Darauf dringt man in die höher liegenden mit Wald bedeckten Berge ein, wo bald die freiere Aussicht über die große Ebene in eingeschränktere von geringeren Bergpartien sich verändert, bestehend aus kleineren Anhöhen, überall bewachsen mit einem hohen und dicken Walde, zwischen welchen oft ein enges, grasreiches Thal, bewässert von einem klaren Bache, und belebt durch eine kleine, einsam liegende Roza, versteckt lag, und den sonst beschwerlichen und schmutzigen Weg kurz und angenehm machte. Nachdem wir so eine halbe Stunde geritten waren, wobei der Weg allmählig etwas bergab gegangen, und ungebahnter und enger, so wie wegen der dichten Zweige und Büsche schwer zu passiren geworden war, kamen wir zuletzt an eine kleine Oeffnung in dem dichten Walde, wo mein Begleiter hielt und mir sagte, daß wir absteigen und die Pferde festbinden müßten, weil wir sie nun nicht länger auf dem bergab gehenden steilen Fußsteige nach dem Wasserfall benutzen könnten.

So wie wir absaßen, hörte man auch das dumpfe Getöse des Wasserfalls, welches man vorher theils wegen des beständigen Plätscherns der Pferde auf dem mit Wasser und Schmutz angefüllten Wege, theils wegen des Prasselns beim Wegbiegen der über ihn hängenden Zweige nicht hatte hören können. Nachdem wir unsere Pferde an einen Baum gebunden hatten, fingen wir sogleich an den steilen, schmutzigen und schlüpfrigen Fußsteig hinabzuklettern, dessen steile mit hinabrinnendem Regenwasser gefüllte Absätze geschwätzig von dem benachbarten Wasserfalle zu erzählen schienen, der, obgleich man ihn noch nicht sah, doch schon zu merken war, denn nebst dem Getöse, das man nun deutlicher hörte,

füllte sich auch die Luft mit wässerigen Dünsten, die von ihm aufstiegen, und wie ein feiner und kalter Regen zur Erde fielen. Diese beiden Dinge, das Getöse und der Regen nahmen auch bei jeder Biegung und jedem Absatze des Fußsteiges immer mehr und mehr zu, als wenn die Natur, bange, durch das schnelle Zeigen des Falles selbst, auf einen Sinn zu stark zu wirken, durch vorhergegangene Beschäftigung der beiden andern die nothwendige Ueberraschung mildern wollte, die eine solche Scene immer verursacht. Ungeduldig bald zu dem mit jedem Schritte sich immer stärker verrathenden Naturwunder zu gelangen, und gleichsam berauscht von dem heftigen Getöse und dem herabfallenden Regen, liefen, sprangen oder rutschten wir wechselsweise die mit undurchsichtigen Wänden von Laub eingefaßten Zickzacke des Fußsteiges hinab, bis endlich am Ende einer scharfen Biegung, auf einmal und dicht bei uns — das schreckliche Tequendama sich vor den staunenden, zurückbebenden Blicken herabstürzte.

Aber wie soll man den Eindruck beschreiben, den diese erhabene Naturscene auf den betäubten Zuschauer macht! — Hier wäre wahrlich eine herrliche Gelegenheit, so wie viele Reisebeschreiber anzufangen mit dem Ausrufe „besinnungsloses Entzücken" — „namenlose Gefühle" — „unaussprechlich hinreißend" u. s. w.; dann fortzufahren mit „Beben, vermischt mit Erstaunen" — „schrecklich schön" — „das Gefühl bestürmend" u. s. w. und endlich mit den Ausdrücken „die Feder ist zu schwach" — „man kann es nicht beschreiben" — „es ist unmöglich zu schildern" — „man muß es selbst sehen, um sich eine Idee davon machen zu können", u. dgl. m. zu schließen. Und wahrlich käme ich

hier beinahe in Versuchung dasselbe zu thun, und, nachdem ich fast eine Seite mit diesen so schönen und damit verwandten Phrasen angefüllt habe, die folgende mit dem aufrichtigen Bekenntnisse anzufangen, daß die ganze Beschreibung nicht taugt, und daß der Leser selbst nothwendig hieher reisen muß, um sich eine Vorstellung von der genannten Stelle zu machen. Allein obgleich eine solche Methode gewiß sehr bequem, und außerdem die Schlußaufforderung an und für sich selbst, wahr und treffend ist, daß sie vielleicht das klügste und aufrichtigste Motto wäre, das ein Reisender an die Spitze seiner Arbeit setzen könnte, so scheint es mir doch, als wenn man hier eben so wenig mit den pathetischen Ausrufungen, als mit dem darauf folgenden Sündenbekenntnisse, und dem naiven Rathe selbst zu reisen zufrieden seyn würde, besonders da eine solche Einladung nun, so weit im Buche und Lande etwas zu spät und zu unhöflich wäre, da die Reise hieher so außerordentlich langwierig und beschwerlich ist. Wir wollen deshalb eine andere Art wählen, und anstatt dem Leser seine Sachen für die lange Reise einpacken zu helfen, wollen wir nun, wie vorher, ihn an Ort und Stelle und an unserer Seite betrachten; und indem wir ihm die eine, und dem Piloten die andere Hand geben, stellen wir uns muthig an den steilen, schwindelnden Abgrund des furchtbaren Wasserfalles.

Eingehüllt in einen starken Regen, und überstimmt durch ein donnerähnliches Getöse, stehen wir nun auf einer kahlen Granitklippe, nur wenige Klafter, rechts von der in die Tiefe hinabstürzenden Wassermasse, die etwas weiter zurück, zwischen zwei senkrechte Wände zusammengedrängt, mit größerer Geschwindigkeit über das mehr und mehr sich

neigende Bette hinabrollt, bis dieses etwas unterwärts vom Standpunkte des Beobachters ganz verschwindet, und den freien Fluß in schäumender Wuth in einen für das Auge unermeßlichen Abgrund wild hinabstürzen läßt. Auf beiden Seiten des Wasserfalls richten sich aus der Tiefe senkrechte Granitfelsen empor, die auf den Gipfeln mit großen überhängenden Bäumen bewachsen, in einer schönen Harmonie mit der schauerlichen Größe der ganzen Scene stehen. Zwischen zwei solchen Bäumen, auf dem Gipfel der rechten Felsenwand steht der Zuschauer, der, um im höchsten Grade dieses Schauspiels genießen zu können, seinen Begleiter mit der einen Hand den Baum, und mit der andern sich selbst anfassen läßt, und sich dann über die senkrechte Klippe hinüberbiegt, wobei der bebende Blick mit staunender Bewunderung der sich in ihre finstere Tiefe hinabstürzenden, schauerlich tobenden Wassermasse folget, wo die vom Boden beständig aufsteigenden Dünste alles in einen Chaos-ähnlichen Nebel einhüllen, wodurch das Auge verhindert wird bis auf den Boden zu dringen. Es ist beinahe unmöglich bei einer so nahen und die Sinne so bestürmenden Naturscene seine Fassung gehörig zu behalten, oder seine Gedanken zu sammeln, die gleichsam fortgerissen durch die unwiderstehliche Wassermasse mit ihr in die Tiefe eilen, wo sie, eben so wie sie in ein regelloses Gemisch von Dünsten, Getöse und Finsterniß verschwinden. — Es ist auch schwer, nachdem man sich einmal von diesem schauervollen Entzücken erholt hat, den Blick von unten in die Höhe zu richten, und sich gleichsam den Fall hinaufzuarbeiten bis nach dem Orte, wo er beginnt, der gleich oberhalb des eigenen Standpunktes des Zuschauers befindlich, ihn endlich zu sich selbst und der

schwindelnden Stellung zurückführt, in der er sich, beinahe ohne es zu wissen, befunden hat, und die man nothwendig verändern muß, um sich vollkommen zu erholen, und mit mehr Ruhe das große Naturwunder betrachten zu können.

Der Wasserfall bei Tequendama gehört zu den größeren in der Welt, wegen seiner Wassermasse, ist aber gewiß der größte in Rücksicht auf die Höhe, von der sich das Wasser hinabstürzt. Der Fluß Bogotá ist, etwas oberhalb des Falles, beinahe 150 Fuß breit, wird aber darauf durch die beiden Felsenwände bis auf 80 zusammengedrängt, und in dieser beengten Gestalt rollt er 50 Fuß bis an den steilen Abhang, wo er, gebildet zu einer Säule von einer Breite von ungefähr 90 Fuß, und einer Dicke von 30 Fuß, senkrecht 650 Fuß hinabgeschleudert wird. So stark ist die Reibung der Wassertheile, daß sie einen großen Theil derselben in nebelichte Dünste verwandelt, welche in die Höhe steigend, beständig als Regen auf der umliegenden Gegend ruhen, und ein so bedeutender Theil des Flusses dunstet auf diese Weise weg, daß er nach angestellter Messung unterhalb des Falls ansehnlich kleiner, als oberhalb desselben ist. Man hat versucht, von der Klippe einen lebendigen Stier in den Fall zu stürzen, und einen Augenblick darauf hat man unterhalb des Falles nur einige zermahlne Knochen finden können. Hier wäre auch die schönste Anhöhe zum Hinabspringen, die man sich nur wählen könnte, denn schwerlich könnte man wohl auf eine andere Art so augenblicklich vernichtet werden, als bei einer Fahrt den Wasserfall bei Tequendama hinab.

Nach Verlauf einiger Zeit blickte die Sonne einige Augenblicke durch, oder grade so lange, daß man die Augen

in das schöne von Bäumen und Büschen grüngekleidete Thal werfen konnte, durch welches der Bogotáfluß sich schmal und ruhig schlängelte, als wenn er sich jetzt nach dem schweren Falle ausruhete, der nun erleuchtet durch die den Nebel durchdringenden Sonnenstrahlen, und geschmückt mit unzähligen größeren und kleineren Regenbögen, dadurch an Schönheit zugenommen und etwas von seiner vorigen schauerlichen Düsterkeit verloren hatte. Aber bald stellte sich eine neidische Wolke vor die Sonne, und mit derselben hüllte sich alles in seine düstere Größe ein; und nach einem langen Abschiedsblicke auf den großen, unvergeßlichen Wasserfall, riß ich mich endlich davon los, und kletterte gedankenvoll dem Piloten auf den von da aufwärts führenden Fußsteig nach.

Ein halbes Jahr darauf stand ich an der Seite des weltbekannteren Niagara; allein die Gefühle, die die Betrachtung desselben einflößte, waren doch nicht so stark als die, welche der von Tequendama hervorbrachte. Den ersteren könnte man das kraftvollste Werk der Natur nennen, und wie bei einem Bilde ihrer Hoheit und Majestät fühlt man sich von einem ehrfurchtsvollen Entzücken ergriffen, wenn man sieht, wie sich seine meerähnliche Wassermasse gleichmäßig über den steilen Abhang in das unten befindliche weite Bassin wälzt, begleitet von einem Getöse, das stärker als der Donner ist; der letztere hingegen ist das Ideal der Natur in ihrer größten Wildheit und convulsivischen Raserei, und die Betrachtung der die Felsenwände hinabstürzenden Wassermasse wird ohne Zweifel den Menschen in eine staunende, schreckenvolle Bewunderung versetzen. Niagara könnte man mit einer schönen und großen

imponirenden Oper, Tequendama hingegen mit einer heftigen, die Nerven erschütternden Tragödie vergleichen. Das eine ist hinreichend und angenehm unterhaltend; das andere aber Schrecken erregend und mit der Zeit ermattend. Man könnte einen ganzen Tag im Genusse des Niagara stehen; allein man hielte es vielleicht keine Stunde bei Tequendama aus.

So wie im Traume hierüber setzte ich meinen Ritt nach Bogotá fort, und da mein dortiger Columbischer Freund fragte, wie mir Tequendama gefiele, antwortete ich ihm mit folgendem unterwegs gemachten Verse, der, indem er vielleicht das Wohllautende und den leichten Reim der Spanischen Sprache zeigt, auch wohl am besten diese Frage beantworten möchte, da er nichts und alles sagt:

Por mi sentido ha sido siempre gustoso
Lo, que la Naturaleza tiene maravilloso;
Pero el sentimiento no sé como se llama,
Con que estaba admirando Tequendama. *)

Capitel XX.

Reise nach der Küste.

Nach vieler Beschwerde und großem Zeitverluste zwei Maulesel für meine Abreise zu miethen — denn Columbiens

*) Meiner Seele war immer angenehm — Das was die Natur Wunderbares hat — Aber das Gefühl weiß ich nicht zu nennen — Womit ich Tequendama bewundernd da stand.

Hauptstadt ist in dieser Hinsicht noch schlechter bedient als die unsrige — verließ ich Bogotá, Vormittags den 2. Junius, in Gesellschaft eines alten Reisekameraden, des Senators Tallaferro, der nach Beendigung des Congresses nun nach seiner Heimath Panamá zurückkehrte. Daß der dritte Reisekamerade von Cartagena, Señor Parda, nun auch nicht dabei war, verursachte seine Ernennung zum Mitgliede in dem Ausschusse, der wie vorher angeführt ist, nach Auflösung des Congresses da bleiben sollte. — Das Wetter war ziemlich schön, allein der Weg so viel schlechter, so daß wir nicht mehr als 10 Meilen gemacht hatten, da wir etwas vor Sonnenuntergange in ein großes allein liegendes Haus am Wege einkehrten, das sonst von eben keiner sonderlichen Merkwürdigkeit war, wenn es nicht etwa wegen der fürchterlichen Menge Flöhe wäre, die des Nachts zu unruhig waren, als daß sie uns nicht hätten zwingen sollen dasselbe zu seyn.

Den folgenden Tag waren wir frühe auf der Reise. Der Morgen war einer der angenehmsten, die Sonne schien hell, die Luft war frisch und die nächtlichen Regentropfen glänzten noch auf dem Grase. Sowohl das Wetter als die umgebende Natur hatte mit einem Worte etwas, das an einen Septembermorgen im südlichen Schweden erinnerte, und die frohen Gedanken, die dadurch an die Heimath erweckt wurden, mischten sich bald mit den Betrachtungen, die sich bei einem Reisenden anhäufen, wenn er Oerter verläßt, die er ihrer weiten Entfernung wegen, wahrscheinlich nie wiedersieht. Wie kurz auch sein Aufenthalt daselbst gewesen, und wie schwach die Verhältnisse waren, in denen er zu den dortigen Einwohnern gestanden, hat er dort doch

einige Zeit gelebt, und ist mit Menschen umgegangen, von denen er sich nun für immer trennt. Eine solche Abreise ist in dieser Hinsicht dem langsamen Verschließen einer großen Thüre nicht unähnlich: mit jedem Schritte, den man sich entfernt, und mit jedem Gegenstande, der hinten verschwindet, schließt sie sich mehr und mehr, bis sie zuletzt beim Verschwinden des letzten sichtbaren Punktes verschlossen wird, und so den Reisenden von dem verlassenen Orte ausschließt. Sie kann zwar wieder geöffnet werden, denn das Schicksal hat den Schlüssel, und seine Launen sind unzählig; allein in solchen Fällen, wie der jetzigen hat eine ähnliche Vermuthung beinahe gar keine Wahrscheinlichkeit, und wenn eigene Plane nicht zu sehr von seinen Launen vereitelt werden, hat sie nichts anders als die Möglichkeit für sich. — Vergleicht man aber den Besuch an dem neulich verlassenen Orte mit seinem Aufenthalte an denen, wo man vorher gewesen ist, und einer Vermuthung über die, nach welchen man wahrscheinlich kommen wird, so ist die Abreise von einem so entfernten und einzigen Lande nicht weniger merkwürdig und bedeutungsvoll; und wenn man mit Hinsicht auf den Umgang und die Umgebung des Menschen, das Leben nicht so unrichtig mit einem Kaleidoscop vergleichen wollte, so ist die Abreise eine dieser größeren Erschütterungen, welche durchaus die vorige Ordnung der Stücke stören, und sie in andere Formen versetzen, die so mannigfaltig und ungleich werden können, daß es ein mehr als sonderbarer Zufall seyn würde, wenn sie durch eine neue Erschütterung in eine Ordnung versetzt werden könnten, die mit der, in welcher sie nun gestört wurden, vollkommen gleich wäre. — — Aber es ist Zeit mit diesen Ideen zu endigen, wenn

wir anders über die weite Ebene von Bogotá kommen sollen, von der noch ein großer Theil vor uns liegt.

Um neun Uhr passirten wir Facatativa und kamen, um Mittag aus, auf dem Gipfel des Berges an. Nachdem wir hier eine Weile ausgeruhet hatten, setzten wir die Reise fort, die der Gesellschaft wegen sehr angenehm war, und mein Reisekamerade erzählte eine Menge interessanter Sachen sowohl von der Regierung als vom Congresse. Bei dieser Gelegenheit kam er oft auf einen Gegenstand zurück, der immer seinen lebhaften Unwillen erregte, nämlich die langen und beschwerlichen Reisen der Congreß-Mitglieder. Und wahrlich hatte er auch Ursache sich darüber zu beklagen, da er als solcher in einer Zeit von vier Jahren, eine Reise hin und zurück, zwischen Panamá und Bogotá machen mußte, welche Oerter, wie man rechnet, ungefähr 600 Meilen von einander entfernt liegen, das also jedes Jahr einen Weg von 1200 Meilen ausmacht. Hierbei mußte er nun erst auf Mauleseln nach Honda reisen, von da auf einem Champan den Magdalenafluß hinunter nach Barranca, so zu Pferde nach Cartagena, wo er sich wieder auf einem segelnden Fahrzeuge nach Puerto-Bello einschiffen mußte, von wo die Reise noch einmal im Canot den Fluß Chagre hinauf vorgenommen wird, bis sie sich endlich auf Mauleseln in Panamá endigt. Fügt man hinzu die Abwechslung des Climas, die schlechten Wege, die noch schlimmeren Flüsse, die lange Zeit, welche zu einer solchen Reise erforderlich ist, da sie nicht gerne in weniger als drei Monaten gemacht werden kann, und endlich die mittelmäßige Bezahlung für dieselbe — so kann man nicht läugnen, daß ein solcher Columbischer Reichstagsmann eine üblere und beschwerlichere

Reise hat als unsere, auch wenn sie in dem unangenehmen October und November geschehen sollte.

Wider Vermuthen kamen wir heute nicht nach Villeta, sondern mußten unser Nachtquartier in einem allein liegenden Hause nehmen, wo es ganz von Schaben wimmelte, die uns indessen nicht hinderten, durch einen guten Schlaf nach der langen Tagereise auszuruhen. — Am andern Morgen reiseten wir auch nicht vor acht Uhr ab, und kamen zwei Stunden darauf in einer sehr fühlbaren Hitze nach dem niedrig liegenden Villeta. Hier sollten wir die Maulesel umtauschen, aber da es heute Sonntag war, bekamen wir keine andere eher als den nächsten Morgen. Dieser Aufschub war inzwischen um so weniger unangenehm, da es beinahe den ganzen Tag, den wir hier zubrachten, ununterbrochen regnete, und da wir uns Montags Vormittags um eilf Uhr wieder in Marsch setzten, war der Weg so schlecht, daß ich ihn in gewisser Hinsicht für den schlechtesten halte, den ich in Columbien gereiset bin. Da er meistens über abschüssige Lehmberge ging, so war er nun durch den neulichen Regen so glatt und schlüpfrig, daß die armen Maulesel ihrer ganzen Anstrengung bedurften, um die beständigen Schwierigkeiten zu überwinden, die ohne ihre unbegreifliche Stärke und Geschicklichkeit eben so viele Unmöglichkeiten für den Reiter, denselben zu passiren, ausgemacht hätten. Man stelle sich nur ein solches Thier vor, das — nachdem es eine Zeitlang sich mit seiner schweren Bürde durch niedrigere Stellen durchgearbeitet hat, wo der fette Lehm mit größeren und kleineren Wasserpfützen vermischt ist, aus denen es eben so schwer ist, die hineingesunkenen Füße herauszuziehen, als das Gleichgewicht bei ihrem un-

sichern Niedersetzen zu behalten — zuletzt einen erhöhteren Ort erreicht, der der Anfang eines großen mit Lehm bekleideten Berges ist. Hier muß es nun unter unzähligen Wendungen, Abweichungen und Sprüngen — um hier einen abgefallenen Zweig, dort einen Stein, oder eine Wurzel zu benutzen, um den Fuß darauf setzen zu können — den steilen Berg erklettern; auf dessen Gipfel es endlich ermattet gelangt. Nachdem man hier ausgeruhet hat, fängt das Hinabsteigen an, das, in dem Grade es weniger schwer und langsam ist, vielleicht um so abentheuerlicher genannt werden kann, denn sehr oft geht es nun in vollem Rutschen den schroffen Berg hinab, in dessen glatter Lehmerde es für das Thier unmöglich ist, bei der bald entstandenen Fahrt, festen Fuß zu fassen, sondern mit den Hinterfüßen zwischen den Vorderfüßen, welche letztere den vierfüßigen Schlitten steuern, geht es nun vorwärts mit Maulesel und Reiter, so weit der Weg reicht, gerade so wie bei einem vom Berge herabgleitenden Schlitten, indessen mit dem Unterschiede, daß wenn unterdessen die ganze Equipage umwirft, man die Schuld nicht auf den Reiter schieben kann, der sich am besten ganz passiv hierbei verhält, und mit losen Zäumen, ohne die Füße im Steigbügel zu haben, mit aller Kälte den Ausgang erwartet. Am Fuße des Berges trifft man vielleicht einen tiefen Cañelon oder Hohlweg, dessen hohe Wände keine Abweichung aus der zwischen ihnen liegenden losen, mit Wasser angefüllten Lehmmasse erlauben, die durch das beständige Treten das Aussehen und die Natur einer dicken Lehmgrütze, oder vielleicht richtiger eines dünnen Breis angenommen hat, wodurch der Maulesel nun seinen Weg fortsetzen muß. Da dieser nun manchmal

so tief ist, daß das dort hineingesunkene Thier sich in Verlegenheit befindet, ob es schwimmen oder nur waten soll; so kann man sich eine Vorstellung davon machen, wie angenehm seine unsicheren Bewegungen für den darauf sitzenden Reiter sind, den keine menschliche Macht vor der Unannehmlichkeit schützen kann, sich durch das Fallen des Maulesels in die nämliche amphibische Verlegenheit versetzt zu sehen. Von oben herab gesehen ist der Maulesel nun einer in dicker Sahne arbeitenden Fliege nicht unähnlich: nur der Kopf, ein Theil des Rückens und der obenauf schleppende Schwanz sind sichtbar, und haben etwas ihre natürliche Farbe behalten, das übrige seines Körpers ist entweder ganz unter dem dicken Elemente, oder auch so damit bedeckt, daß die eigentliche Wasserlinie unmöglich zu bestimmen ist. Daß der Unterleib des Reiters sich in der nämlichen Beschaffenheit befindet, ist eben so leicht begreiflich, als die Empfindung davon unangenehm; und die Frage, ob er am Ziele seiner Reise bis über die Ohren schmutzig ist, eben so überflüssig, als es schwer hält, die wahre Farbe seiner Kleider zu errathen.

In einem solchen Zustande kamen wir am Abend nach Guaduas, wo wir bei dem gastfreien Obersten Acosta einkehrten. Um eilf Uhr des andern Tages saßen wir wieder auf, und da der Weg von der starken Sonnenhitze am Vormittage nicht so schlecht war, ging es nun auch etwas besser. Nachmittags waren wir bis auf den Gipfel des Berges Sargento gekommen, von wo wir den Magdalenafluß wieder sahen, und nach einem langen Hinabsteigen von steilen Höhen, wobei die Wärme fast bei jedem Schritte zunahm, gelangten wir nach einem kleinen, an genanntem Flusse

liegenden Hause, Namens Bodeguita, wo wir einen Canot mietheten, in welchem wir, Nachmittags um 5 Uhr, unsern alten Bekannten wieder begrüßten, und eine halbe Stunde auf demselben hinabflossen, um dadurch nach dem Wunsche meines Reisegenossen, den bei der Hinreise beschriebenen halsbrechenden Weg über die am Ufer liegenden Felsenklippen zu vermeiden, auf denen, wie wir nun sahen, unsere Maulesel und Piloten hinter einander her kletterten. Nachdem wir ausgestiegen waren, und uns wieder auf unsere Maulesel an einem Orte, Namens Pesqueria, gesetzt hatten, setzten wir auf einem schönen Wege der Stadt Honda vorbei, die auf der andern Seite des Flusses liegt, die Reise fort, und kamen spät Abends nach der Bodega Santa-Fé unter dem Wunsche, hier einen Champan vorzufinden, worauf wir bald den Magdalenafluß hinabfahren könnten.

Da wir am andern Morgen unsere forschenden Blicke über den Fluß nach dem gegenüber liegenden Hafen bei der anderen Bodega warfen, entdeckten wir auch einen dort liegenden großen Champan, und da mein Reisekamerade entweder wirklich ein Fieber nach den Strapazen der Reise und dem jetzigen heißen Clima fühlte, oder auch nur von einem gewissen lethargischen Columbianismus geplagt ward, wogegen das einzige Mittel die Hangematte ist; so ließ ich ihn darin, und übernahm es, allein der Reise wegen Veranstaltungen zu treffen. Ueber den Fluß gekommen, erfuhr ich, daß der Champan dort liege und einen Senator mit seiner Familie erwarte, der jetzt auf dem Wege von Bogotá nach Honda sey. Ich ging also gleich nach der Stadt, wo, wie man mir sagte, der etwas unpäßliche Senator noch nicht angelangt sey, indessen jeden Tag erwartet werde. Ich kehrte

daher nach der Bodega und meinem dortigen Senator zurück, der bei dieser Nachricht sehr vergnügt wurde, und versicherte, daß wir nun eine gute Gelegenheit nach Barranca bekommen würden, wenn wir nur auf die Ankunft des Senators Acht gäben, weil er ein sehr guter Freund von diesem seinen Collegen sey, an dessen Namen ich mich leider nicht erinnere, da er in meinen Anzeichnungen blos unter der Benennung „kranker Senator" steht, obgleich die interessante Rolle, die er spielte, ihn ohne Zweifel zu einer genaueren Kenntniß berechtigt hätte.

Den folgenden Morgen ging ich wieder nach Honda, um zu hören, ob unser Senator gekommen sey, und zu meinem Vergnügen zeigte man mir jetzt das Haus, wo er wohnte. Ich ging sogleich dahin, und nach dem kranken, von Bogotá gekommenen Senator fragend, wies man mich nach der oberen Wohnung, wo ein etwas zu Jahren gekommener, blasser Mann nach der Reise ausruhete, und seine Cigarre in der Hangematte rauchte. Ehe ich mein Geschäft nennen konnte, war es nöthig, hier gebräuchliche Begrüßungen zu beobachten, die immer von Fragen über die Gesundheit begleitet sind, und wie mich dünkte konnte bei dieser Gelegenheit besonders eine oder die andere freundliche Frage über die Reise, den Weg, die Hitze u. s. w. als Vorläufer meines schließlichen Anhaltens nicht schaden. Der Mann nahm sie mit vielem Wohlwollen auf, und kam sogleich auf eine langsame Beschreibung der Beschwerden der Reise und seines eigenen Leidens auf derselben, was besonders vom Herzen ging. Obgleich ich diese Auseinandersetzung freilich etwas sonderbar und beim ersten Zusammentreffen mit einem Fremden weniger gebräuchlich zu finden anfing, so be-

trachtete ich sie doch nur als eine Folge der Geschwätzigkeit des alten Herrn, die beim Gedanken an die Beschwerden der nun überstandenen Landreise noch lebhafter wurde; und da ich in jedem Falle wünschte, mich bei dem Alten, als Eigner des Champans, einzuschmeicheln, so gefielen mir seine offenherzigen Mittheilungen recht wohl, und ich stellte mich, als wenn ich mit ungetheilter Aufmerksamkeit seinen Seufzern und Jeremiaden zuhörte, gab ihnen auch sogar durch einen oder andern Ausruf und kurze passende Fragen eine neue Fahrt; so daß wir endlich so weit gekommen waren, daß der alte Herr mit der Versicherung, daß er auch jetzt Fieber habe, mir den Arm reichte, um den Puls zu befühlen. Ohne Charlatan zu seyn, glaubte ich doch seinen Wunsch erfüllen zu können, und da sein Puls, freilich matt, doch eben so ordentlich schlug, wie ein Englisches Chronometer, so bedachte ich mich nicht, ihm mit einer ganz bestimmten Miene zu versichern, daß er jetzt kein Fieber habe. Alles dies zusammen genommen hatte den Alten von einer Sache überzeugt, die er schon bei der Ankunft eines Fremden bei seiner Hangematte vermuthete, die ich aber aus oben angeführten Gründen nicht einmal hätte ahnen können. In diesem Punkte getröstet fing nun mein kranker Senator bei Beschreibung seiner schwachen Brust an kleine Fragen einzumischen, wie er möglicherweise einige Linderung dawider erhalten könnte; und da ich glaubte, daß diese Fragen sich von dem Vertrauen herleiteten, das man hier im allgemeinen für die größere Erfahrung eines Europäers hegt, und also deshalb geäußert wären, um einen guten und vielleicht auf sich selbst anwendbaren Rath zu vernehmen, so besann ich mich nicht ihm durch allgemeine

Vorschriften so viel lieber zu helfen zu suchen, da es mir schmeichelte, daß er bereits ein solches Vertrauen zu meiner Person gefaßt hatte. Ich fing zu dem Ende an in allgemeinen Ausdrücken ihm zu versichern, daß die milde Seeluft bei Cartagena seiner Brust weit besser bekommen würde, als das kalte Clima in Bogotá, daß er nun keine säuerliche Früchte essen dürfe, und nicht zu viel Taback rauchen müsse. Kaum hatte ich dies letzte Wort ausgesprochen, als der Alte schon die Cigarre aus dem Munde nahm, und sogleich flog sie noch rauchend mit Heftigkeit zum Fenster hinaus. Alles dieses konnte ja angehen, ohne daß ich von Seiten des Senators ein Mißverständniß zu argwöhnen brauchte, oder daß hier wirklich ein quid pro quo existirte; allein da er nun zuletzt immer mehr auf den vermeinten Arzt eindrang und endlich Recept und Medicamente verlangte, da fand ich, was für eine bedeutende Rolle ich, ohne es zu wissen, bei dem kranken Senator gespielt hatte, und mit einer lächelnden Miene erklärte ich nun sogleich, daß ich kein Arzt sey. Bei dieser Erklärung ward der alte Herr bitterböse, und ohne weder mein wirkliches Geschäft bei ihm, noch andere Gründe zu hören, fing er in der Hitze eine heftige Vorlesung über junge Fremde an, die mit alten kranken Leuten spielen, ohne Arzt zu seyn, ihren Puls befühlen, Rath ertheilen wollen, ohne Medicin zu verstehen u. s. w. Ich kann nicht läugnen, daß ich über diesen unerwarteten Paroxysmus bei meinem Patienten, der sich mir aufgedrungen hatte, etwas überrascht ward; allein da ich doch Lust zu sehen hatte, wie sich dies endigen würde, und ob er nicht hernach der Vernunft Gehör gäbe, so blieb ich da, ohne ihn zu unterbrechen. Dies that indessen un-

vermuthet ein Bote von meinem Reisekameraden, der, da er in der Bodega erfahren, daß sein College schon angekommen sey, sogleich ihm einen Brief mit der Bitte schrieb, daß er nebst einem Fremden die Erlaubniß erhalten möchte, ihn in seinem Champan den Fluß hinab zu begleiten. Jetzt glaubte ich, daß die rechte Zeit da sey zur Erklärung zu schreiten, und nachdem ich ihm gesagt hatte, daß ich grade dieser Fremdling sey, der zu ihm gekommen, um wegen dieser Fahrt anzuhalten und daß ich aus einem Lande wäre, wo man, ohne weder Doctor noch Licenciat der medicinischen Facultät zu seyn, doch den Puls befühlen und in gewöhnlichen Krankheiten allgemeinen Rath ertheilen könne; so half dies doch nichts, mein Senator war und blieb eben so unbeweglich, und nachdem er dem Boten gesagt hatte, daß mein Reisekamerade mit ihm reisen könne, erklärte er ganz kurz, daß er im Champan nicht Raum für einen Fremden hätte, der alte Leute zum besten haben wollte. Mit Recht aufgebracht über eine so offene Unartigkeit, oder vielmehr eine so eigensinnige Dummheit verachtend, stand ich auf und nahm mit der Frage meinen Hut, ob er den Gil Blas gelesen hätte; und da er etwas verwundert darüber ja antwortete, versicherte ich, daß, sobald mich wieder ein Columbier bitten würde, seinen Puls zu befühlen, ich entweder vor dem Arme, wie vor einer Schlange zurückfahren, oder auch sogleich etwas verordnen würde, wenn es auch nichts anders wäre, als was der Doctor Sangrado in dem genannten Buche verordnet, häufiges Aderlassen und warmes Wasser, um die schlechte Blutmasse aufzufrischen.

Unten auf der Treppe begegnete ich auch dem vor meiner Ankunft gerufenen Aesculap, dessen Rolle ich ohne

mein Wissen gespielt hatte, und bei dessen Anblick ich dem nach Medicin verlangenden Patienten Glück wünschte, denn das war ein wahrer Pendant von meinem schwarzbraunen Maisgrützen-Doctor in Mompox, nämlich ein grober Mulatte, der wahrscheinlich lieber China und Ipecacuanha dem brustkranken alten Herrn verordnete, als daß er sich Widerwillen oder Unwissenheit darin vorwerfen ließ, ihm Arznei aus der Apotheke zu verschreiben.

Da ich bald hierauf erfuhr, daß das Dampfschiff auf dem Magdalenafluße in Conejo erwartet würde, und daß sich also in kurzer Zeit eine bessere Gelegenheit darböte, als mit dem Champan des kranken Senators, so hinterließ der Auftritt mit ihm kein anderes Gefühl als das eines unwiderstehlichen Gelächters, welches noch jetzt der Gedanke an diese ganze Scene, und besonders der Theil davon, als er so eifrig und gehorsam seine geliebte Cigarre zum Fenster hinauswarf, unumgänglich erweckt. In einer sehr munteren Stimmung erzählte ich meinem Reisekameraden, indem ich Abschied von ihm nahm, diesen Vorfall, um in Erwartung eines Dampfschiffes mit einigen Engländern, die ich in Honda getroffen hatte, eine kleine Reise nach der zwölf Meilen entfernten Stadt Mariquita zu machen, wo wir einige Bekannte unter den bei den dortigen Silbergruben engagirten Ausländern hatten.

Nachmittags den 8. ritten wir von Honda ab, und kamen über weitläuftige mit mannslangem Grase bewachsene Wiesen des Abends in Mariquita an, das geschützt von einem kleinen Wäldchen, auf dem rechten Ufer des Rio-Guali und am Fuße der Cordilleras liegt, welche die Provinz Mariquita von Antioquia und Popayan trennen. Eine

der größten Englischen Minengesellschaften, Namens „Colombian Mining Association“, hat hier ein großes Etablissement, um die benachbarten Silbergruben Santa-Anna und la Manta zu bearbeiten. Hier waren jetzt beinahe 40 Europäische Arbeiter, und 60 wurden noch erwartet; auch hatte man gute Hoffnung bald Silber zu erhalten, da man nun die rechte Ader getroffen hatte. Indessen ist es doch die Frage, ob nicht diese Silbergruben in gewisser Hinsicht in eine Klasse mit allen anderen von Fremden hierselbst bearbeiteten Goldgruben zu stehen kommen, obgleich sie freilich zwei wichtige Dinge für sich haben, nämlich hinreichende Lebensmittel in der Nähe, und einen freien Wassertransport von London-Bridge bis nach der Bodega bei Honda, von wo er mit Leichtigkeit zu Lande über die genannten Ebenen nach dem nur vier Meilen entfernten Mariquita fortgesetzt werden kann.

Nach einem angenehmen hiesigen Aufenthalte von zwei Tagen, in welchen die hier wohnenden Engländer eine Tertulia oder Abendgesellschaft für einige hier wohnende Damen veranstaltet hatten, in der Columbische Gesellschaftsspiele gespielt wurden, die viele Aehnlichkeit mit unseren sogenannten Weihnachtsspielen hatten; reisete ich nach Honda in Gesellschaft eines Englischen Coronel Young, der lange in Columbischen Diensten gewesen, und neulich in Bogotá zum Gouverneur über die Provinz Imbabura ernannt worden war, welche unter dem Aequator und an der Küste des Südmeers liegt, nach der er jetzt auch reisete, und den Fluß- und Seeweg nach Cartagena und Panamá nahm, der hier viel bequemer, als der direkte Landweg zwischen der Hauptstadt und der westlichen Gränze des Landes ange-

sehen wird. Er wartete also auch auf das Dampfschiff und da wir den andern Tag erfuhren, daß es nun nach Conejo gekommen sey, so schifften wir uns des Morgens, den 12. auf einem kleinen Canot ein, mit dem wir, nachdem wir vier Stunden den Magdalenafluß hinabgetrieben waren, nach la Bodega de Conejo kamen, wo das Dampfschiff lag. Auf demselben angekommen, erhielten wir die unangenehme Nachricht, daß es in acht Tagen nicht von hier abgehen würde, weil es Passagiere von Bogotá erwarten müsse, und also hatten wir Zeit und Gelegenheit diesen wahren Phönix auf dem Magdalenaflusse kennen zu lernen.

Durch ein ausschließendes Privilegium, das für 20 Jahre einem in Bogotá wohnenden Deutschen Kaufmanne, Namens Elbers, bewilligt ist, hat dieser allein das Recht während genannter Zeit auf dem Magdalenaflusse mit Dampfschiffen zu fahren, wogegen er sich verbunden hat, so viele solche Fahrzeuge zu halten, als für Passagiere und Waaren nöthig seyn können. Diese Bedingung ist indessen so viel weniger erfüllt, da hier nicht mehr als dieses Dampfschiff ist, das seine erste Reise auf dem Magdalenaflusse im Junius 1825 machte, und es hatte nun, ein Jahr darauf, nicht seine dritte Reise vollendet, welches allein dem Umstande zugeschrieben werden muß, daß es zu tief auf diesem an manchen Stellen seichten Fluße geht, wo sich ohnedies die Sandbänke so oft verändern. Das Dampfschiff General Santander, welches im Jahre 1825 in Philadelphia gebaut ward, hält ungefähr hundert Lasten, liegt beladen beinahe sechs Fuß tief und hat eine Maschine von funfzig Pferde Kraft. Es ist, wie alle Nordamerikanische Fahrzeuge gut gebaut, und da seine Maschine ordentlich und leicht arbeitet,

so macht es eine sehr gute Fahrt gegen den Strom an; es ist außerdem für Passagiere gut eingerichtet, so daß es nur einen Fehler zu haben scheint, den nämlich, zu groß, oder richtiger, zu tief zu seyn, welches die Folge hat, daß es nur zu oft auf die verborgenen Sandbänke stößt, und dadurch aufgehalten wird.

Bei unserer Ankunft am Bord, waren noch einige Passagiere da, die bis jetzt keine Maulesel bekommen hatten, um zu Lande die Reise von hier nach Bogotá über Guadnas fortzusetzen, nach welchem letzteren Orte ein höchst elender Weg von Conejo führt. Unter ihnen befand sich auch der Admiral Clementi, der, nachdem die Expedition nach Cuba, deren Chef er war, da endigte, wo sie angefangen hatte, im Hafen von Cartagena, nun zum Maximeminister ernannt worden, und jetzt als solcher auf der Reise nach der Hauptstadt begriffen war, um sein Amt anzutreten. Er war, wie gewöhnlich, sehr artig und gesprächig, und grüßte mich von den Kameraden auf den nun abgesegelten Schwedischen Schiffen. Nach und nach kamen die erwarteten Passagiere von Bogotá, unter denen sich der Minister der vereinigten Staaten Anderson, ein englischer Consul in Maracaibo, Namens Southerland, und Señor Martin mit seiner Frau befanden. Der letzte war Repräsentant für Cartagena, und Bruder unsers Commissionairs daselbst. Wir waren also eine ziemlich große Gesellschaft am Bord, die alle mit Ungeduld die Abreise erwarteten, die auf den nächsten Sonnabend festgesetzt war. Während der Zeit ereigneten sich zwei Begebenheiten, die, obgleich für uns ungewöhnlich und fürchterlich, es doch hier eben nicht sind, und in dieser Hinsicht charakteristisch für das Land be-

trachtet werden können, nämlich der vorher genannte schauderhafte Anblick eines großen Krokodils, das etwas vom Dampfschiffe entfernt den Fluß hinab schwamm und eine todte Negerinn, der Quere nach, in seinem ungeheuern Rachen hielt, und Tags darauf, am Abende, fühlte man die heftige Erderschütterung, welche, wie vorher angeführt ist, am stärksten in Bogotá war, die man aber auch hier, und sogar am Bord des Dampfschiffes auf eine sehr merkliche Art hörte und fühlte.

Sonntags Morgens, den 18. Junius, verließen wir endlich Canejo, und eilten den Fluß mit einer Fahrt hinab, die zwischen sieben bis acht Meilen in der Stunde ausmachte, wozu indessen der Strom drei beitrug. Es war wirklich ein großer Genuß auf diese Art mit einem ordentlichen Fahrzeuge und in so guter Gesellschaft den wohlbekannten Fluß hinabzufahren, auf dem man vorher so lange in einem elenden Canot und in Gesellschaft mit einigen halbwilden Bogas vorwärts geschritten war; und das Gefühl, mit welchem man vom Verdecke, auf dem großen mitten im Flusse dahineilenden Dampfschiffe, die vorbeifliegenden wohlbekannten Ufer betrachtete, mußte mit Recht für alle Passagiere, selbst wenn sie Eingeborne waren, angenehm sein; allein wie viel mehr für den an solche Dinge vorher gewöhnten Fremden, der eine solche Reise um so viel mehr genießt, je länger er die sie begleitenden Bequemlichkeiten hat entbehren müssen, oder richtiger, je länger er unter den ausgestandenen Beschwerden auf den gewöhnlichen Fahrzeugen des Landes geseufzet hat. Man konnte auch kaum seinen Sinnen trauen, welche nun mit Dingen ergötzt wurden, die man seit so langer Zeit als hieselbst unvereinbar mit einan-

der anzusehen genöthigt gewesen war, und die deshalb, indem sie starke Contraste für die äußeren Sinne bildeten, auch die Einbildung mit beinahe derselben bangen Ahnung von ihrer Wirklichkeit beschäftigten, ungefähr so wie die, welche den angenehmen Traum unter einem leichten Morgenschlummer begleiten. Wie sonderbar war es auch nicht, während man den von einer wilden tropischen Vegetation bedeckten Ufern dieses Flusses vorbeifuhr, sparsam geschmückt mit dieser oder jener weit von einander entfernt liegenden Hütte aus Bambusrohr, und schwach belebt durch einen einsamen Canot — sich mit einem Worte auf diesem Magdalenaflusse, der so vollkommen die heiße Zone in aller ihrer wilden Größe und natürlichen Einfalt idealisirt, am Bord eines schönen Dampfschiffes zu befinden, das mit allen seinen Attributen und weitläuftigem Inventarium, als passendes Bild von der industrievollen Bildung und den kunstvollen Kraftäußerungen der gemäßigten Zone dahin flog, wie sonderbar, Krokodile von ihren niedrigen Sandbänken durch die Wellen des vorwärts arbeitenden Schiffes verjagt zu sehen, oder zu hören, wie das Rufen einer sich aufwärts arbeitenden Champanbesatzung von dem ununterbrochenen Plätschern des Wasserrades überstimmt wird, oder wie die einem Bogapatron ähnlichen Befehle des schwarzen Lootsen auf Englisch übersetzt, von weißen Matrosen ausgeführt werden; die verschmachtende Ruhe des Flusses durch die Schnelligkeit des Fahrzeugs auf dem Verdecke zu einem erfrischenden Zephyr verwandelt zu fühlen; zu sehen, wie man den brennenden Strahlen der senkrechten Sonne unter dem großen Zelte des Verdecks trotzet, und indem man daselbst bei dem nach Europäischer Weise gedeckten Tische bedient wird, vielleicht

im Vorbeifahren eine Sandbank zu erkennen, wo man noch Ueberbleibsel der ungekünstelten Mahlzeit zu entdecken glaubt, die man dort einmal gehalten hat: oder auch bei den Schwingungen seiner unter dem Zelte aufgeschlagenen Hangematte, träumend einige auf einer anderen Bank noch befindliche Stangen zu betrachten, die das Musquitosnetz hielten, unter dem man eine schlaflose Nacht zubrachte: — kurz diese ganze Flußfahrt war wirklich so eigen und so sonderbar angenehm, daß man sich kaum davon zu überzeugen wagte, eine Reise auf dem nämlichen Magdalenaflusse zu machen, bei dem man sich bis jetzt mit Recht die größte Höhe aller Beschwerden und Strapazen vorgestellt hatte.

Aber lange konnte diese angenehme Reise nicht dauern, denn alsdann würde ja der Magdalenafluß ganz und gar seine alte Reputation verloren haben, und als wenn er nun zeigen wollte, daß er sie so schnell nicht aufzuopfern Lust hatte, oder daß man nicht so leicht und ungehindert vorwärts kommen, und ungestraft allen seinen bisherigen despotischen Mühseligkeiten entgehen sollte, führte er bald einen so hinlänglichen Grund vom Gegentheile an, daß keiner sein entscheidendes Gewicht bestreiten konnte, und da wir früh Nachmittags auf eine Sandbank stießen, blieben wir so fest darauf sitzen, daß wir nicht in zwei Tagen davon loskommen konnten; und indem man nun mitten im Strome der Hitze, den Musquitos u. s. w. ausgesetzt lag, mußte man gestehen, daß man durch Bezahlung der Reise auf dem Dampfschiffe, sich von den gewöhnlichen Unannehmlichkeiten des Magdalenaflusses nicht losgekauft habe; sondern im Gegentheil mußte man nun die Bogas auf einem elenden mit dem Strome treibenden Champan beneiden, der unbehindert

dem großen Dampfschiffe vorbeiging. Obgleich wir Nachmittags, den 20sten, von der Sandbank loskamen, welche zwischen Garapata und Remolino lag, so ging es hernach, wenn nicht schlechter, doch wenigstens nicht besser, da auch von nun an kein Tag verging, ohne daß wir auf den Grund stießen, so ward diese Reise eben so langwierig, als unangenehm und beschwerlich, und da wir endlich den 25sten, oder in zehn Tagen bis nach San-Pablo gekommen waren, hatten wir beinahe keinen Proviant mehr am Bord, sondern gelangten grade zu rechter Zeit hier an, um starke Requisitionen von den Ferkeln, Küchlein und Eiern des Dorfes zu machen. — Der Johannistag war auch nach Landessitte gefeiert worden, in stiller Unthätigkeit auf einer Sandbank, da wir den ganzen Tag auf dem Grunde saßen; und wenn man bei uns an diesem Tage der so hoch im Süden emporgestiegenen Sonne genießt, so würde man hier gerne gewünscht haben, daß sie etwas weiter von ihrem beinahe senkrechten Standpunkte, den sie nun, etwas nördlich, von uns hatte, hinabgestiegen wäre. In den Nächten hatten wir Ueberfluß von Musquitos, Regen und Gewitter, welches letztere dadurch nichts von seiner fürchterlichen Erhabenheit verlor, daß man es von der Hangematte betrachtete, welche bei jedem Knalle heftig zitterte, der zwischen den hohen, waldigten Ufern zusammengedrängt, den Fluß hinabrollte, mit seinem schrecklichen Getöse gegen das Fahrzeug stieß, und es gleichsam von der Sandbank losreißen zu wollen schien. Die Blitze wurden so häufig, und uns so nahe in den Fluß geschleudert, daß es glücklicher war, daß sie nicht das allein liegende Fahrzeug trafen, als es sonderbar gewesen wäre, wenn es sich ereignet hätte. Die

Hitze war des Tages beinahe unerträglich, besonders wenn die Dampfpfannen erhitzt waren, und etwas weiter den Fluß abwärts, stieg das Thermometer eines Nachmittags zu der furchtbaren Höhe von 45 Graden hinter der Maschinerie. — Das Leben am Bord war also auf keine Weise angenehm, und da wir zuletzt den 30sten schon drei Tage auf einer Sandbank gesessen hatten, oberhalb Puerto-Ocaña, die mit jedem Tage zunahm, so fing diese Lebensweise so viel unangenehmer zu werden an, da die Lebensmittel nach grade ganz ausgingen. Der Capitain, ein junger geschickter und rascher Nordamerikaner, der früher ein Dampfschiff auf dem Hudsonflusse geführt hatte, und nun mit Mißvergnügen „the damned difference between the Hudson and Magdalena rivers“ fand, konnte nun nicht länger die Hoffnung seiner ungeduldigen Passagiere aufrecht erhalten, oder seine Verbindlichkeit erfüllen, sondern mußte, wie ein banqueruttirter Kaufmann, Accord suchen. Da keiner von ihnen gegen die Geschicklichkeit und Anstrengung des Capitains sich aus seiner schlechten Lage zu ziehen, etwas einzuwenden hatte, woran besonders die Ungeschicklichkeit des Lootsen, das tiefe Gehen des Fahrzeugs und das Fallen des Flusses Schuld waren, so bewilligte man ihm auch einen so guten Accord, wie es die Umstände erlauben wollten, nämlich daß er gegen Zurückbezahlung der Reisekosten zwischen Mompox und Barranca, mit irgend einem nun gleich anzuschaffenden Flußfahrzeuge seine Passagiere nach dem erstgenannten Orte schaffen sollte. Zu dem Ende ward sogleich ein Boot nach Puerto-Ocaña geschickt, um zu versuchen dort Canots zu miethen, und am Bord ward gut aufgepaßt, daß kein abwärts gehender Champan unangerufen vorbei kommen konnte.

Am Abende kam auch ein Champan, auf welchem der Rest der Columbischen Passagiere, die des Morgens nicht mit dem Boote abgegangen waren, eingeschifft wurden, und den folgenden Tag waren also, den Capitain ungerechnet, nur zwei Nordamerikaner, zwei Engländer und ich am Bord, indem wir beschlossen hatten in dem Boote oder den Böten einander zu begleiten, die von Puerto-Ocaña erwartet wurden. Obgleich wir des Morgens am Lande gewesen, und es uns geglückt war drei kleine Fasanen zu schießen, und also nicht ohne Braten für den Mittag waren, so litten wir einen so viel größeren Mangel an Trinkwaaren, da die schreckliche Hitze das laue Magdalenawasser weniger wohlschmeckend und gesund machte, und so erschöpft waren die Vorräthe in dieser Hinsicht, daß ein Engländer demjenigen fünf Piaster versprach, der eine Bouteille Rum schaffen könnte, um Saturday night*) zu feiern. Nachmittags kam in aller Stille einer der Matrosen zu ihm mit einer Bouteille, halb mit diesem Getränke gefüllt, das er zum eigenen Bedarf mitgenommen, aber nun für zwei Piaster ausbot, die er auch mit Vergnügen erhielt. Des Abends wurden wir unvermuthet von unserem munteren Reisekameraden eingeladen, der etwas vorher einen Tisch mit Cigarren, Wasserflaschen und Trinkgläsern in Ordnung gesetzt hatte, und mit der halbvollen Bouteille in der Hand triumphirend ausrief: „Come along Gentlemen! — Here is a grogg for our Saturday night! — Let us toast our old whimsical Mistress Magdalena!“ —

*) Der Sonnabend Abend wird von Officieren auf Englischen und Nordamerikanischen Schiffen gefeiert; meistens in munterer Gesellschaft und bei vollen Gläsern.

Des Abends, am anderen Tage, kam endlich das Boot zurück, aber nur in Gesellschaft mit einer kleinen Piraguita, die außer ihren beiden Bogas kaum Platz für einen einzigen Passagier nebst seinen Sachen hatte, und da Niemand der Uebrigen dieses ungewöhnlich kleine Fahrzeug benutzen wollte, so nahm ich es um so viel lieber, da es sehr unsicher war, wie bald ein anderes zu erhalten seyn würde. Den folgenden Morgen verließ ich also das Dampfschiff, nachdem ich drei Wochen am Bord desselben gewesen war, um die Reise zwischen Conejo und der Höhe von Morales zu machen, welches nebst den früheren eben so langwierigen Reisen dieses Fahrzeugs nicht sehr zu seinem Vortheile spricht. Dies hindert aber nicht, daß Dampfschiffe mit Vortheil auf dem Magdalenaflusse gebraucht werden können, wenn sie nur nicht so tief gehen, wie dieses; denn für Dampffahrzeuge von 3 bis 4 Fuß Tiefe paßt der Magdalenafluß um so viel besser, da er weder Wasserfälle noch gefährliche Wirbel hat, sondern seine stille, von keinem Winde beunruhigte Wassermasse mit einer sachten kaum bemerkbaren Fahrt von nicht mehr als einer bis drei Meilen in der Stunde hinabführt, und wenn man sich mitten im Flusse hält, trifft man auch eben keine Sandbänke, die für ein Fahrzeug, das nicht tiefer geht, wie eben genannt ist, hinderlich seyn könnten.

Ich hatte also jetzt ein anderes Fahrzeug, und wenn das erstere zu groß war, so hatte das letztere wenigstens nicht denselben Fehler, da es der kleinste Canot war, den ich jemals gesehen habe. Nicht mehr als drittehalb Theile der Länge eines Mannes, hielt es nicht mehr als die Breite desselben, wenigstens würde ein etwas korpulenter Mensch große Schwierigkeit gehabt haben sein Hintertheil zwischen

die beiden Seiten dieses Fahrzeugs einzuzwängen. Seine ganze Länge war auch so besetzt von meinen beiden Koffern, die der Länge nach an einander standen, und meiner eigenen ausgestreckten Person, daß nur ein unbedeutender Raum an beiden Enden übrig war, in deren jedem ein Boga saß, der wohl in dieser zusammengedrückten Stellung mit seinem kurzen Ruder die Fahrt des Canots den Fluß hinab vermehren konnte, aber unmöglich seine lange Stange hätte gebrauchen können, die nun auch am Bord nicht Raum hatte, sondern, an ein Tau gebunden, hinterher schleppte. Ein kleines Zelt von gekrümmten Stöcken mit grünen Platanenblättern schützte zwar etwas vor der Sonne, trug aber auch viel zum Schwanken des Canots bei, der auch bei der geringsten Bewegung der Bogas beinahe etwas zu stark wippte, um alle Unruhe bei dem unter diesem Dache so zu sagen eingepackten Passagier überflüssig zu machen, besonders da die Wasserlinie des Fahrzeugs gar zu oft mit der oberen Kante desselben in Collision kam. — So ging es nun den ganzen Tag fort, und nachdem wir, um Mittag zu essen, bei Regidor ans Land gelegt hatten, kamen wir des Abends in San Pedro an, wo wir die Nacht zubrachten. Hier war ich wieder Zeuge von der Dreistigkeit der Krokodile, da kurz nach unserer Ankunft ein kleiner Canot anlangte, in welchem zwei Indianer sich aufs Wasser begeben hatten, um zu fischen; von denen der Fuß des einen gefährlich von einem solchen Thiere verwundet war, das während sie das Netz auswarfen, seinen großen Kopf in das kleine Boot steckte und mit seinem fürchterlichen Rachen den Fuß des Kerls ergriff. Ein Schlag mit dem Ruder des anderen Kameraden hatte glücklicherweise

das Ungeheuer verscheucht, so daß es sogleich seinen Raub losließ. — Den folgenden Tag passirte ich Tamalameque, Peñon, Banco und Nachmittags Chioya; worauf ein Regen uns hinderte weiter zu reisen, und wir mußten bei einer Roza, etwas oberhalb Guama, ans Land legen. Den nächsten Morgen, oder den 5. Julius verließen wir frühe das Nachtquartier, so daß ich Vormittags in Mompox ankam, nachdem ich beinahe fünf Wochen auf dem Wege zwischen Bogotá und eben genanntem Orte zugebracht, oder ungefähr zehn Schwedische Meilen in der Woche gemacht hatte.

Durch unvermuthete Nachrichten verlängerte sich mein Aufenthalt in Mompox. In dieser Zeit fiel eine Begebenheit vor, die als Beitrag zur Geschichte von der fanatischen Unduldsamkeit der Columbischen Priester dienen kann. Ein hier wohnender Kaufmann aus den vereinigten Staaten, Namens Galt, war eine Zeitlang krank gewesen, und noch sehr matt, wagte er sich zum ersten Male aus dem Hause, einen hiesigen Landsmann zu besuchen. Auf der Straße begegnete er einer geistlichen Procession, die die geweihte Hostie tragend, von einigen Soldaten escortirt ward. Bei ihrer Ankunft blieb der Fremde stehen, und nahm, wie es gebräuchlich ist, den Hut ab, worauf sich ihm einer der sie begleitenden Priester nähert, und ihm befiehlt auch auf der Gasse zu knien. Da er antwortete, daß er dies weder könne noch wolle, weil er nicht Katholik und außerdem nach seiner Krankheit so schwach sey, daß er nach einem solchen Knien nicht würde aufstehen können — befahl der Priester einem Soldaten, ihn mit seiner Gewehrkolbe dazu zu zwingen, mit welcher dieser ihm auch sogleich mehrere Schläge

ertheilte, so daß er auf ein Knie fiel. Nicht zufrieden hiermit befahl ihm der Priester auf beide zu fallen, und da er dies nicht sogleich that, erhielt er auf Befehl des geistlichen Mannes noch einige Schläge mit der Gewehrkolbe des Soldaten, so daß er zuletzt, vor Verdruß und Mattigkeit ganz niedersank; worauf die Priester mit ihrem Gefolge triumphirend vorüber zogen, und den armen Fremden in seiner erniedrigenden Stellung ließen, von der ihn indessen bald einige vielleicht nicht so religiöse, aber gewiß besser denkende Menschen, als der eifrige Diener des Herrn, aufhalfen. Die Sache ward sogleich an den Minister der vereinigten Staaten in Bogotá berichtet, und wahrscheinlich hat die ausführende Macht sich gezwungen gesehen, den Nordamerikanern durch öffentliche Abbitte und Cassation des Priesters Genugthuung zu geben, was wenigstens die sehr billige Forderung des Beleidigten war.

Den 24. Julius feierte man in Mompox ein Fest, Namens **la fiesta de Santiago**, welches deshalb merkwürdig ist, weil man dann Wettreiten auf den langen Gassen anstellt, wobei sehr oft zwei und zwei der Reiter einander mit einem Arme um den Leib fassen, und so umarmt, fliegen sie nun jeder auf seinem Pferde im stärksten Galopp die Bahn hinunter, wobei sie einander nicht loslassen, wenn nicht einer vom Pferde auf die weiche sandige Gasse unter dem lauten Gelächter der übrigen fallen sollte. Meistens ist es die niedrigere Klasse, die sich auf diese halsbrechende Art in den Tagen, so lange dieses Fest dauert, belustigt.

Den 1. August ging ich in Gesellschaft meines Wirthes, des vorher genannten Herrn Travers in einem Canot den Fluß aufwärts, nach dem auf der anderen Seite liegenden

kleinen Dorfe San-Sebastian, um am folgenden Tage eine Vogeljagd auf den niedrigen, sumpfigen Ebenen zwischen dem Magdalenafluſſe und dem Landsee Zapatoza zu halten, welche einen Ueberfluß an einer Art groſser Enten haben. Zu dem Ende waren wir am folgenden Morgen früh zu Pferde, und nachdem wir östlich geritten, und einigen Rozas vorbeigekommen waren, gelangten wir nach einigen mit kleinem Gehölze bewachsenen Gegenden, die sich allmählig in Wiesen mit Torfgrund verwandelten, wo hohes und grobes Gras, abgesondert von einander stehende Baumgruppen und seichte Wasserpfützen mit einander abwechselten, während sie zusammen den vortrefflichsten Aufenthaltsort für eine Menge Löffelgänse, Störche und andere Sumpfvögel, besonders aber für eine Art groſser schwarzweiſser Enten bildeten, die in groſsen Schaaren von dem einen Wasser nach dem anderen flogen. Da man in diesem Sumpfe nicht gut waten konnte, und die Enten außerdem nicht so bange vor einem Pferde, wie vor einem zu Fuße gehenden Menschen waren, so ging die ganze Jagd beständig zu Pferde, und die Schwierigkeit dabei war nicht sowohl die Vögel zu schieſsen, deren oft mehrere auf einen Schuß fielen, als vielmehr sie zu bekommen, da das Pferd zuweilen dabei so tief einsank, daß man sich wenigstens nicht sehr zu bücken brauchte, um sitzend sein erlegtes Wildprett aufzunehmen, welches darauf an ein Band vor dem Sattel gehängt ward. Nachdem wir so unsere Pferde jeder mit einigen Dutzend Enten beladen hatten, kehrten wir des Abends hungrig und müde nach San-Sebastian zurück, wo zwei in der Eile zubereitete Vögel und die mitgenommenen Hangematten bald unsere Bedürfnisse befriedigten.

Vierzehn Tage hierauf, oder den 16. August verließ ich endlich Mompox in Gesellschaft mit Herrn Hauswolff, der vor einiger Zeit hierher gekommen war. Wir hatten einen großen Canot, mit einem bequemen Toldo, zwei Bogas, einen Patron und einen Bedienten, überhaupt alles so bequem, wie man es auf dem Magdalenaflusse, bei einer Reise von Mompox nach Santa Marta haben kann. Dies war auch eine der angenehmsten Reisen, sowohl wegen der Gesellschaft, als der Jahreszeit und der Erinnerung an die Reise selbst, welche die letzte auf dem Magdalenaflusse, und wahrscheinlich auch die letzte in diesem Lande war, da wir hofften in Santa Marta eine Seegelegenheit nach Cartagena zu bekommen. Die nun begonnene trockne Jahreszeit hatte einen beständig klaren Himmel in ihrem Gefolge, und der vom Meere kommende Seewind ward mit jedem Nachmittage frischer. Der in diesen Nächten volle Mond fing bald darauf in ungestörtem Glanze seinen eilenden Marsch vom Horizonte bis zum Zenith an, wo er, alle ihn umgebende Sterne verdunkelnd, sich mit Wohlbehagen in dem stillen Magdalenaflusse spiegelte, auf dem der einsame Canot so ruhig mit dem Strome hinabfloß, und sich so leise den weißen Sandbänken oder den dunkelgrünen Ufern vorbeischlich, daß er gleichsam zu fürchten schien, die stille mitternächtliche Andacht der Natur zu entweihen. Es war auch etwas so Feierliches und Großes in diesen tropischen vom Monde erleuchteten Nächten, daß man bei uns nur eine Ahnung davon in einer klaren vom Vollmond erhellten Augustnacht haben kann. Bei einer lauen Stille, welche sogar der leiseste Zephyr weniger entzückend machen würde, und in einer so reinen und hohen Atmosphäre,

daß gewiſſe Sterne einen dem Monde ähnlichen Schein auf das Waſſer werfen, geht nun dies Gegenſtück der Sonne ſo klar und ſchön auf, daß es beinahe der Despot des Tages ſelbſt zu ſeyn ſcheint, der, nachdem er einen ſeine glänzende Richtung verſchleiernden Mantel angezogen, ſich nun auf ſeinen Thron ſchleicht, um in dieſer Verkleidung eine herzlichere Huldigung von der, jetzt von ſeinem gewöhnlichen Glanze nicht ſo verblendeten Natur zu erhalten. Auf ſeinen mitternächtlichen Thron geſtiegen, bedeckt auch der milde, gleichſam lächelnde Mond die ganze Schöpfung mit einem Scheine, der zurückgeworfen von dem ſpiegelgleichen Fluſſe, alles in einen blendenden, bleichen Schimmer verſetzt, welcher, ohne für das Auge ſchmerzhaft zu ſeyn, an die Klarheit des Tages gränzt, und auf eine ſolche Nachtpaßt vollkommen Shakespeares ſchöner Ausdruck: „This night, methinks, is but the daylight sick“ — „It looks a little paler, 'tis a day“ — „Such as the day is when the Sun is hit“ — Bei ſolchem nächtlichen Mondſchein ſieht auch der Fremde beſonders das Schöne und Angenehme eines tropiſchen Climas, deſſen Tage zu heiß und Morgen und Abende zu kurz ſind, oder richtiger gar nicht exiſtiren. Sitzend auf dem Palmdache des Canots, genoſſen wir auch vollkommen der ſchönen Natur, die nun ſo wohlthätig die Sinne des Menſchen einladend vor uns lag. Während man die liebliche ſtille Luft einathmet, deren lauwarme Beſtandtheile mit den Wohlgerüchen der am Ufer duftenden Blüthen vermiſcht ſind, irrt das Auge mit angenehmer Unſchlüſſigkeit zwiſchen der milde ſtrahlenden ſilbernen Kugel und ihrem großen glänzenden Reflexionsſpiegel, dem ſtillen Fluſſe, deſſen ruhige Oberfläche nur dann und wann von einem

jagenden Krokodil beunruhigt wird: die auf dem Flusse und Lande ruhende Stille wird vielleicht bisweilen von dem dumpfen Gebrüll eines entfernten Tigers gestört, das durch die weite Entfernung seine Unannehmlichkeit verloren hat, und zu gleicher Zeit flüstert dem träumenden Menschen das nähere Schwirren eines vom Ufer verirrten Insektes, oder die feueräh nlichen Schwingungen einer leuchtenden Fliege zu, daß er nicht allein der stillen Hälfte der Schöpfung, der ruhigen entzückenden, vom Monde erleuchteten Nacht genießt.

Die Reise ging schnell und angenehm, so daß wir ohne den Fuß ans Land zu setzen, den 17. Plato und Teneriffa, den 18. Barranca, Serro und Punta Gorda, den 19. Peñon passirten, und des Morgens in Barranquilla landeten, wo wir uns bis zum folgenden Tage aufhielten, da wir den Magdalenafluß verließen, zwischen die Inseln und Klippen bei Quartro-Bocas kamen, und Nachmittags den 21. in Pueblo-Viejo anlangten. Hier verließen wir unseren Canot, und schifften uns den folgenden Tag auf einem längs der Küste nach Santa Marta segelnden Bongo ein. So schlecht diese bei dem jetzt genannten Orte schon beschriebenen Bongos sind, und so wenig angenehm eine Reise auf einem solchen Fahrzeuge zu seyn scheint, so wurde sie nun doch durch Vergleichung mit der Schifffahrt auf den Canots des Magdalenaflusses sehr angenehm und interessant, und es war jetzt eben so ungewöhnlich als willkommen, auf einem mit Segeln und Rudern versehenen Fahrzeuge einmal wieder in das große frische von munteren Wellen lebendige Meer zu kommen, auf dem die Aussicht zur Linken unermeßlich war, und zur Rechten bald wieder von steilen Felsenspitzen verhindert wurde, die die äußersten Verlänge-

rungen der in den Wolken schwebenden Schneeberge waren, von deren weißen Gipfeln ein erfrischender Wind herabeilte, und unser großes viereckigtes an einem Bambusrohr ausgespanntes Segel füllte, das elastisch das schmale Boot durch die schäumenden Wogen und der benachbarten Küste vorbeiführte, deren letztes bei Gaira ins Meer laufende Vorgebirge wir zuletzt passirten, und kurz darauf landeten wir Vormittags bei dem angenehm liegenden Santa Marta.

Den 11. September ankerte im Hafen die Englische Corvette the Harlequin, Capitain Elliot, und den 14. ging sie wieder unter Segel nach Cartagena, wohin uns der Capitain gütigst mitzureisen erlaubte. Hier wäre gewiß ein unerschöpfliches Feld für die Betrachtungen und Bemerkungen, welche sich nothwendig jedem Reisenden aufdringen müssen, der sich auf einmal von der verschmachtenden Columbischen Küste auf ein großes und lebhaftes Fahrzeug versetzt sieht, aber noch mehr dem durch die Fahrzeuge des Magdalenaflusses ermüdeten Seefahrer, der sich nun endlich wieder am Bord eines Kriegsschiffes sieht, wo er sich gleichsam in eine andere wohlbekannte Welt versetzt glaubt, in der er so zu sagen von neuem eine andere Natur annimmt. Obgleich aber die Erzählung dieser Betrachtungen, so wie im allgemeinen die Beschreibung einiger Scenen am Bord eines Kriegsschiffes, selbst für den vielleicht nicht ohne Interesse seyn würden, der nicht Seemann ist; so wären doch solche Schilderungen hier um so weniger an ihrem rechten Orte, da die Reise weit in die See hinaus, und also außerhalb der Columbischen Demarcationslinie ging, die sich, zufolge der Constitution, wie ich glaube, nicht weiter als zwei Leguas von der Küste erstreckt. Wir wollen

dies Alles daher bis auf eine passendere Gelegenheit als für diese Reise aufschieben, die schon länger geworden ist, als es unser Vorsatz war, und indem wir wieder das Gebiet der Republik betreten, oder die Festungen bei Boca-Chica passiren, nur anführen, daß wir kurz darauf, oder den 18. September bei Cartagena landeten, aufs höchste verpflichtet durch die ausgezeichnete Artigkeit und freundschaftliche Begegnung, die wir auf dieser so angenehmen Reise sowohl vom Capitaine Elliot als seinen Officieren genossen.

Endlich den 8. October nahm ich von den beiden hier befindlichen Landsleuten, dem Grafen Adlercreutz und Herrn Hauswolff Abschied, und mit Grüßen nach Schweden beladen, schiffte ich mich des Abends auf der Englischen Paquet-Brigg the Countess of Chichester, Lieutenant James ein. Wir waren mehrere Passagiere am Bord, von verschiedenen Nationen, und gingen denselben Abend nach Boca-Chica aus, und von da den folgenden Morgen früh in See.

Das Wetter war schön aber stille, und das ruhige Meer bewegte sich nur hier und da durch diesen oder jenen vom Lande kommenden leisen Wind, der aber oft seine Kraft verlor, ehe er die ihn erwartenden Segel füllen konnte, welche ohnmächtig an den Masten herabhingen. Des Vormittags wurden diese Windstöße etwas stärker und folgten schneller auf einander, bis sie sich zuletzt in einen kräftigen Ostwind verwandelten, mit dem wir bei halbem Winde, längs der niedrigen Küste, den Vorgebirgen Punta-Canoa und Punta-Galera, dem Letzteren ziemlich nahe vorbeifuhren, worauf Fahrzeug und Land sich immer weiter von einander entfernten, während der zunehmende Wind zeigte, daß sie einander bald aus dem Gesichte verlieren würden,

und den Reisenden aufforderte den letzten Abschiedsblick nach dem verlassenen Lande zu werfen.

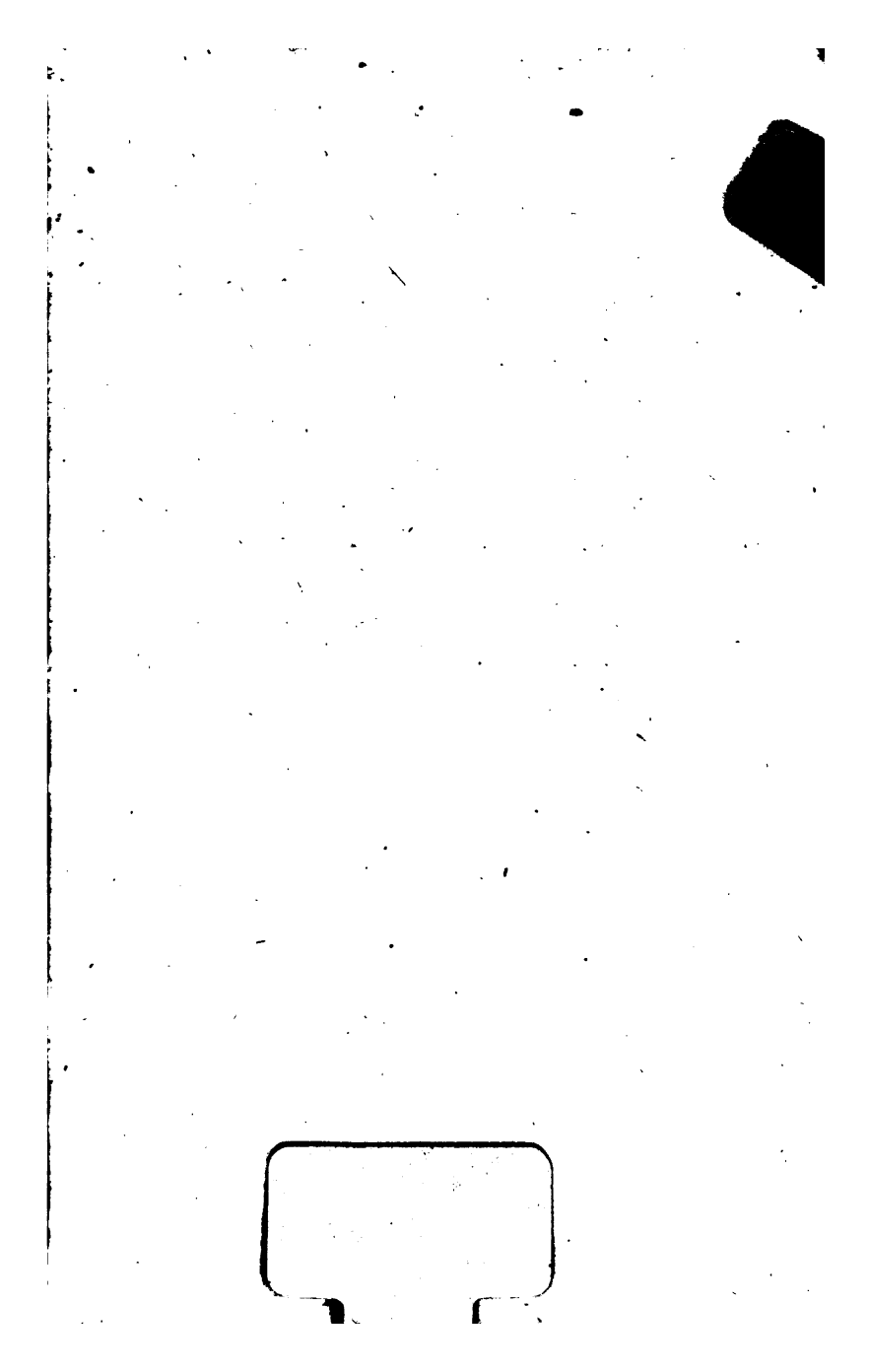
Mit ganz anderen Gefühlen wirft man seine Blicke auf ein Land zurück, in dessen Inneren man sich eine so lange Zeit aufgehalten hat, und wohin man wahrscheinlich nie wieder kommt, als mit denen der Seefahrer gewöhnlich von einem verschwindenden Hafen, oder einer Küste Abschied nimmt, wo er sich eine kurze Zeit aufgehalten, und die er vielleicht einmal wiedersieht. Da es so selten mit dem Seemanne der Fall ist, daß er etwas tief in ein Land eindringt, sondern an der Küste und in den Seestädten bleibt, so hat er oft weniger Gelegenheit, als man glauben könnte, die wahre Beschaffenheit eines Landes, den eigentlichen Charakter und die Lebensart der Einwohner u. s. w. oder mit einem Worte das Land selbst kennen zu lernen; denn in diesem Falle geben im allgemeinen die meisten Seestädte, so überraschend und ungleich sie auch beim ersten Anblicke seyn mögen, eine so schwache und unsichere Idee von dem Innern des Landes, und haben einen so durchaus gleichen Anstrich mit einander, daß, wenn ein Seefahrer eine oder die andere in jeder Zone gesehen hat, so kann er sich auch beinahe alle übrigen vorstellen, in denen er außer einigen unwichtigeren Variationen, selten etwas so Neues und Fremdes trifft, daß er sich nicht sogleich, wie darin zu Hause, vorkommen sollte. So ist es nicht, wenn er weiter ins Land eindringt, und sich von der alles vereinigenden und gleichmachenden See entfernt, die hier nicht die charakteristischen Ungleichheiten des Landes verwischen kann; sondern er wird sie merklicher und größer finden, je weiter er hineinkommt, und darauf nach der Küste vielleicht mit ganz ver-

schiedenen Gedanken von dem nämlichen Lande zurückkehren, als er es gethan haben würde, wenn er es nach einem längeren oder kürzeren Aufenthalte in seinen Häfen verlassen hätte. War jemals ein solcher Fall eingetroffen, so geschah es nun mit mir, und ich muß bekennen, daß wenn mein Aufenthalt in Columbien sich auf die Städte Cartagena und Santa Marta eingeschränkt hätte, so würde ich dieses Land mit eben so schiefen als widerlichen Ansichten sowohl in Hinsicht auf das Land selbst als auf die Einwohner verlassen haben; denn unähnlicher war wohl nie das Innere eines Landes mit seiner Küste, als Columbiens gebirgigte Provinzen zwischen den Andes mit seinen Küstenprovinzen an der Caraibischen See. Mit mehr als gewöhnlichem Interesse blickte man nun auf die letzten Ueberbleibsel dieses weiter in seinem Innern so schönen Landes zurück, dessen physische Beschaffenheit so unglaublich reich und abwechselnd ist, wie es nur in einem Lande seyn kann und muß, das eine Lage unter dem Aequator mit einer von hohen Bergen und großen Flüssen so bedeckten Oberfläche vereinigt, oder kürzer in einem so stark coupirten tropischen Lande wie Columbien, das in dieser Hinsicht ohne seines Gleichen auf der ganzen übrigen Erdkugel liegt.

Inzwischen war der Wind des Nachmittags frischer geworden, so daß wir mit sehr guter Fahrt die Höhe von Sabanilla passirten, und sahen, wie sich die entfernten dunkeln Gipfel der Schneeberge von Santa Marta mehr und mehr sinkend zurückzogen; und gegen Abend war er im beständigen Zunehmen, so daß er etwas vor Sonnenuntergange die Stärke eines heftig wehenden Passatwindes angenommen hatte. Zu gleicher Zeit nahm die Reise die leb-

hafte und heftige Fahrt an, die freilich weniger angenehm für Passagiere im allgemeinen, es so viel mehr für den Seemann ist, da er bei solchen Gelegenheiten, indem er kühn seinem Fahrzeuge die größt-möglichste Schnelligkeit giebt, vielleicht eine der schönsten Scenen in seinem wechselreichen Leben genießet. Grade so war es jetzt. Die Sonne eilte klar und purpurroth hinunter an dem wolkenfreien Horizonte, an welchem sich hinten hinaus kein anderes Land zeigte als der weiße Gipfel des Schneeberges: der Cours war schon auf Jamaica gestellt und die Segel nach dem Winde aufgebrasset, der frisch wehend von der Seite kam, während die See noch nicht zu sehr in Bewegung war. Das Fahrzeug lag stark über nach der Seite, die den Wind nicht hatte, und durchschnitt wohllüstig die schäumenden Wogen, die in ihrem ohnmächtigen Aerger nur bisweilen ein wenig Wasser aufs Verdeck warfen; die kleinen Segel waren schon eingezogen, und die Matrosen standen bereit die Bramsegel ebenfalls einzuziehen, in aller Stille horchend, ob nicht der Bootsmann, der vorne mit seiner Pfeife vor dem Munde stand, bald damit das Zeichen zu diesem Manöver geben würde; der Steuermann kam grade vom Loggen und meldete, daß er eilf Meilen mache, dem Capitain, der mit dem Fernrohre unter dem Arme vorne auf dem Verdecke stand, und seine fragenden Blicke von der wehenden See und der Windseite auf die gekrümmten Bramstangen warf, um zu sehen, wie lange der zunehmende Wind das Führen der Bramsegel erlauben würde: einige Passagiere waren hinten versammelt, hielten sich an die Seitenwände, um nicht auf dem sich stark neigenden Verdecke das Gleichgewicht zu verlieren, und theilten ihre Aufmerksamkeit

zwischen der auf der Seeseite untergehenden Sonne und dem hinten hinaus von den letzten Strahlen derselben noch erleuchteten Gipfel des Schneeberges. Eine tiefe Stille herrschte auf dem ganzen Fahrzeuge, nur von dem Geräusche des die Wellen zertheilenden Schiffes und dem sausenden Getöse des Windes in der Takelage gestört. Alle standen in gespannter Erwartung. Plötzlich schlug die Schiffsuhr sechs . . . die Sonne sank in das purpurrothe Meer . . . ihr letzter Strahl zitterte auf dem Schneegipfel . . . eine Stimme rief „Adios Colombia!“ und in demselben Augenblicke verschwand der letzte sichtbare Punkt von Südamerika. —

Ende.

Stralsund, gedruckt in der Regierungs-Buchdruckerei.